BVB BibliotheksVerbund Bayern

Verhandlungen des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg. 98. Band (1957)

Regensburg : Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg, 1957

http://www.nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0

Verhandlungen des Historischen Vereins

für Oberpfalz und Regensburg

98. Band

Regensburg
Verlag des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg
1957

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0001-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

196/18

Anmeldungen zur Mitgliedschaft beim Historischen Verein für Oberpfalz und Regensburg wolle man an die Vorstandschaft (Regensburg, fürstliche Hofbibliothek) richten.

Der Jahresbeitrag beträgt gegenwärtig DM 5.—

Den Verhandlungsband erhalten die Mitglieder unberechnet, für Nichtmitglieder beträgt der Preis desselben DM 10.—

Geldsendungen werden erbeten an Postscheckkonto Nürnberg Nr. 93 270.

* *

Die zur Veröffentlichung in den Verhandlungen bestimmten Manuskripte werden in Maschinenschrift erbeten.

Für Inhalt und Form sind die Verfasser verantwortlich. Korrekturänderungen, die mehr als eine Stunde Zeitaufwand für den Bogen erfordern, werden dem Verfasser berechnet.

* *

Die Lieferung der Verhandlungsbände erfolgt gegen Nachnahme.

Schriftleitung: Stud.-Prof. Dr. Georg Völkl

Satz, Druck und Einband:

Buchdruckerei Michael Laßleben, Kallmünz Opf.

Phil. Bibliothek Regensburg

Universitätsbibliothek Regensburg

urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0002-7

Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

INHALT

Dr. Karl *Dachs*, Regensburg
Leben und Dichtung des Johann Ludwig Prasch (1637—1690) 5

Dr. Ludwig *Morenz*
Magister Nikolaus von Ybbs 221

Dr. Georg *Völkl*, Regensburg
Neuerscheinungen zur Geschichte Regensburgs und der Oberpfalz . . 309

Dr. Georg *Völkl*, Regensburg
Vereinsrückschau 329

Dr. Armin *Stroh*, Regensburg
Bericht der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums Regensburg . . 335

Anmerkung der Schriftleitung

Die im letzten Verhandlungsband S. 163—376 veröffentlichte Abhandlung des Herrn Dr. Heinz Wolfgang *Schlaich* über „Das Ende der Regensburger Reichsstifte St. Emmeram, Ober- und Niedermünster", ist eine Dissertationsschrift, die unter Leitung des Herrn Univ.-Prof. Dr. *Bosl*-Würzburg entstanden ist und im Sommersemester 1955 von der Philosophischen Fakultät der Universität Würzburg angenommen wurde.

Im Vorwort, das von der Schriftleitung gekürzt worden war, dankt der Verfasser Herrn Univ.-Prof. Dr. *Bosl* für die vorzügliche Betreuung. Wertvolle Hilfe erfuhr der Verfasser außerdem in Regensburg von den Hochschulprofessoren Dr. Hans *Dachs* und Dr. Ernst *Klebel*, Herrn Diözesanarchivar Msgr. Joh. Bapt. *Lehner*, Herrn Stadtarchivar Dr. Jürgen *Sydow*, sowie von den Beamten der Archive in Wien, München, Amberg und Landshut.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0003-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

~~751 BA 2914 - 98~~

NA 8784 - 98

Univ.-Bibliothek Regensburg

288399

Leben und Dichtung des Johann Ludwig Prasch (1637-1690)

Mit einer Darstellung seiner Poetik

Von Dr. Karl Dachs

INHALTSVERZEICHNIS

J. L. Prasch im Urteil der Zeiten 7

I. Das Leben 12

Die Familie (12) Leichenpredigten (15) — die Vaterstadt Regensburg (17) — ihr Verhältnis zum Kaiser (17) — südlicher Vorort des Protestantismus (17) — Bindungen an die protestantischen Stammlande (19) — die bauliche Gestalt der Stadt (20) — Prasch als Schüler des Gymnasiums Poeticum (21) — Universitätsstudium (21) — 1. Jena (21) — 2. Straßburg (21) — 3. Gießen (24) — Orthodoxie (25) — Epochen des publizistischen Lebenswerkes (26) — die juristischen Werke (27) — geselliges und geistiges Leben in Regensburg (31) — die Ehen von Prasch (37) — Humor (40) — Testament (42) — Ämterlaufbahn (43) — Einfluß des Berufes auf die Dichtung (47) — Consistorialpräsident (49) — theologische Werke (51) — Oberscholarch (53) — pädagogische Werke (55) — Reichstag (61) — Gelegenheitsgedichte (63) — Vermögen (63) — Beamte als Dichter (64) — Tod (65).

II. Das dichterische und theoretische Werk 67

A. Die lateinischen Gedichtbände 67

1. Poematum libellus, 1666 68

2. Eclogae, 1671 88

3. Aurei apologi, 1674 97

B. Die Schriften zur Poetik 101

1. Gründliche Anzeige von Fürtrefflichkeit und Verbesserung Teutscher Poesie, 1680 103

2. Discurs von der Natur des Teutschen Reimes, 1685 122

C. Die deutschen Gedichtbände 135

Regensburger Dichtung vor Prasch

1. Astrea, 1681 137

2. Lobsingende Harffe, 1682 153

3. Geistlicher Blumenstrauß, 1685 161

D. Werke anderer Dichtungsgattungen 164

1. Die Schauspiele 165

a) Comoedia Amici, 1663 165

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0005-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

b) Tullia, Tragoedia, 1667 171
c) Saul desperans, Tragoedia, 1671 173
d) Arminius, Tragoedia, 1679 173
e) Die getreue Alcestis, 1681 173
2. Der Roman Psyche Cretica, 1685 175
E. Die sprachtheoretischen Schriften 184
1. Mysterium linquae Teutonicae pars prima, de divina origine huius linquae, 1686 186
2. Dissertatio de origine Germanica Latinae Linquae, 1686 . . . 191
3. Dissertatio altera de origine Germanica Latinae linquae. Accedit glossarium Bavaricum, 1689. 195
4. Unvorgreifflicher Entwurff der Höchstrühmlichen Teutschliebenden Gesellschafft, 1689 196
III. Bibliographie der Werke von Johann Ludwig Prasch 198
A. Dichterische Werke 199
1. Lyrik 199
a) Lateinische Lyrik 199
aa) Freie Dichtung 199
bb) Gelegenheitsdichtung 199
b) Deutsche Lyrik 200
aa) Freie Dichtung 200
bb) Gelegenheitsdichtung 201
2. Dramen 201
a) Lateinische Dramen 201
b) Deutsches Drama 201
3. Roman 202
B. Werke zur Dichtungs- und Sprachtheorie 202
1. Poetik 202
2. Sprachtheorie 202
C. Werke über und für den Sprachunterricht 203
1. Lateinischer Sprachunterricht 203
2. Deutscher Sprachunterricht 204
D. Theologische Werke 204
E. Juristische Werke 205
F. Varia 206
IV. Anhänge 209
A. Benützte Literatur 209
1. Quellenschrifttum 209
2. Sekundärliteratur 211
B. Benützte Archive 216
C. Personen- und Sachregister 216

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0006-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Die vorliegende Arbeit macht den Versuch, einen der Wissenschaft bis vor kurzem fast völlig unbekannt gebliebenen Regensburger Dichter und Gelehrten des Barockjahrhunderts, Johann Ludwig Prasch (1637—1690), vorzustellen und sein Leben und seine Werke eingehender zu betrachten, soweit sie für die Germanistik von Bedeutung sind.

Prasch hat das Schicksal des Vergessenwerdens mit seinem Jahrhundert geteilt; denn zu seiner Zeit war er kein Unbekannter: Als Jurist, Sprachforscher und Dichter hat er sich in der damaligen Gelehrtenrepublik eine hochgeachtete Stellung errungen. Mit Erstaunen liest man, wenn man literarhistorische und kritische Werke des endenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts aufschlägt, aus der Feder gründlicher Kenner und urteilsfähiger Kritiker rühmende Urteile über seine Werke, deren er dank einer nie erlahmenden Produktionskraft im Laufe von 35 Jahren (1655—1690) 99 dem Titel nach noch bekannte der wissenschaftlichen Welt und dem gebildetem Publikum geschenkt hat. Leider sind nur noch 63 von ihnen in Bibliotheken und Archiven nachzuweisen.

Erdmann Neumeister, dessen „Specimen dissertationis“[1] auch heute noch durch gründliche Kenntnis der Literatur des 17. Jahrhunderts und ein selbständiges Urteil besticht, schreibt über Prasch: „Vir de republica literaria immortaliter meritus, Poeta in Poesi et Latina et Germanica laude omni dignus.“

Johann Caspar Wetzels „Hymnopoegraphia“[2], bis heute die Grundlage für Forschungen auf dem Gebiet des protestantischen „Kirchenliedes“, widmet ihm als „berühmtem Philologus“ eine Lebensdarstellung unter besonderer Berufung auf H. W. Wittes „Diarium Biographicum“[3], das den Schwanengesang Praschens abdruckt und den Verfasser „virum sublimis ingenii“ nennt.

Tenzelius, der Herausgeber der „Monatlichen Unterredungen“, einer schöngeistigen Zeitschrift, schreibt über das Ableben von Prasch[4]: „Es hat abermals ein Atlas rei literariae das Haupt geleget / nemlich der vortreffliche und hochberühmte Prasch. Seine stattliche Gelehrsamkeit hat er in vielen Schrifften an den Tag gegeben / sonderlich war er ein überaus guter Poet und hat kurtz vor seinem Ende gleichsam einen Schwanen-Gesang hinterlassen / welcher hierher gesetzt zu wer-

Die Abkürzung „a. a. O.“ verweist auf das Verzeichnis der benützten Literatur, die Abkürzung „WK“ auf den Werkkatalog, das Verzeichnis der Schriften von Johann Ludwig Prasch.

[1] A. a. O., S. 83 f.
[2] A. a. O., 2. Bd., S. 317 f.
[3] A. a. O., 2. Bd., S. 180 f.
[4] Zitiert nach Serpilius, a. a. O., S. 141 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0007-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

den allerdings meritiret . . . Wer im Horatio I. II. od. 20 mit diesen herrlichen Abschied conferiren wil / wird unsern seel. Herrn Praschen das Lob vor jenen geben müssen."

Auch der kritische Morhof schlägt im „Polyhistor[5] die Lektüre verschiedener Werke von Prasch vor und sagt über seine lateinische Dichtung[6]: „Praschii Carmina Heroica Virgilianum aliquid spirant et nitidum." Daß Morhof mit diesem Urteil Richtiges getroffen hat, wird die Betrachtung der lateinischen Dichtungen zeigen.

Besonders aber findet der Wissenschaftler Prasch allseits Anerkennung. Georg Ludwig Goldner zählt im Vorwort seiner „Curiösen Denk- und Ehrenmahle" Prasch „unter die hochweisesten Männer / deren Meinung niemand ohne große Kühnheit widersprechen kann"[7].

„Landgraf gab ihm in Exercit. II. de Gentilium Oraculis p. 65 den wolverdienten Ruhm / daß er Judicii et eruditionis Princeps sey"[7].

Auch die „Acta Eruditorum" widmen ihm 1690 einen ausführlichen Nachruf[8].

Natürlich wird man von den zum Teil überschwänglichen Lobsprüchen manches auf Kosten der gerade im Zeitalter Ludwigs XIV. üppig wuchernden Ruhmsucht sowie der in Humanistenkreisen gern geübten Methode, sich gegenseitig berühmt zu machen, setzen dürfen. Trotzdem bleibt ein solches Maß ehrlicher Bewunderung aus dem Munde ihm ferner stehender Gelehrten (selbst Leibniz wird auf ihn aufmerksam), durchaus kritischer Geister wie Neumeister und Morhof, selbst polemisch gegen ihn auftretender Männer wie Thomasius (sein Urteil soll im Zusammenhang der Betrachtung der juristischen Werke angeführt werden), daß die Wissenschaft nicht auf die Dauer an dem seiner Zeit so berühmten Mann vorbeigehen sollte.

Zu denken gibt auch der ein Jahrhundert lebendige Nachruhm. Die Lexica von Zedler[9], 1741, Jöcher[10], 1751, Saxe[11], 1775, und Kobolt[12], 1795, unterrichteten den Suchenden noch genau über Leben und Werktitel.

Am stärksten wirkt Prasch mit seinen sprachgeschichtlichen und -theoretischen Schriften nach. Leibniz empfiehlt, ihm in der Abfassung von Dialektglossaren nachzueifern[13]. „Sein ehemaliger Sekretär, der Historiker und Sprachforscher Johann Georg Eccard hat in seiner

[5] Polyhistor, a. a. O., I, 7, 3, 15; III, 2, 1, 14 & 20; III, 6, 1, 8; III, 6, 2, 3; III, 6, 6, 3.
[6] Ebenda I, 7, 3, 8.
[7] Zitiert nach Serpilius, a. a. O., S. 137 u. S. 140.
[8] A. a. O., Jg. 1690, S. 464—468.
[9] A. a. O., 29. Bd., 1741, Sp. 187 f.
[10] A. a. O., 3. Bd., Sp. 1752 f. Ergänzungen, 6. Bd., Sp. 812—814.
[11] A. a. O., 5. Bd., S. 61.
[12] A. a. O., S. 523—526.
[13] Dünninger, J. L. Prasch, a. a. O., S. 185 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0008-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

„Historia studii etymologici linguae Germanicae“ (Hannover 1711), die wir als erste Geschichte der deutschen Philologie bezeichnen dürfen, im 31. Kapitel Prasch hervorhebend gewürdigt, des Glossars gedacht und bedauert, daß seine Anregungen zu Sammlungen mundartlichen Wortgutes nicht weiter beachtet worden seien. Daß das Vorbild Praschens nicht vergessen wurde, zeigt jedoch der Hinweis auf ihn bei Michael Richey in seinem „Idioticon Hamburgense“ (Hamburg 1743, S. IX ff.), dem bedeutendsten Dialektwörterbuch des 18. Jahrhunderts“[14]. Elias Caspar Reichard[15] spricht zusammenfassend über die sprachlichen Bemühungen von Prasch und spendet ihm das ernstzunehmende Lob: „Ich wüßte keinen unter den deutschen Sprachforschern des vorigen Jahrhunderts, der würdiger wäre, mit Morhofen in einem Paare zu gehen; als Johann Ludwig Prasch. . . . [Er] war ein frommer Jurist, ein bescheidener[15a] Philosoph und ein großer Humanist. Er besaß einen guten und aufgeklärten Verstand, eine gründliche Gelehrsamkeit, vornehmlich aber einen löblichen Eifer für die Aufnahme und Beförderung der schönen Wissenschaften unter unseren Landsleuten, und insbesondere ihrer eigenen Muttersprache.“

Jördens[16], 1805—1811, erwähnt Prasch bereits nicht mehr und Wolffs große Encyclopädie[17], 1846, weiß nur noch Negatives zu berichten und zeigt damit deutlich den Wandel der Zeiten: „Seine geistlichen Gedichte sind mühsame Nachbildungen, Werke des Fleißes und der Gelehrsamkeit, aber wie seine anderen Leistungen ohne eigentlichen poetischen Werth.“ Kennzeichnend für die wissenschaftliche Beachtung von Prasch in den kommenden Generationen ist, daß die Urteile meist schief und ablehnend sind und vor allem, daß nicht mehr das dichterische oder wissenschaftliche Werk in seiner Gesamtheit bekannt ist, sondern nur noch einzelne, oft nur ein Werk in den Gesichtskreis des jeweiligen Betrachters tritt.

Scherers „Geschichte der deutschen Literatur“ streift nicht gerade wohlwollend die „Psyche Cretica“[18]. Ihm folgt Bobertag in der „Geschichte des Romans“[19]. Goedeckes „Grundriß“[20] kann nur wenige Titel anführen und auch hier haben sich noch zwei unechte Werke eingeschlichen. Doch widmet in dieser Zeit die „Allgemeine Deutsche Biographie“[21] Prasch einen sechsseitigen, verdienstvollen und grundlegenden Artikel und macht auf ihn als „einen der bedeutendsten

[14] Ebenda S. 186.
[15] A. a. O., S. 269—275.
[15a] „bescheiden“ bedeutete damals „erfahren“.
[16] A. a. O.
[17] A. a. O., 6. Bd., S. 91.
[18] A. a. O., S. 380.
[19] A. a. O., 2. Bd., S. 262.
[20] A. a. O., 3. Bd., V. Buch, S. 24 u. S. 189.
[21] A. a. O., 26. Bd., S. 505—509.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0009-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Rechtsgelehrten, Sprachforscher und Dichter seiner Zeit" aufmerksam. Wie aber schon diese Formulierung zeigt, ist der Verfasser des Artikels, Daniel Jacoby, im allgemeinen von den alten Nachschlagewerken abhängig und er kommt nicht viel über eine Werkaufzählung (auch diese natürlich nicht vollständig) hinaus. Es ist weder die Einheit des Lebenswerkes von Prasch gesehen, noch gewinnt die geistige Umwelt, aus der es herauswuchs, Gestalt. So ist der ADB-Artikel mehr stoffliche Grundlage für kommende wissenschaftliche Beschäftigung als selbst schon ein wissenschaftlicher Beitrag zum Thema Prasch.

In unserem Jahrhundert hat Karl Winkler nochmals die bisherige Forschung über Prasch kurz in seiner „Literaturgeschichte des oberpfälzischen Stammes"[22] zusammengefaßt. Allerdings hat der Verfasser, wie es in einem Werk mit so weit gefaßtem Thema nicht erwartet werden kann, das vorhandene Material nicht bereichert.

Dem Spürsinn von H. Cysarz für vergessene und verschollene Lyrik des 17. Jahrhunderts ist es gelungen, den Lyriker Prasch zu entdecken. Drei Gedichte aus der „Astrea", die zu den besten des Bandes gehören, wurden von ihm in der Reihe Barocklyrik der „Deutschen Literatur in Entwicklungsreihen" abgedruckt[23]. In der Einleitung wird, nicht völlig zu Recht, unser Dichter als Epigone Hofmannswaldaus eingestuft. Das Urteil wurde aber von Flemming für die „Annalen"[24] übernommen.

Am häufigsten, wenn auch nur peripher, trat Prasch in das Blickfeld der Sprachforscher. So bezieht sich Konrad Burdach[25] auf die „Gründliche Anzeige", Kåre Kaiser[26] auf den „Discurs von der Natur des teutschen Reimes". Das Verhältnis von Leibnitz und Prasch hat S. von der Schulenburg[27] eingehend behandelt.

Schließlich hat Bruno Markwardt in der „Geschichte der deutschen Poetik I"[28] die „Gründliche Anzeige" ausführlich besprochen. Muß seine Darlegung schon deshalb unvollkommen bleiben, da sie die zweite und bedeutendere Schrift zur Poetik nicht beachtet, so hat sich der Verfasser durch zeitbedingte vorgefaßte Meinungen eine angemessene Interpretation verbaut. Eine kritische Auseinandersetzung muß darum am gegebenen Ort eingefügt werden.

Es bleibt nur noch die letzte und bedeutendste Arbeit zu Prasch zu nennen. Josef Dünninger hat mit seinem gedrängten Artikel „Jo-

[22] A. a. O., S. 193 f.
[23] A. a. O., 2. Bd., S. 219—221.
[24] W. Flemming, a. a. O., S. 390.
[25] Burdach, Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache, a. a. O., S. 28, Anm. 2.
[26] A. a. O., mehrfach, siehe Register.
[27] A. a. O., S. 10 f.
[28] A. a. O., 1. Bd., S. 208—213 und mehrfach.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0010-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

hann Ludwig Prasch und sein Glossarium Bavaricum von 1689“[29] weit über das Versprechen des Titels hinausgehend in Umrissen ein Gesamtbild von Leben und Werk aus intimer Kenntnis der Schriften und des Lebensmilieus gezeichnet. Hier erst wird das Werk von Prasch eigentlich für die Wissenschaft erschlossen, da es nicht mehr isoliert gesehen, sondern in den umgreifenden Zusammenhang der Lebenskultur einer bairischen, die Zusammenhänge mit dem Geistesleben des protestantischen Mittel- und Norddeutschlands wahrenden Stadt gestellt wird. Als fruchtbarster Ansatzpunkt für die Aufschlüsselung des Werkes und als Grundtendenz der Bestrebungen von Prasch wird die Bemühung um die „Sprache“ im weitesten Sinn herausgestellt. Damit ist endlich die Voraussetzung geschaffen, daß die Wissenschaft das weitverzweigte Schaffen von Prasch behandeln kann.

Eine gerechte Würdigung müßte in gleicher Weise die dichterischen, sprachwissenschaftlichen, pädagogischen, juristischen und theologischen Werke heranziehen. Diese Arbeit, die 1956 der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität zu München als Inaugural-Dissertation vorgelegt wurde und mit der ich am 6. Juni 1957 zum Dr. phil. promovierte, möchte nur einen Baustein zur gerechten Beurteilung der Leistung von Prasch liefern. Sie beschränkt sich auf die Behandlung der poetischen, dichtungs- und sprachtheoretischen Arbeiten. Die anderen Interessengebiete von Prasch können nur gestreift werden, um die Einheit seines Lebenswerkes aufzuweisen. Jedoch soll für Arbeiten auf diesen Gebieten durch einen vollständigen Werkkatalog und eine ausgebaute Vita die Forschungsgrundlage verbessert werden.

Ich möchte nicht versäumen, an dieser Stelle meinen verehrten akademischen Lehrern aufrichtig zu danken: Herrn Prof. Dr. Josef Dünninger, Würzburg, der die Arbeit angeregt, selbstlos das Thema überlassen und manchen Hinweis gegeben hat; Herrn Prof. Dr. Paul Stöcklein, München, jetzt Saarbrücken, unter dessen Anleitung die Arbeit entstand, die er in nimmermüder und liebevoller Hilfsbereitschaft gefördert hat; ferner den Professoren Dr. Otto Basler und Dr. Edgar Hederer, München, deren Barockseminare mir wertvolle methodische Anregungen vermittelten.

[29] A. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0011-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

I. Das Leben

Johann Ludwig Prasch entstammt einem bekannten österreichischen Patriziergeschlecht, das sich seit zwei Generationen in Regensburg niedergelassen hatte. Wir sind in der glücklichen Lage, die Familiengeschichte über acht Geschlechter hin verfolgen zu können, da das bekannte genealogische Werk von Johann Seifert: „Stamm-Taffeln Gelehrter Leuthe" der Familie Prasch zwei Tafeln einräumt[30]. Der älteste nachweisbare Vertreter ist Johann Prasch (1390—1460), ein Bürger in Hallein. Der erste seiner drei Söhne wird „Pauliner-Münch", der zweite, der den Stamm weiterführt, Christian (—1485), Assessor des Stadtgerichtes in Hallein. Von seinem Sohne Johann (—1510) ist nur überliefert, daß er Bürger in Hallein war. Von dessen drei Söhnen ist der zweite, Dionys, Advokat in Straßburg, der erste, Christian (—1548), wohlgeführter Ratsherr in Hallein. Er verläßt aber die alte Heimat seiner Familie und siedelt wegen seines protestantischen Glaubens nach Augsburg über, wo er 1548 stirbt. 21 Kinder entstammen seinen vier Ehen.

Wichtig ist aus der ersten Ehe Johann Prasch (1515—1544), ein feingebildeter Mann und Sekretär des Bischofs von Wien Friedrich Nausea. Er hat sich als lateinischer Dichter einen Namen gemacht[31]. Vier Bücher der Odyssee hat er ins Lateinische übertragen und außerdem ein Trauerspiel „Philaemus" verfaßt, das 1548 nach seinem Tod im Druck erschien[32]. Ferner wird von ihm berichtet, er sei mit Philipp Melanchthon eng befreundet gewesen. Sein Bruder Georg Prasch (1524—1592) studiert die Rechte in Leipzig und hört Martin Luther und Melanchthon. Er kehrt wieder nach Hallein zurück, ist dort Ratsherr und Spitalpfleger und wird der Stammvater einer eigenen Linie der Familie. Ein Sohn Daniel (1561—1630) übersiedelt wieder nach Augsburg und wird Präceptor am Anna-Gymnasium. Auch literarisch hat er sich betätigt. 1624 erschien von ihm ein Werk „Epitaphia Augustana Vindelica". Ein Enkel, Christian (1623—1684), war Schreiber und Gerichtswaibel, ein Urenkel, ebenfalls Christian, Generationsgenosse von unserem Johann Ludwig Prasch, geboren 1651, wird 1679 Organist und Schulhalter zu Neuenstein in der Grafschaft Hohenlohe. 1685 geht er wieder mit seiner Familie nach Augsburg und bekommt die Stelle des Organisten zu St. Ulrich A. C. und Regens

[30] A. a. O., 2. Teil, Tafel 27 und 27 A. Die folgende Darstellung der Familiengeschichte beruht auf Seifert.

[31] Nadler, a. a. O., 1. Bd., S. 389. Weiter Literatur: ADB, 26. Bd., 1888; Th. Wiedemann, J. Prasch. Ein Halleiner Gelehrter, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, 29. Bd., 1889.

[32] Nadler, ebenda: „Krieg und Frieden läßt er hier miteinander streiten, also ein Stück, das sich ganz im Fahrwasser der neuen Wiener Entwicklung hielt."

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0012-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

chori musici zu St. Anna. (Dessen Sohn wird auch wieder Musiker: Organist in Speyer).

Doch zurück zu den 21 Kindern des Christian Prasch! Aus der vierten Ehe stammt Abel Prasch (1540—1592), der als berühmter Musiker Organist zu St. Anna in Augsburg war. Er ist der Stammvater der Regensburger Linie der Prasche. Seine zwei Söhne, beide wohl Juristen, gehen nach Regensburg und kommen bald zu Rang und Ansehen. Der eine, Abel (1573—1630), heiratet eine Tochter des Inneren Rates Christoph Memminger — die Memminger waren eine eingesessene Patrizierfamilie — und steigt als erster Prasch 1627 in den Inneren Rat auf. Sein Stamm erlischt, da seine Frau mit den fünf Kindern bei der Belagerung von 1634 alle ums Leben kommen. Der andere Bruder, Johann (1584—1638), nimmt ebenfalls eine Regensburger Patrizierstochter zur Frau — eine Portnerin — und zieht 1630 ebenfalls in den Inneren Rat ein, wo er bald zum Bauamts-Direktor gewählt wird.

Über seinen Sohn Johann Wolfgang Prasch (1609—1658), den Vater des Dichters, läßt sich schon etwas mehr aussagen. Er studiert an der damals so blühenden Universität Leyden die Rechte[33], wird aber von den Wogen der Zeit erfaßt und macht als Curassierlieutenant den Dreißigjährigen Krieg mit, kehrt jedoch dann nach Regensburg zurück und sitzt von 1638—1658 ebenfalls im Inneren Rat. Er versieht auch das Amt eines Almosenamtsdirektors und Kriegsherren. Seiner Ehe mit Maria Praidschedlin[34] von Pielenhofen bei Regensburg entstammt unser Johann Ludwig Prasch (1637—1690), der von 1665—90 im Inneren Rat sitzt. Das Geschlecht der Prasche hatte also 60 Jahre einen Sitz im Inneren Rat der Stadt Regensburg.

Der Vater scheint nach der Schilderung des Sohnes eine sehr lebensvolle Figur gewesen zu sein: temperamentvoll, heißblütig, redegewandt und ein unbestechlicher Richter. Nicht jeder ist sein Freund gewesen, da er die Wahrheit über alles setzte. Aber auch Freude an der Kunst gehört zu seinem Charakterbild. Er hat selbst lateinisch gedichtet und der Sohn will von ihm das Talent geerbt haben. Die Mutter war dagegen eine stille, sanfte Frau von tiefer Frömmigkeit, in die sie den Sohn schon früh einführte. Von dem Verhältnis der beiden Ehegatten zueinander zeichnet der Sohn ein Bild rührender menschlicher Übereinstimmung[35].

Der Familie war von Kaiser Maximilian ein Wappenbrief verliehen worden: Ein roter Hund, eine Brake auf weißem Feld über einem

[33] Poematum Libellus, WK 1, Nr. IX: „Lacrymae in obitu parentis".
[34] Die Praidschedel waren ebenfalls eine Juristenfamilie. Prasch hat einen juristischen Kommentar seines Großvaters über Privilegien herausgegeben und eingeleitet, WK 71.
[35] Vgl. Anm. 33.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0013-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

blauen Kreuzband mit drei goldenen Sternen[36]. Tatsächlich heißt nach Schmeller[37] „Brasch" der Leithund, so daß man ein sprechendes Wappen annehmen kann. J. L. Prasch hat, wohl aus Stolz auf das Familienwappen, nach 1680 einen bibliophilen Druck, genannt „Canis symbolicus"[38], mit 34 sein Wappen ausdeutenden Epigrammen erscheinen lassen. Es ist ein Beispiel der von der Nürnberger Dichterschule besonders gepflegten emblematischen Dichtung. In immer neuen Variationen setzt der Dichter das Wappenbild der nach oben eilenden Brake allegorisch für das Höhenstreben seines Geistes. Als Ziel seines Strebens nennt Prasch Religion, Kunst und Wissenschaft.

Nulla cani requies: ardens per saxa, per ignes
Vestigat Dominum nocte, voratque viam.
Sic mea mens illum sectatur amore fideli,
Aurea qui mundi lumina fecit, herum.

und

Quadrupes haec currit semper, semperque quiescit:
Sic labor et versus sunt mihi laeta quies[39].

Und dementsprechend wählte er als Wahlspruch seines Lebens:

Auf das Wissen und Gewissen
Will ich allzeit sein beflissen[40].

Das ganze Lebenswerk, das soll dieser Versuch zeigen, kreist um das Bemühen, Religion mit Wissenschaft und Kunst zu verbinden, widmet sich der Pflege eines kirchlichen Humanismus. Und damit steht Prasch ganz in der geistigen Tradition seiner Familie. Immer wieder begegnen in der Geschlechterfolge Juristen und Ratsherren und Prasch selbst wird diesen Beruf wählen. Eine ebenso feste Konstante ist die Treue zur evangelischen Religion, zu der sich die Familie ganz früh bekannt und um derentwillen sie auch ihre österreichische Heimat aufgegeben und in bayerischen Reichsstädten Zuflucht gesucht hat. Und nicht bedeutungslos ist es, daß zwei Vorfahren Schüler und Freunde Melanchthons gewesen sind und daß mehr als ein Schulmann im Stammbaum steht. Das Anliegen des Präceptor Germaniae, das ererbte humanistische Gut für die neue Religion zu retten, das Bildungswesen zu fördern und die Dogmatik der Lehre Luthers zu festigen, deckt sich aufs Ganze gesehen mit den Strebungen und Plänen von J. L. Prasch. Doch nicht nur eine Gelehrtenfamilie darf man die Prasche heißen, das Geschlecht hat eine

[36] Das Wappen ist auf den beigegebenen Portraits und der Abbildung des Grabsteins zu sehen.
[37] A. a. O., 1. Bd., Sp. 365.
[38] WK 7.
[39] Ebenda, Nr. I u. II.
[40] Mitgeteilt von Serpilius, a. a. O., S. 127. Auch der Grabstein spielt darauf an: „Scientiae et conscientiae cultu".

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0014-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

stattliche Reihe von Dichtern und Musikern hervorgebracht und auch hier erfüllt J. L. Prasch den Geist seiner Familie. Stadtbürgertum, Rechtsgelehrsamkeit, Religionstreue, Humanismus und Kunst, das sind die Leitworte der Familie, das ist auch der Inhalt des geistigen Lebens unseres Prasch. Er war kein Revolutionär, er war der Erbe und Vollender der großen Tradition einer Familie, ja einer ganzen Bildungsschicht. Nicht daß er abseits von den geistigen Strömungen seiner Zeit veraltete Ideale gepflegt hätte. Im Besitze einer reichen Überlieferung gibt er seiner Zeit, was ihrer ist und erfüllt sie ganz. Daß er keine überzeitlichen Werke schaffen konnte, ist nicht seine Schuld.

Wenden wir uns nun dem Lebenslauf von Johann Ludwig Prasch zu. Über seine innere Biographie ist so gut wie nichts überliefert. Das ist aber nicht zufällig so, sondern typisch für die Zeit, daß uns die Vita kein privates Detail verrät. Natürlich lebte auch damals jeder sein privates Leben. (Wie damals der Alltag in Regensburg aussah, kann man den köstlichen Schilderungen in den Romanen von Johann Beer entnehmen[41]). Allgemein aber hielt man nur die Repräsentationsseite des Menschen der Überlieferung und Aufzeichnung wert. Ein Lebenslauf baut sich aus äußeren Daten auf. Es steht eine andere Konzeption vom menschlichen Leben dahinter. Man glaubt, daß sich das Leben nicht in dynamischem Ablauf vollzieht, sondern von einem statistischen Prinzip durchwaltet wird. Der mittelalterliche Gradualismus hat noch nicht seine Macht verloren. Das soziale Gefüge der Barockzeit ist eine Pyramide. Innerhalb ihrer ist ein Aufstieg durchaus möglich, aber entscheidend bleiben die Stufen. Jede Stufe setzt Würdigkeit voraus und verleiht Würde. Nur innerhalb dieser Leiter ist ein Mensch von Interesse und alle seine Kräfte erfüllen sich in ihr. So verschieden die Stellung des Menschen sein kann, gleich steht jeder vor dem Tode, in dem das Leben gipfelt. Bewährung vor dem Leben und dem Tode, das fordert unnachgiebig der barocke Ordo. Ausdruck gefunden hat er im Gedanken vom Welttheater. Nirgends zeigt sich diese Lebensdeutung klarer als in der barocken Grabschrift und der barocken Leichenpredigt. „Lector qui venis huc sortis humanae memor cuius amplum hic theatrum sterile saxum tibi magnam luctus segetem profert", so beginnt der erhaltene Leichenstein von Prasch. Ebenso beschreibt die Leichenpredigt die Rolle, die einer im Leben gespielt hat. Seit dem Ende des 16. bis über das Ende des 17. Jahrhunderts hinaus herrschte die Sitte, die Leichenpredigt in Druck zu geben und an die, die am Verstorbenen Anteil genommen hatten, zu verteilen. Diese Drucke, von denen unzählige auf uns gekommen sind, haben einen immer gleichbleibenden Aufbau. Die Predigt, meist ein umfangreiches rhetorisches Prunkstück, steht am An-

[41] Alewyn, J. Beer, a. a. O., S. 18—40.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0015-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

fang. Die Bewährung des Toten in einem christlichen Leben wird von einem Bibelwort aus dargelegt. Dann folgt eine längere Vita und den Abschluß bilden die Leichencarmina, die von den Geistlichen der Stadt, von vornehmen Freunden und Verwandten und von bestellten Dichtern in deutscher, lateinischer, griechischer, ja manchmal selbst hebräischer Sprache geliefert werden. Je vornehmer die Familie, desto umfangreicher das Ganze[42]. Im Laufe des 18. Jahrhunderts stirbt der Brauch allmählich ab. Für die germanistische Barockforschung kann die Vita besonderes Interesse beanspruchen. In der typischen Vita werden knapp die äußeren Lebensdaten, Herkommen, Studium, Beruf, Ämter, Ehe, usw. aufgeführt und es wird gezeigt, wie der Tote sich hierbei bei seiner Rolle ausgezeichnet hat. Nähert sich jedoch die Vita dem Tode, so wird die Darstellung mit zunehmender Krankheit immer ausführlicher. Mit minutiöser Genauigkeit berichtet der Schreiber alle Stadien der Krankheit, die Verordnungen der Ärzte, die Anordnungen des Sterbenden und seine letzten Worte, den Empfang des Abendmahles und letztlich die Sekunde des Todes.

Eine literarhistorische Untersuchung verdienten die dabei genau mitgeteilten Beobachtungen über den Verfall des Körpers: Das Einfallen der Augen, das Schrumpfen der Muskeln, das Faulen des Fleisches. Entgegengesetzt wird die Hoffnung auf Auferstehung und Jenseits. In der Zweckprosa tauchen also alle Züge auf, die Gryphius in seinen bedeutenden Krankheitssonetten (und ebenso andere Dichter) in makellos gestraffte Form und einen exakten Gedankengang gebracht hat. Es wäre zu entscheiden, inwieweit hier eine Beeinflussung oder Anregung von Seiten der Zweckprosa vorliegt[43].

Aus den Leichenpredigten schöpfen die Verfasser von Gelehrtenlexica ihre Angaben über das Leben und die Werke. Auch heute noch sind diese Drucke, soweit sie vorhanden sind, eine unentbehrliche Quelle.

Leider fand sich gerade die Leichenpredigt von Prasch nicht mehr in den zuständigen Archiven und Bibliotheken. Zwar ist in der Stolbergschen Leichenpredigtensammlung auch die von Prasch vorhanden. Aber es sind die Bestände dieser Sammlung[44], wie mir auf meine Anfrage hin freundlicherweise mitgeteilt wurde, noch nicht wieder

[42] In der Dichtung finde ich solche Drucke nur einmal am Ende der Barockzeit erwähnt, bei Christian Reuter in der Komödie: „Der ehrlichen Frau Schlampampe Krankheit und Tod", a. a. O., S. 141. Der ironische Tonfall ist unverkennbar.

[43] Schon Böckmann, a. a. O., S. 332, sieht die rhetorisch gesteigerten Ausdrucksformen der Erbauungsliteratur als den Boden an, aus dem die Lyrik des A. Gryphius erwächst.

[44] Katalog der fürstlich Stolberg-Stolberg'schen Leichenpredigten-Sammlung, 3. Bd., S. 351, Nr. 18160.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0016-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

zugänglich. Der Verlust wird einigermaßen dadurch ausgeglichen, daß Serpilius[45] für seine reichen und zuverlässigen informatorischen Angaben direkt auf die Leichenpredigt zurückgeht, ja sie mehrfach zitiert. Auf Serpilius stützen sich, bis zur Übernahme von Wendungen, zum großen Teil die oben angeführten Werke der barocken Sekundärliteratur.

Schlägt man dazu, was aus den Archiven an Material zu gewinnen ist, so kann man sagen, daß über den „Personal-Bogen" des Dichters Klarheit besteht. Was die externen Zeugnisse über Charakter und geistige Art berichten, ist herzlich wenig und ganz herkömmlich. Hier müssen dann die Schriften und Dichtungen herangezogen werden. Sie bleiben bei näherem Zusehen nicht stumm, sondern offenbaren eine geschlossene geist- und lebensvolle Persönlichkeit.

Johann Ludwig Prasch wurde am 4. April 1637 in Regensburg geboren. Er war, wie seine Familie, evangelisch. Die Reichsstadt Regensburg war 1542 zum evangelischen Glauben übergetreten. Neben der Reichsstadt beherbergte Regensburg aber weiterhin vier katholische reichsunmittelbare Herrschaften. Die Reichsstadt war dadurch eine vorgeschobene, ja die südlichste[46] protestantische Insel inmitten von katholischem Gebiet. Sie unterhielt hauptsächlich drei Beziehungen zum übrigen Reich:

Einmal stand man treu zum Kaiser[47]. Seit dem 2. März 1521 stellte sich Regensburg zur Sicherung gegen die Herrschaftsansprüche Baierns unter den „ewigen Schutz und Schirm" des Erzhauses Österreich. Prasch selbst ist darin dem Geist der Vaterstadt treu geblieben. Er hat in zahlreichen Gelegenheitsgedichten dem Kaiserhaus gehuldigt und war, das geht aus seinen Schriften hervor, ein Verfechter der Legitimität und des Gottesgnadentums des deutschen Kaisers, trotz des Bekenntnisunterschiedes.

2. Als Vorposten des Protestantismus im Süden des Reiches entsandte Regensburg im 16. Jahrhundert zahlreiche Glaubensboten nach Österreich, daß auch dort die neue Lehre Fuß fasse. Mit dem Erliegen der protestantischen Bestrebungen in Österreich und der Ausweisung der Anhänger der neuen Lehre zu Beginn des 17. Jahrhunderts tritt eine rückläufige Bewegung ein. Regensburg wird, wohl in Erinnerung an seine frühere Glaubenspropaganda, zur Patenstadt der Vertriebenen. Ehemals ausgewanderte Familien kehren zurück und neue Familien fassen in Regensburg nach der Vertreibung Fuß. Sie bringen es, da es sich meist um führende Köpfe handelt, bald zu Rang und Ansehen. Dieses war auch, wie oben geschildert, das Schicksal der Familie

[45] A. a. O., S. 126—143.

[46] In der Freien Reichsstadt Augsburg wurden die Ratsherrenposten streng paritätisch auf Katholiken und Protestanten verteilt.

[47] Wie überhaupt die Reichsstädte treu zum Kaiser hielten.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0017-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Prasch, die von Österreich und Augsburg kommend, schon nach wenigen Jahren im Inneren Rat saß.

Richard Alewyn hat ein recht zutreffendes Bild von der geistigen Lage im protestantischen Regensburg entworfen[48]: „Die protestantische Bürgerschaft befand sich in jenem Zustand der kulturellen Stagnation, in dem damals alle süddeutschen Reichsstädte begriffen waren, die, geistig erschöpft und politisch entmachtet, rückwärts gewandt ängstlich die Glaubens- und Lebensformen ihrer vergangenen Blüte, des 16. Jahrhunderts, aufrecht erhielten, und das um so starrer, als in ihren Mauern und vor ihren Augen, aber ohne jeden aktiven Anteil, ja sogar fast ohne wirtschaftlichen Vorteil ihrerseits, die großen Mächte des Jahrhunderts ein imposantes Schauspiel vorführten: die katholische Kirche, die von ihren städtischen Enklaven aus die ganze Werbekraft ihrer baulichen, musikalischen und theatralischen Kultur entfaltete und der absolutistische Staat, dessen Vertreter sich auf dem Reichstag mit dem dekorativen Pomp, der jede politische Aktion in diesem Jahrhundert begleitete, ein Stelldichein gaben." So richtig diese Bemerkungen für die Zeit bis etwa 1670 sind, so scheinen sie doch für das Ende des Jahrhunderts etwas zu streng im Urteil zu sein. Diese Arbeit möchte zeigen, daß sich um diese Zeit im protestantischen Regensburg ein reges geistiges Leben entfaltete, an dem gerade die zugezogenen österreichischen Exulanten, um zum Ausgangspunkt zurückzukehren, einen entscheidenden Anteil hatten. Man kann Prasch selbst nennen und seine Freunde Johann Jakob Kerscher und Theophil Wild, die wie er aus Einwandererfamilien stammen[49] und die als Ratsherren und als lateinische Dichter für die Leichenpredigten lebhaften Anteil am kulturellen Leben der Stadt nahmen. Wolf Helmhard Freiherr von Hohberg, der Schöpfer des Epos „Der habsburgische Ottobert" siedelte 1664 nach Regensburg über. Hier erschienen seine Werke, das Epos selbst, die „Unvergnügte Proserpina" und seine beiden Gedichtbände „Lust- und Artzney-Garten des Königlichen Propheten Davids"[50] und „Herrn Johann Gerhards tägliche Übung der Gottseeligkeit". Beide sind mit Noten des Regensburger Komponisten Hieronymus Kradenthaler versehen. Ferner verstarb hier der steirische Adelige Johann Wilhelm von Stubenberg, ein gefeiertes Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft und der, der die Meisterschaft der Gedichte von Catharina von Greiffenberg früh erkannt und die Dichterin an Sigmund von Birken empfohlen hatte[51]. Die Eltern des Romanschriftstellers Johann Beer[52] treffen 1669 mit ihrem Sohn in

[48] Alewyn, J. Beer, a. a. O., S. 18—40, Zitat S. 21.
[49] Fürnrohr, a. a. O., S. 217 f. u. S. 201 ff.
[50] A. a. O.
[51] Newald, a. a. O., S. 249.
[52] Alewyn, J. Beer, a. a. O., S. 18 ff.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0018-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Regensburg ein, der hier eine erlebnisreiche Jugend genießt und unvergeßliche Eindrücke sammelt, aber auch schon als Komponist und Gelegenheitsdichter von sich reden macht. Exulantin ist auch Catharina Regina von Greiffenberg, allerdings in späteren Jahren mit Nürnberg, nicht mit Regensburg verbunden. Ihr hat Prasch besondere Verehrung entgegengebracht[53]. Exulant aus Leonfelden in Österreich war auch Christoph Fischer, der von 1629—1681 in Regensburg eine Buchdruckerei unterhielt, bis 1671 die einzige am Ort. „Durch seine Heirat mit der Tochter des Bartholomäus Gräf erwarb er dessen Druckerei und wurde Ratsbuchdrucker. Die Zahl seiner Druckwerke ist sehr groß und zeichnet sich durch ihre künstlerische Ausstattung aus“[54]. Verschiedene Werke von Prasch sind bei ihm erschienen.

Die dritte Blickrichtung von Regensburg geht, wieder bedingt durch seine vorgeschobene Lage, gegen Norden in die protestantischen Stammlande, nach dem nahegelegenen Nürnberg, mit dem Regensburg viele Bande in Stadtverfassung und Kultur verbinden, und nach Mittel- und Norddeutschland. Hier suchte man Rückhalt im Glaubenskampf und hielt darum die Grenzen nach Norden immer offen. Zahlreiche Familien wanderten aus der Oberpfalz, aber auch aus nördlicheren Gebieten zu[55]. Man fühlte sich glaubensmäßig und kulturell durchaus zum nördlichen Teil des Reiches gehörig und suchte den protestantischen Lebensstil, trotz des engen Zusammenlebens mit den Katholiken, zu wahren. Das Ergebnis davon war eine Stagnation und Zurückgebliebenheit im kulturellen Leben. In einer Zeit, da bei den Reichstagsfestlichkeiten prunkvolle italienische Opern im Wiener Stil ins Szene gingen, da die Kirchen St. Emmeram, St. Kassian, die Alte Kapelle und Heilig Kreuz ihr leuchtendes Gewand überwarfen, wachte der Rat streng darüber, „daß ja nicht etwa ein von einem Maler gestiftetes Bild eine protestantische Kirche entweihe“[56]. So finden wir in einer Stadt von 15 000—20 000 Einwohnern drei verschiedene Kulturkreise zur Zeit des Hoch- und Spätbarock beisammen: Die höfisch-prächtige Welt des Immerwährenden Reichstages, das farbenfreudige Bild der geistlichen Herrschaften[57] und die nüchterne Strenge der protestantischen Reichsstadt. Es bedurfte großer Selbstbehauptung von seiten der Reichsstadt gegenüber den mächtig anstürmenden Ein-

[53] Prasch in: Gründliche Anzeige, WK 35, wo er sie im Text rühmend erwähnt und ein Epigramm auf sie in den poetischen Anhang setzt, S. 4 u. S. 76.
[54] Sydow, a. a. O., S. 21.
[55] Über die Herkunft des Regensburger Patriziats bringt die Dissertation von Fürnrohr, a. a. O., reiches Material.
[56] Fürnrohr, a. a. O., S. 287.
[57] Zwar waren zur Zeit von Prasch die genannten Kirchen noch nicht barockisiert, aber Ansätze zur modernen Umgestaltung der katholischen Stadthälfte gab es schon: Niedermünster, Karmelitenkirche, Karthaus, St. Emmeram.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0019-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

flüssen, das eigene Gesicht zu wahren[58]. Man gestattete darum nicht nur den Zuzug von Familien aus dem Norden, sondern schickte auch die eigenen Söhne ausnahmslos zum Studium an mittel- und norddeutsche Universitäten, vor allem nach Jena, Wittenberg und Leipzig[59]. Dadurch wurde, wie man am Beispiel der Werke von Prasch häufig sehen kann, ein ständiger Kontakt mit der bürgerlich-humanistischen protestantischen Lebenskultur hergestellt.

Das äußere Bild der Stadt in ihren Baudenkmälern wird man sich überhaupt nicht streng und mittelalterlich genug vorstellen können. Selbst heute ist das noch der vorherrschende Eindruck, damals aber muß die Stadt noch ganz geschlossen mittelalterlich gewirkt haben. Der Neuzuwachs von Häusern und Gebäuden aus Renaissance und Barock war — im Unterschied zu Nürnberg — verschwindend gering und hinter Graben und Mauer drängten sich wie ehedem enge Gassen und verwinkelte Plätze, viele Kirchen und Patrizierburgen. Vor allem hatte Regensburg noch seinen überreichen Bestand an Türmen, der die Stadt von der Ebene gesehen wie eine Festung der Tradition und der geschichtlichen Größe erscheinen ließ. Nur barocke Zwiebeln auf den Türmen verrieten die neue Zeit, wie auch im Innern der Stadt manches Portal oder Fenster sie anzeigte.

Einen ähnlich traditionsschweren Eindruck machte damals die Stadt Leyden, wie wir sie noch auf verschiedenen Gemälden von van Goyen sehen können[60]. Ebenso steht es mit dem Wohnhaus von Prasch in der Unteren Bachgasse, das bis heute fast unverändert geblieben ist. Das Äußere und das zweischiffige Gewölbe der Toreinfahrt sind feste stadtbürgerliche Gotik. Nur ein Treppengeländer zum ersten Stock zeigt sich schon in geometrisch-frühbarocken Formen.

„Was er und seine Freunde von der mittelalterlichen Wirklichkeit dieser Stadt gesehen haben, wissen wir nicht. Wir haben dafür keine Zeugnisse aus jener Zeit. Man lebte im Glanz der eigenen Welt. Die große Zeit des Mittelalters war längst vorüber. Man lebte nach dem Dreißigjährigen Krieg hier wieder auf“[61]. Unbewußt aber wird die stille Sprache der Denkmäler auf das ganze Denken und Empfinden doch eingewirkt haben und es wirkt ganz organisch, wenn sich bei Prasch in die zeitgenössischen Problemstellungen mittelalterliche Theoreme und Gedankengänge einmischen.

[58] Trotzdem kam es hier zu einer so bemerkenswerten Zwischenlösung wie der Barockisierung der protestantischen Oswaldkirche durch die Wessobrunner. Ein Erweiterungsbau des Rathauses im neuen Stil wurde 1661 in Angriff genommen.

[59] Das läßt sich aus den Consistorialprotokollen erkennen, in denen die Regensburger Universitätsstipendiaten behandelt werden. Ebenso aus den Matrikeln der genannten Universitäten.

[60] Z. B.: Alte Pinakothek München, Landesmuseum Innsbruck.

[61] Dünninger, J. L. Prasch, a. a. O., S. 186.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0020-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Der Bildungsgang von Prasch verlief ganz typisch für einen damaligen Patrizierssohn. Der Besuch des Gymnasium Poeticum wird vorausgesetzt werden dürfen[62]. Sieben Klassen waren zu durchlaufen. Es sollte das Gymnasium Poeticum der Ort sein, „wo die Jugend unter Anführung weiser, geschickter und tugendhafter Männer nützliche Wissenschaften und schöne Künste, zu welchen Poesie und Musik vorzüglich gehören, und zugleich anständige Sitten erlernen sollen." So sagt die Beschreibung der Poetenschule von 1695[63]. Im achten Jahr nahm man an den lectiones publicae teil, die auf das Universitätsstudium vorbereiteten. Hier wurden unter Anleitung des Rektors und der Professoren (die unteren Klassen wurden von Präceptoren betreut) Disputationen und Deklamationen gehalten, ferner Theologie, Logik, Physik, Metaphysik, Geschichte, Mathematik und Hebräisch gelehrt. Das kann man aus einem Eintrag vom 15. April 1684 im „Protocollum Dominorum Scholarcharum"[64] entnehmen. Es liegt dieses Datum zwar lange nach der Schulzeit von Prasch — Prasch war damals vielleicht schon Beisitzer im Scholarchat —, doch wird sich im Laufe einiger dreißig Jahre wenig an der Fächerordnung selbst geändert haben. Es wird in dem erwähnten Eintrag hauptsächlich von der Einführung neuer Lehrbücher für die entsprechenden Fächer gesprochen.

So vorbereitet geht Prasch noch sehr jung, siebzehnjährig, auf zwei Jahre an die orthodox-lutherische Universität Jena (1654—1656)[65]. Wie schon bemerkt, war Jena die von Regensburger Studenten meistbesuchte Universität. Wie sein Studium dort verlief, läßt sich kaum sagen. Eine Frucht der dortigen Arbeit jedenfalls ist seine erste Publikation: „C. Julii Caesaris Interitus", Jena 1655[66]. Er wird in humanistischer Tradition die „artes" studiert haben. Ob er in Jena auch Metaphysik gehört hat, bleibt eine Vermutung. Über diese Frage wird bald noch zu handeln sein.

Dann geht Prasch an die Universität Straßburg. In die Matrikel der juristischen Fakultät der Universität wurde er am 1. April 1656 eingetragen[67]. Nach Straßburg zog ihn wohl der Ruhm des Philologen und Historikers Johann Heinrich Boecler (1611—1672), der seit 1652 wieder in Straßburg (einer ebenfalls streng lutherischen Hochschule) lehrte[68]. Boecler war weniger ein schöpferischer Geist, aber der weite Umfang seiner geistigen Interessen und seines Wissens, gepaart mit einer ausgesprochenen pädagogischen Begabung, machten ihn zum

[62] Über das Gymnasium Poeticum: Alewyn, J. Beer, a. a. O., S. 26 f.
[63] Mettenleiter, a. a. O., S. 203 f.
[64] Archiv der ev. Pfarreien oberer und unterer Stadt, Regensburg.
[65] Die Matrikel der Universität Jena, a. a. O., ist leider nur bis zum Jahr 1652 veröffentlicht, kann also in unserem Fall keinen Aufschluß geben.
[66] WK 85.
[67] Die alten Matrikeln der Universität Straßburg, a. a. O., 2. Bd., S. 260.
[68] Neue deutsche Biographie, a. a. O., 2. Bd., S. 372 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0021-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

berühmtesten Straßburger Professor seiner Zeit. In Boecler verkörperte sich das typische Gelehrtenideal des Jahrhunderts, der Polyhistor. Wenn Prasch sich im Laufe der Zeit selbst immer mehr zum Polyhistor entwickelt, so wird sein Lehrer dazu den Anstoß gegeben haben. Das ist auch deshalb recht wahrscheinlich, als ihr Verhältnis nicht schulisch[69] blieb, sondern sich persönlich und freundschaftlich gestaltete. Dafür liegen mehrere poetische Belege vor. Ein lateinisches Hexametergedicht des zwanzigjährigen Schülers steht in der Terenzausgabe Boeclers[70]. Dieses Gedicht hat dann Prasch mit einem anderen Huldigungsgedicht an seinen Lehrer in den „Poematum libellus" (1666) aufgenommen[71]. Noch in den Eclogen (1671)[72] wird Boecler mehrfach angesprochen. Es ist also zu vermuten, daß Prasch bis zum Tode seines Lehrers mit ihm in Verbindung geblieben ist. Leider ist der gelehrte Briefwechsel, den Prasch nach dem Ausweis von Serpilius mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten geführt haben soll, nicht erhalten. Sicher könnte man durch ihn Einblick in das enge Verhältnis von Lehrer und Schüler gewinnen. Noch lange nach dem Tode Boeclers hat Prasch für die 1687 von den Nachkommen besorgte 2. Auflage von „J. H. Boecleri Commentatio in Hugonis Grotii juris belli et pacis lib. II. cap. priora VII ad Boineburgium" die Schrift beigesteuert: „De bono cive φιλοσοφούμενα, de mendacio σχεδίασμα"[73]. Damit ist ein wesentlicher Punkt berührt. Boecler war neben G. A. Struve der erste Kommentator des Hauptwerkes von Hugo Grotius und hat sehr zu dessen vertieftem Studium angeregt. Durch ihn ist Prasch in das Naturrechtsdenken eingeführt worden. Wie sehr er durch ihn zu eigenen Arbeiten über das Naturrecht angeregt wurde, soll weiter unten ein kleiner Überblick über die juristischen Werke belegen.

Boecler stand auch in engem wissenschaftlichen Kontakt mit Johann Christian von Boineburg (1622—1674)[74], dem großen Diplomaten und Wissenschaftsmäzen, der ab 1654 kurmainzischer Staatsmann war. Boineburg war 1653 auf dem Regensburger Reichstag zum Katholizismus übergetreten und vertrat eifrig die damaligen Bestrebungen, Katholizismus und Protestantismus zu vereinigen. „Von gleichem Wunsch war ja später sein junger Schützling Leibniz beseelt"[75]. Nun läßt sich noch nachweisen, daß auch Prasch in späteren Jahren in engem geisti-

[69] Ein Beleg für das Studium bei Boecler: Leges Aegyptiorum. Disputatio Argentorati habita sub praesidio excell. Boecleri, 1657, WK 86, eine Arbeit aus dem Grenzgebiet zwischen Philologie und Jurisprudenz.
[70] Straßburg 1657.
[71] WK 1, Nr. X.
[72] WK 2.
[73] WK 76.
[74] Neue deutsche Biographie, a. a. O., 2. Bd., S. 424 f.
[75] Schulenburg, a. a. O., S. 11.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0022-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

gen Kontakt mit Boineburg stand[76]. Es ist zu vermuten, daß Prasch durch Vermittlung von Boecler mit Boineburg in Beziehung trat[77]. Daß Prasch sich auch persönlich mit Boineburg getroffen hat, ist durchaus möglich, da Prasch gerade im Jahr 1663 zu seiner Hochzeit nach Gießen gereist ist und dabei leicht nach Mainz gekommen sein kann. Andererseits vertrat Boineburg das Kurfürstentum Mainz bis zu seinem Sturz, 1664, auf dem Regensburger Reichstag, so daß sich die beiden Männer auch so begegnet sein mögen. Ein Nachwirken kann man im irenischen Geist von Prasch sehen. Er hat stets jede konfessionelle Polemik gegen Katholiken vermieden und in der „Psyche Cretica“[78] zur Versöhnung gemahnt. Übrigens erwartete auch Boecler vom irenischen Geist das Heil des Reiches. S. v. d. Schulenburg vermutet weiter, Prasch könnte durch Boineburg mit Leibniz in Berührung gekommen sein[79]: „Daß der verdiente Mann (Prasch) auch in seinen (Leibniz) Bekanntenkreis eingetreten sei, kann ich nicht nachweisen. Doch mögen sie sich in der Nähe ihres Mainzer Gönners Boineburg wohl begegnet sein.“ Jedenfalls haben sich ihre Bestrebungen um die Erforschung der deutschen Sprache gedeckt und betrachtete Leibniz Prasch als „Gesinnungsgenossen“[79], wovon noch später zu sprechen sein wird.

Als abschließendes festes Ergebnis dieser Kette von Vermutungen läßt sich jedenfalls die Tatsache feststellen, daß Prasch durch das Studium bei Boecler eine entscheidende Zielsetzung für seine wissenschaftliche Betätigung gewann und daß ihm der Zugang zu Gelehrtenkreisen geöffnet wurde.

1658 stirbt unerwartet der Vater von Prasch. Damals muß er noch in Straßburg studiert haben, denn in der Leichenpredigt für den Vater[80] findet sich ein Beileidsgedicht von Joh. A. Portner „Ad defuncti filium“, das von der Abwesenheit des Sohnes spricht und von seinen Studien berichtet: „Dispelle luctus, noctiumque longarum / Insomne taedium diurna soletur BOECLERIANAE docta comitas Suadae / . . . hoc tuas ponto / Demerge curas . . .“. Trotz der Mahnung

[76] Ebenda, Anm. 3: „Wie mir Eva Ultsch auf Grund ihrer Kenntnis der Boineburgischen Korrespondenz freundlichst mitteilt, gehörte Prasch seit 1663 zu Boineburgs persönlichen Bekannten und ist schnell in den engeren Kreis seiner gelehrten Freunde eingerückt. Freilich scheint nach Boineburgs Sturz (1664) die Lebhaftigkeit der Beziehungen nachgelassen zu haben.“ Die juristische Schrift: „Jurisconsultus verus et personatus“, 1664, WK 65, hat Prasch Boineburg gewidmet.

[77] Zum Kreis Boineburg-Boecler gehörte auch Jo. Conr. Dietericus, mit dem Prasch ebenfalls in Fühlung kam. Nr. XII des Poematum libellus, WK 1, begrüßt die neue Hippokratesausgabe von Dietericus.

[78] 1685, WK 34.

[79] A. a. O., S. 11.

[80] Archiv des Hist. Vereins für Oberpfalz und Regensburg, Regensburg, Fol. 64/14.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0023-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

des Freundes, im Studium Vergessen zu suchen, ist Prasch nicht mehr lange in Straßburg geblieben. In der Elegie auf den Tod seines Vaters[81], die bald darnach verfaßt ist, wendet er sich gegen Schluß des Gedichtes an die Ratsherren von Regensburg und läßt durchblicken: „Quorum si pietas in me genitoris amorem / Transferat, Hesperiae temnere regna velim." Es scheint aus diesen Versen hervorzugehen, daß er sich ursprünglich nicht der Beamtenlaufbahn in der Vaterstadt widmen wollte, sondern einen anderen Lebensplan hegte, den ihm der vorzeitige Tod seines Vaters und damit verbundene wirtschaftliche Notwendigkeit oder vielleicht familiäre Rücksichten vereitelten und ihn dazu brachten, sich gunstheischend an die Heimatstadt zu wenden. Was ist aber mit „Hesperiae regna" gemeint? Der „Poematum libellus", in dem das zitierte Gedicht abgedruckt ist, ist dem Herzog August von Braunschweig-Lüneburg, „domino suo clementissimo", gewidmet. Hatte Prasch (durch Vermittlung von Boecler oder Boineburg?) Aussicht in Braunschweiger Dienst zu treten? Aber da müßte man doch die Ortsangabe „Hesperiae regna" pressen. Die Clausula operis des Poematum libellus, die in Kürze autobiographische Hinweise auf die Studienzeit gibt, formuliert den Entschluß zur Rückkehr in die Heimat: „Libertatis amor patriae superavit amorem." Darnach wäre der Gedanke näherliegend, daß Prasch sich mit dem Plan trug, eine freie Gelehrtenlaufbahn, vielleicht in Straßburg, zu wählen. Wie dem auch immer sei, das indirekte Gesuch von Prasch scheint bei den Regensburger Räten günstige Aufnahme gefunden zu haben. Eine Folge davon mag ein nochmaliger Universitätswechsel gewesen zu sein. Am 19. 1. 1659 erscheint er in der Matrikel der Universität Gießen[82]. Bis 1660 bleibt er an dieser Universität und hat vermutlich dort sein Rechtsstudium zum Abschluß gebracht. Eine volle juristische Ausbildung war natürlich die Voraussetzung für die Aufnahme in städtischen Dienst. Prasch tritt in Gießen in den Kreis des Rechtsgelehrten und Kanzlers der Universität Johann Otto Tabor (1604—1674)[83], der dafür bekannt ist, viele tüchtige Verwaltungsbeamte herangebildet zu haben. In oft erbitterten Federkriegen vertrat Tabor eine konservative Rechtsauffassung, das scholastische Naturrecht, dem auch Prasch sein Leben lang treu geblieben ist. Die enge persönliche Bindung an Tabor wird dadurch belegt, daß Prasch 1773 dessen Tochter Elisabeth zur Frau nahm, auf den Tod seines Enkels zwei Leichencarmina fertigte[84] und nach dem Tode Tabors eine kurze Biographie seines Schwiegervaters: „Mausoleum V. Cl. Jo. Ottonis Taboris", Regensburg 1675[84].

[81] Poematum libellus, WK 1, Nr. IX., der Erstdruck von 1658: WK 9.
[82] A. a. O.
[83] ADB, a. a. O., 37. Bd., S. 337—339.
[84] Poematum libellus, WK 1, Nr. XIX u. XX. Mausoleum, WK 90.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0024-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Aus der Gießener Zeit selbst ist nur eine Veröffentlichung von Prasch bekannt: „In Phaedri fabulas introductio et notae", Gießen 1660[85]. Ob aber diese philologische Arbeit beispielhaft für das Studium in Gießen ist, kann man gerechterweise anzweifeln.

Unbedingt zu beachten ist, daß die 1607 gegründete Universität von Gießen neben Wittenberg die Hochburg der protestantischen Orthodoxie war[86]. Wundt hat darauf hingewiesen, daß die gelehrten deutschen Barockdichter in ihrer Studienzeit alle durch die strenge Schule der Metaphysik gegangen seien[87]. Was Prasch betrifft, kann man hier nur zustimmen. Sein gelehrtes Werk zeugt oftmals von der Kenntnis der Schulmetaphysik. Wie schon erwähnt, wurde bereits am Gymnasium Poeticum in Regensburg in den lectiones publicae Metaphysik betrieben, das steht fest. Jena war der Wirkungsort von Ernst Daniel Stahl (1585—1654), dessen Richtung nach seinem Tode von den Nachfolgern weitergepflegt wurde. Er selbst verrät deutlich den Einfluß des Christoph Scheibler (1589—1653), des „protestantischen Suarez". Scheibler nun wirkte in Gießen. Besonders charakteristisch für den metaphysischen Lehrgang von Scheibler ist die höchst ausführliche Behandlung der religiösen Begriffe. Im Proömium zur zweiten Auflage seines Hauptwerkes handelt er „de usu philosophiae in theologia". Eine Metaphysik war für ihn nur möglich in den Grenzen, die ihr die Theologie setzte. Das Kennzeichen der Gießener Schule ist die ständig wachsende theologische Vorherrschaft. Nach Scheiblers Tode führte Kaspar Ebel (1595—1664) im Geist des Vorgängers die philosophischen Vorlesungen weiter. Es muß Behauptung bleiben, wenn man annimmt, daß Prasch in Jena und Gießen Metaphysik studiert hat, da keine Quellenbelege dafür beizubringen sind. Es ist aber wahrscheinlich, da in philosophischen Äußerungen von Prasch der Geist speziell dieser Schule zu Wort kommt. In einer kleinen Publikation von 1667: „Philosophia nova"[88] hat Prasch Gedanken über die Ziele des menschlichen Lebens und eine Wissenschaftslehre in 12 Maximen niedergelegt. Darin steht einmal ein solch scholastischer Satz wie: „Dicitur quidem Aristoteli, per quem videtur ostendere voluisse Deus, quousque ratio humana possit pervenire . . .".

Gießener Geist atmen folgende Sätze:

„Theologia sola monstrat finem hominis, ac de caussis universi certum animum reddit."

„Omnium disciplinarum unus est idemque finis: sed objecto aliisque rebus differunt."

[85] WK 87.

[86] Wundt, a. a. O., die einzelnen Hochschulen: S. 69—143. Gießen: S. 118 bis 126.

[87] Lunding, a. a. O., S. 59 f., nimmt gegen eine Überbetonung dieser Tatsache durch Wundt Stellung.

[88] WK 53.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0025-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

„Theologia omnes reliquas continet, sicut in notionalibus genus generalissimum continet genera et species subalternas."

„Politicam enim primo includit, Politica rursus alias, v. g. Militarem et haec rursus alias usque ad minimas artes, et consilia factaque singularia."

So sind also vermutlich schon in der Studienzeit die hauptsächlichsten Grundanschauungen gefaßt worden. Das spätere literarische Lebenswerk kann darum als die organische Entfaltung dieser Grundanschauungen aufgefaßt werden; und da weiterhin die vielerlei Wissenschaften, die Prasch nebeneinander betreibt, tatsächlich nach seiner Theorie hierarchisch aus der Theologie abgeleitet und auf sie zugeordnet werden, erhält das vielschichtige Werk des Polyhistors trotzdem eine große innere Geschlossenheit.

Es stehen schon in der Zeit des Studiums dichterische, philologische und rechtswissenschaftliche Veröffentlichungen nebeneinander. Daran wird sich auch bei der seit dem Jahre 1662 voll einsetzenden Produktion nichts mehr ändern. In bunter Folge und trotzdem innerlich folgerichtig, was im einzelnen zu beweisen bleibt, erscheinen Schriften aus den verschiedensten Gebieten innerhalb eines einzigen Jahres, wenngleich sich verschiedene Schwerpunkte feststellen lassen.

Das publizistische Lebenswerk von Prasch entstand in zwei Hauptepochen. Die erste reicht von 1662—1680. In diesen Jahren entstehen zum größten Teil die lateinischen Dichtungen, die rechtsphilosophischen Schriften über den Status des Deutschen Reiches (als Auseinandersetzung mit Pufendorf) und die theologisch-dogmatischen Schriften gegen die reformierte Lehre. Prasch hat wohl um 1681 eine Schaffensperiode als abgeschlossen betrachtet. Im gleichen Jahr läßt er ein Verzeichnis seiner bisherigen Schriften erscheinen: „Catalogus Opusculorum ab J. L. Praschio editorum edendorumque"[89]. 23 Titel sind aufgeführt. Prasch hatte bis dahin in der wissenschaftlichen Welt schon solches Ansehen gewonnen, daß „die vornehme Academia dei Ricovrati in Padova ihn ohne sein Werben und Wissen zu einem Mitglied aufzunehmen und solches durch ein d. 8. Dez. 1680 zugefertigtes Diploma zu intimiren bewogen worden"[90].

Das gleiche Jahr sieht auch den energischen Neueinsatz seiner Schöpferkraft. Andere Themen stehen jetzt im Mittelpunkt. Die deutsche Dichtung wird der Öffentlichkeit bekanntgegeben. Schriften zur Poetik laufen parallel. In vermehrtem Maße tritt Prasch auch als Gelegenheitsdichter für besonders feierliche Anlässe auf. In reicher Zahl folgen die Schulbücher für die lateinische Sprache, Werke zur Geschichte der deutschen Sprache und zur Rechtsphilosophie (diesmal

[89] WK 92.
[90] Zitiert nach Serpilius, a. a. O., S. 127.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0026-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

in Auseinandersetzung mit Thomasius). Das Jahrzehnt von 1680 bis 1690 ist die fruchtbarste Zeit seines Lebens. 50 Veröffentlichungen sind belegt, die meisten der ohne Jahreszahl erschienenen Werke gehören bestimmt auch in diese Jahre. Ein Abnehmen der Schöpferkraft ist nicht zu bemerken; im Gegenteil, die Produktion wird immer reicher von Jahr zu Jahr bis zum Tode.

Es ist hier vielleicht der passende Ort, im Anschluß an das Kapitel über das Studium einen kleinen Uberblick über die juristischen Werke von Prasch einzuschalten. Natürlich müßte eine Einordnung und Würdigung von einem Rechtsgeschichtler vorgenommen werden und es wäre sehr zu wünschen, daß sich jemand dazu bereit findet, diese Arbeit, die bestimmt lohnend wäre, zu übernehmen. Der innere Zusammenhang dieser Schriften und ihre Grundeinstellung kann jedoch auch hier angedeutet werden. Wie schon erwähnt, bekam Prasch seine juristische Ausbildung durch den Grotiuskommentator Boecler und den konservativen Rechtsgelehrten Tabor. Ihrem Geist ist Prasch verpflichtet geblieben. Ebenso wie er mit seiner theologischen Überzeugung in der protestantischen Scholastik wurzelt, so orientiert er sein Rechtsdenken am scholastischen Naturrecht. Darnach ist „das von Natur Gerechte" der Antike auf den Willen Gottes zurückgeführt und darum das natürliche Recht göttliches Recht. Diese Lehre bleibt zunächst auch noch im protestantischen Deutschland vorherrschend. In der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts vollzieht sich aber allmählich eine rationalistische Aushöhlung des Naturrechtsgedankens. Besonders Pufendorf (1632—94)[91], unter dem Einfluß des englischen Positivismus, trennt das Naturrecht von seiner metaphysischen Grundlage und setzt die bloße Vernunft als maßgebende Instanz der Rechtsfindung ein. Pufendorf begründete das Naturrecht historisch-logisch aus der natürlichen Beschaffenheit des Menschen, wodurch das Naturrecht in die Nähe des positiven Rechts gerückt wird. Schon damit ist die Scholastik im Rechtsdenken erschüttert. Christian Thomasius folgt ihm und eröffnet einen systematischen Kampf gegen die Konservativen.

Auch Prasch wird in diese Kämpfe verwickelt. Bereits mit Pufendorf muß er die Klinge kreuzen. Es wurde ihm nämlich ganz zu Unrecht die aufsehenerregende revolutionäre Schrift von Pufendorf „De statu imperii Germanici" zugeschrieben, die 1667 unter dem Decknamen Severinus de Monzambano erschienen war. In ihr steht die berühmte Definition der deutschen Reichsverfassung als: „irregulare aliquod corpus et monstro simile". Zu einer solchen Formulierung konnte Pufendorf, der an sich gar nicht feindlich gegen das Reich eingestellt war, kommen, weil er frei von spekulativen Ideen den empirischen Blick für die geschichtliche Entwicklung des deutschen Reiches zu

[91] Wolf, Große Rechtsdenker, a. a. O., S. 306—366.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0027-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

einem Zwitterwesen, das es durch das Fehlen einer einheitlichen Obergewalt wurde, besaß. Eine solche Formulierung aber wäre aus der Feder von Prasch undenkbar. Wie er, der Scholastiker und Vertreter beim Reichstag, das deutsche Kaisertum sieht, mag ein Gedicht aus der „Lobsingenden Harffe“ lehren[92]:

Die höchsten Majestäten

1.

Was kan ich bessers thun
In diser finstern Stille /
In dises Bettleins Hülle /
Weil Vieh und Leuthe ruhn /
Nur mein Gemüthe wacht /
Zu traumen in dem wachen;
Was kan ich bessers machen /
Als ehren Gottes Macht?

2.

Sie lohnt der Mühe wol.
Auf auf / ihr gleichen Reime /
Verlast den Sitz der Treume /
Und flieget an den Pol.
Eröffnet / rühmet / preist
Der Gottheit tieffen Brunnen /
Aus dem fürlängst gerunnen
Der Sohn und dessen Geist.

3.

Imgleichen auch den Sohn /
Des Vaters Bild und Wesen /
Zur Lieb allstets erlesen /
Den hohen Gnadenthron.
Den Geist imgleichen auch /
Der beyde will umfangen /
Von beyden ausgegangen
Durch ewig-sanfften Hauch.

4.

Beschreibt insonderheit /
Und mahlt mit reichen Worten /
Wie unter Thieren dorten
Das Jungferbild / entfreyt
Von Mütterlicher Last /
Des Höchsten Sohn geseuget /
Vom Geist aus ihr erzeuget
Dasselbe Kind umfast.

5.

Beseht den Tugendglantz /
Der scheinet durch sein Leben /
Uns Sündern preis gegeben /
Als unsern Ehrenkrantz;
Auch wie er abgewürgt
Ein Opfer einmal worden /
Dadurch er unsern Orden
Vom Tode losgebürgt.

6.

Zu letzte / wie er sich
Vom Tode selbst geschwungen /
Und Gottes Stul errungen /
Auf daß er sicherlich
In seines Vaters Reich
Die Menschenkinder setzte /
Und schönverklärt ergetzte /
Den Seraphinen gleich.

7.

Nächst deme putzt herfür
Des großen Keysers Lantze /
Des starcken Eisens Pflantze /
Des Weltverwesers Zier.
Er ist der Götter Gott
Auf diser breiten Erden.
Die seine Feinde werden /
Erjagen letzlich Spott.

8.

Er stehet ie und ie
Am höchsten Gipfel oben /
Dieweil ihn Gott erhoben
Zu solcher Monarchie.
Derselbe bleib ihm hold /
Und sende Zimmetregen /
Erleuchtung / Sieg / Vermögen
Dem theuren Leopold!

Diesem Gedicht läßt Prasch eine lange gelehrte Abhandlung folgen, mit der er seine Formulierungen stützen will. Man muß sagen Formulierungen, obwohl es sich ja um ein Lied handelt, so umsichtig

[92] WK 23, S. 107—122.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0028-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

dogmatisch wird der ganze Heilsplan Gottes in Verse gebracht. Hier interessiert uns die juristische Auffassung vom monarchisch-religiösen Absolutismus, die in diesem Gedicht Ausdruck findet. Die erlauchtesten Autoren des Mittelalters werden zitiert, um das Deutsche Kaisertum als den Hüter des „Heiligen" Römischen Reiches und den deutschen Kaiser als den Statthalter Christi auf Erden zu erweisen: Dante Alighieri (De Monarchia), Rupert von Deutz, Nikolaus Cusanus.

Nun steht Prasch mit seiner Anschauung nicht allein. Für das damalige geistige Deutschland ist überhaupt eine monarchisch-theokratische Staatsauffassung kennzeichnend[93], im Gegensatz zur demokratisch-theokratischen des Calvinismus, die ihre rechtsphilosophische Befestigung durch den „Monarchomachen" Johannes Althusius[94] erhalten hatte, der eine religiös begründete Volkssouveränität und daraus folgernd das Widerstandsrecht gegen die Fürsten lehrt. Aber nach der in Deutschland vorherrschenden Lehre ist die Monarchie die gottgewollte Ordnung und der Herrscher Stellvertreter Gottes auf Erden. Das hat Heinrich Hildebrandt in seiner Dissertation: „Die Staatsauffassung der schlesischen Barockdramatiker im Rahmen ihrer Zeit"[95] nachgewiesen. Besonders Andreas Gryphius ist ein unerschütterlicher Verfechter des Absolutismus gegen die Volkssouveränität (Althusius, Milton, Cromwell) und die Staatsraison (Macchiavelli). Aufschlußreich ist der juristische Bildungsgang von Gryphius. In Leyden tritt er Claudius Salmasius sehr nahe, den auch Prasch sehr schätzte[96], und in Straßburg (1646) gewinnt auch er die Freundschaft des jetzt schon so oft erwähnten Boecler. In ihrer Staatsauffassung gehen Gryphius und Prasch ganz einig.

Der Gegensatz von dem mitgeteilten Gedicht, das die theokratische Monarchie verherrlicht, zu den Anschauungen von Pufendorf könnte gar nicht größer sein. Kein Wunder, daß sich Prasch gegen die Zuschreibung der Schrift von Pufendorf zur Wehr setzte in einem Antwortbrief: „Severini Monzambani de germana imperii Germanici forma ad Laelium fratrem literae secretiores", 1668. Er benützt das gleiche Pseudonym wie Pufendorf und stellt die Sache so dar, als ob der Verfasser in einer zweiten Schrift seine früheren Anschauungen widerrufe. Der literarische Kampf geht noch weiter hin und her. 1681 erscheint eine abschließende Schrift von Prasch: „De Germanici imperii forma."

Programmatisch legt Prasch seine Anschauungen über ein theologisch

[93] Günther Müller, Geschichte der deutschen Seele, a. a. O., S. 76 f.

[94] Wolf Große Rechtsdenker, a. a. O., S. 176—216.

[95] A. a. O. Über den rechtsgeschichtlichen Aspekt des ganzen Fragenkomplexes handelt: Wolf, Idee und Wirklichkeit des Reiches im deutschen Rechtsdenken des 16. und 17. Jahrhunderts, a. a. O.

[96] Das geht aus dem Mysterium linquae Teutonicae, WK 37, hervor.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0029-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

fundiertes Naturrecht nieder in dem Werk: „Designato juris naturalis ex disciplina christianorum", 1688. Hier tritt er auch Christian Thomasius (1655—1728)[97] entgegen und beschwört damit den Konflikt mit dem berühmtesten Juristen seiner Zeit herauf. Noch eine zweite Schrift hatte diesen auf den Plan gerufen: „De lege charitatis commentatio, ad Hug. Grotii opus de jure belli et pacis." 1688. Des Thomasius Gegenschriften finden sich in seiner Monatsschrift, den „Freymüthigen Gedancken über allerhand . . . Büchern"[98]. Doch kann auch ein so ernsthafter Gegner Prasch die Achtung nicht versagen. In der Vorrede[99] sagt er, „es sey ihm leyd, daß er sich mit einem gelehrten und wackern Mann so hart zu collidiren Gelegenheit bekommen"[100]. Noch im gleichen Jahr läßt Prasch drei Gegenschriften folgen: „Sendschreiben an Herrn Joachim Feller / betreffend H. Thomasen Meinung vom Gesetz der Liebe"; „Kurtze Gegen-Antwort auf Herrn Thomasii Einwürffe" und „Klare und gründliche Vertheidigung des natürlichen Rechts / wider H. Christian Thomasen Anfechtungen"[101].

Die Heftigkeit der Auseinandersetzung ist über den sachlichen Gegensatz hinaus in einer veränderten Wissenschaftsauffassung begründet. Prasch, als Vertreter der alten Generation der Schulwissenschaftler, arbeitet mit ständigen Unterscheidungen und behandelt streng Punkt für Punkt und belegt mit Autoritäten. Thomasius dagegen ist der Typ des neuen Gelehrten, der sich die Ausbreitung geistiger Interessen in breiten Volksschichten zum Ziel gesetzt hat. Sein Instrument ist dabei ein gelehrter Journalismus, der sich bei der Polemik großzügig über alle Einwände und Beweisführungen hinwegsetzt. Dieses Ausweichen des Gegners hat Prasch dazu veranlaßt, ihn in immer neuen Schriften zu stellen. Aber Thomasius ging einfach nicht auf den alten Stil des wissenschaftlichen Streitgespräches ein und hatte andererseits als Herausgeber einer populärwissenschaftlichen Zeitschrift den weiter reichenden Arm. Ein Einlenken von Prasch auf die neue Art ist dadurch gegeben, daß er sich auch, was damals neu für wissenschaftliche Auseinandersetzungen war, der deutschen Sprache bedient.

Christian Thomasius führt die von Pufendorf angebahnte Säkularisierung des Naturrechts im aufklärerischen Geist weiter. Er wollte alle Reste des scholastischen Traditionsgutes verbannen. Das ius divinum wird von ihm auf reine Individualethik (Pietismus!) beschränkt. So trennt er scharf das innere Reich der Gewissensregel vom äußeren

[97] Wolf, Große Rechtsdenker, a. a. O., S. 367—420.
[98] A. a. O., Jg. 1689, S. 79 ff.; S. 206 ff.; S. 295.
[99] Ebenda S. 19 f.
[100] Es könnte natürlich auch dieses Lob ironisch gemeint sein. Aber der grobianische Thomasius hätte dann sicher fester zugegriffen. Feine Ironie war nicht seine Art.
[101] Vgl. WK 81, 82, 80.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0030-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Reich des Staates und der Gesellschaft, das allein auf dem aus der autonomen Vernunft geschöpften Naturrecht beruhe. Nun hatte gerade Grotius[102] die untrennbare Einheit von Naturrecht und Gottesrecht immer wieder betont und Prasch scheint die Position von Grotius gegen Thomasius verteidigt zu haben[103]. Die lex charitatis ist das, was Grotius appetitus socialis nennt. Er meint damit, daß die Formen menschlichen Zusammenlebens in Staat und Gesellschaft sich weder „vernünftig" noch durch Gesellschaftsvertrag entwickelten, sondern daß die allumfassende Liebe Gottes sich beim Gott ebenbildlichen Menschen als Gemeinschaftsfähigkeit äußere. Das Gebot der Liebe ist von Gott durch die Natur allen Menschen gegeben worden und das Naturrecht besteht gerade in der Nächstenliebe. Daraus werden dann auch praktische Folgerungen für das Leben der Gemeinschaft, nicht nur des Einzelnen gezogen.

Auch hier wieder führt eine Brücke bei Prasch von der Wissenschaft zur Dichtung. Der Gedichtzyklus „Astrea"[104] hat als Thema die politische Gerechtigkeit. Die Voraussetzung für den ganzen Zyklus ist der Glaube an die Einheit von göttlichem und Naturrecht und die Verankerung des positiven in ihnen.

Soviel über die Studienzeit und die juristischen Werke. Begleiten wir nun Prasch auf seinem Lebensgang nach Regensburg. Ab 1660 läßt sich seine Anwesenheit in der Heimatstadt wieder belegen. Zwei Leichengedichte von seiner Hand in Regensburger Leichenpredigten, die frühesten aus solchen Drucken, stammen aus diesem Jahr[105].

Über das damalige gesellige und geistige Leben von Regensburg, in das sich Prasch bald einschaltete, ist noch nicht gearbeitet worden. Es kann hier keine Geistes- und Kulturgeschichte der fraglichen Jahrzehnte von Regensburg versucht werden, das würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Trotzdem sollen wenigstens einige Hinweise auf die Umgebung von Prasch gegeben werden. Josef Dünninger schreibt dazu[106]: „Er ist nicht allein. Er ist eingeordnet in den Kreis einer bürgerlichen, gelehrten und kunstbeflissenen Gesellschaft dieser freien Reichsstadt. Er steht vor dem Bild einer geschlossenen Gesellschaftsschicht, deren Bildungsintensität wir kaum mehr ahnen. Wobei das Gemeinsame, das alle verband, stärker war als das Individuelle. Besonders Regensburg war mit seiner protestantischen Bürgerschaft ein Kulturzentrum eigener Prägung inmitten des katholischen Barocks Bayerns."

[102] Wolf, Große Rechtsdenker, a. a. O., S. 252—302.
[103] Ob und wo Abweichungen im einzelnen vorliegen kann ich nicht entscheiden.
[104] WK 22.
[105] Kreisbibliothek Regensburg, Rat. Civ. 402/72 und Rat. Civ. 417/11.
[106] A. a. O., S. 186.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0031-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Besonders tonangebend waren, für den strengen Geist von Regensburg bezeichnend, die evangelischen Geistlichen und es sind auch viele Schriften von ihnen in Regensburg zum Druck gelangt. Eine stattliche Reihe von Namen solcher schriftstellernder Geistlicher aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist noch überliefert[107]: Erasmus Gruber, Joh. Henricus Ursinus, Georg Serpilius, Salomon Lenz, J. A. Eikenberger, Georg Wonna, Sebastian Kirchmeyer, Chr. Donauer, Nikolaus Nieremberger, Gottlieb Balduin und andere. Unter ihnen ragt Nieremberger, Professor am Gymnasium Poeticum, als Verfasser zahlreicher dogmatischer und exegetischer Werke hervor. Er ist ein tüchtiger Vertreter der protestantischen Orthodoxie und Schulmetaphysik. Unter ihm[108] wurde das Metaphysiklehrbuch des Andreas Fromm am Gymnasium eingeführt[109]. Dieser Fromm stand Calov nahe, der seinerseits ein Hauptvertreter der theologischen Richtung der Schulphilosophie war, der auch Prasch anhing. Da es sehr wahrscheinlich ist, daß Prasch 1684 als Beisitzer schon im Scholarchat saß und also die Einführung des Buches für den Unterricht zu genehmigen hatte, kann man mit einer Übereinstimmung der beiden Männer rechnen. Damit vertraten sie den allgemeinen Geist ihrer Stadt. Regensburg war sehr orthodox, was schon die Bevorzugung von Jena als Universitätsstadt bezeugt.

Die anderen der genannten Geistlichen veröffentlichten hauptsächlich Erbauungsschrifttum. Aber auch die theologische Kontroverse lebte stark auf. „Der Superintendent Salomon Lenz und die hiesige protestantische Geistlichkeit lagen im heftigen Streit mit den Jesuiten des Regensburger Kollegs und der Universität Ingolstadt und ließen zahlreiche Schriften“[110] bei dem Exulanten Fischer drucken. Das war die Folge der abgeschnittenen Lage der Stadt. Der Rat dagegen war aus politischen Erwägungen (darüber weiter unten) weit zurückhaltender und Prasch, der hier einmal nicht den allgemeinen Zug mitmacht, hielt sich aus echter irenischer Gesinnung dem Streit fern.

Sonst waren die Geistlichen als Verfasser von Leichenpredigten und Leichencarmina literarisch eifrig für die Bürgerschaft tätig. Die Gedichte in diesen Drucken sind in Regensburg bis 1650 zum allergrößten Teil lateinisch abgefaßt. Erst ab dieser Zeit, ein Zeichen der sich allmählich lösenden Stagnation, verstärkt sich der deutsche Anteil.

[107] Collectanea ad historiam literariam Ratisponensem, Clm 2735 g, enthalten ein Verzeichnis ihrer Schriften.

[108] Protocollum Dominorum Scholarcharum, Archiv der ev. Pfarreien oberer und unterer Stadt, Eintrag vom 15. April 1684.

[109] Wundt, a. a. O., S. 136 Anm. 1: „Mit Calovs Metaphysica divina zeigen im Aufbau manche Ähnlichkeit die „Exercitationes metaphysicae“ des Andreas Fromm, Prof. am Gymnasium Stettin, später katholisch geworden“.

[110] Sydow, a. a. O., S. 21.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0032-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Zwischen 1670 und 1680 scheint sich in Regensburg, das sei hier nur kurz angedeutet und bei der Behandlung der deutschen Dichtung von Prasch erst weiter ausgeführt, ein zeitgemäßer dichterischer Stil in deutscher Sprache auszubilden, der vor allem dem religiösen Lied zugutekommt. An der Schaffung dieses Regensburger Liedstiles, der stark von Nürnberg abhängig ist, scheint maßgebend Gottlieb Balduin beteiligt zu sein. Stark gefördert wurde die Entwicklung dadurch, daß Regensburg in Hieronymus Kradenthaler (1637—1700) einen sehr begabten und fruchtbaren Liederkomponisten hervorbrachte, der in den Leichenpredigtdrucken mit zahlreichen Proben vertreten ist, aber auch für alle Liederbände, von denen ab 1675 auf einmal eine ganze Reihe in Regensburg erscheinen, die Musik geschrieben hat. Die Ariendichter[111] sind der schon erwähnte Freiherr von Hohberg, Balduin und vor allem Prasch selbst. Wenn er also ab 1680 neben der lateinischen sich auch bevorzugt der deutschen Dichtung widmet, so folgt er darin ganz dem Zug einer Regensburger Sonderentwicklung. Ob man von einer in diesen Jahren sich herausbildenden Dichterschule sprechen darf, sei dahingestellt. Über eine, allerdings sehr auffällige, stilistische Übereinstimmung hinaus ist nichts über einen gesellschaftlichen Zusammenhalt aus den Drucken, auf die wir allein für Schlüsse angewiesen sind, zu entnehmen. Kradenthaler jedoch, mit allen verbunden, scheint eine ähnliche Mittelpunktsfigur gewesen zu sein wie in Königsberg gut eine Generation früher Heinrich Albert.

Auf jeden Fall hat sich in Regensburg im letzten Drittel des Jahrhunderts nach einer Zeit kultureller Provinzialisierung allenthalben geistiges Leben gerührt, was sich auch darin kundgibt, daß neben Fischer zwei neue Buchdruckereien eröffnet werden können, 1671 die von August Hanckwitz und 1674 die von Paul Dalnsteiner[112]. Besonders die Drucke von Dalnsteiner, bei dem viele Werke von Prasch erschienen sind, zeichnen sich durch eine gewählte Gestaltung der Typen und des Buchschmuckes aus.

Der neue Auftrieb macht sich nicht nur bei den Theologen bemerkbar. Ein bekannter, auch literarisch tätiger Mediziner war G. E. Thill, dessen Werke um 1680 erschienen. Prasch stand auch zu den Ärzten in einem guten Verhältnis, was sich aus einem Gelegenheitsgedicht entnehmen läßt: „Initia Collegii Medici Ratisponensis versibus celebrata ab amico", Regensburg 1687[113]. Auch hat er weiter an jeden damaligen Arzt berührenden Fragen Anteil genommen. Die Schrift „De termino vitae humanae"[114] enthält kummervolle Betrachtungen

[111] Gemäß dem Sprachgebrauch der Zeit benütze ich Arie und Lied als Synonyma.
[112] Sydow, a. a. O., S. 22.
[113] WK 14.
[114] 1684, WK 93.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0033-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

über die allgemeine kurze Lebenszeit der Menschen seines Jahrhunderts und beklagt, daß die Todesfälle viel häufiger als die Geburten seien. Er setzt sich auch mit der Frage auseinander, ob es denn erlaubt sei, das Ende des Menschen, das doch durch Gottes Ratschluß bestimmt sei, durch ärztliche Kunst hinauszuschieben, eine Frage, die er bejaht.

Von den Schulmännern stand Prasch der Rektor des Gymnasiums, Georg Henricus Ursinus (Sohn des oben genannten Geistlichen, ab 1678 Rektor), besonders nahe. Er ließ sich von ihm zur sprachwissenschaftlichen Arbeit anregen. Prasch, um das vorwegzunehmen, leitete die lateinische Sprache von der deutschen ab. Um seine These zu beweisen, arbeitete er an der Zusammenstellung lateinischer, mit dem Deutschen etymologisch verwandter Wörter[115]. Ursinus nun übernahm die gleiche Aufgabe für das Griechische. Daß Sprachpflege im weiteren Sinne in Regensburg eifrig betrieben wurde, beweist die Anwesenheit dreier Mitglieder der „Fruchtbringenden Gesellschaft", des Freiherren von Hohberg, des Joh. Albrecht Portner und des Johann Wilhelm von Stubenberg. Auf dem Grabstein von Stubenberg (1619—1662) heißt es: „Den Schriften dieses göttlichen Ingeniums verdankt die Muttersprache Glanz und Reinheit"[116]. Eine persönliche Beziehung zu Stubenberg läßt sich nicht nachweisen. Für die beiden anderen hat Prasch je ein Trauergedicht als Sonderdruck erscheinen lassen und damit seine Verbundenheit mit ihnen kundgetan: „Beständiges Ehren-Gedächtnüß . . . Herrn Johann Albrecht Portners von Theuren" (1687) und: „Cippus ... Dn. Guolffgangi Helmharti Lib. Bar. ab Hohberg ... memoriae dicatus", (1688)[117]. Stubenberg war übrigens der Mann, der Hohberg in die Fruchtbringende Gesellschaft und überhaupt erst zur Dichtung gebracht hat. Leider ist von den Bemühungen um die Sprache in Regensburg außer den Arbeiten von Prasch nichts bekannt als der Name dieser Männer. Es muß aber eine breitere Anteilnahme gerade in sprachlichen Fragen bestanden haben, sonst wäre Prasch nicht darauf verfallen, in Regensburg eine eigene Sprachgesellschaft wissenschaftlichen Charakters gründen zu wollen. 1689 erschien sein: „Unvorgreifflicher Entwurff der Höchstrühmlichen Teutschliebenden Gesellschaft"[118]. Der frühzeitige Tod des Verfassers (1690) hat die Realisierung des Planes verhindert.

Mit den Juristen, neben den Geistlichen die wichtigste Gruppe von

[115] Enthalten im Organon linquae latinae, WK 43.

[116] Das Grabmal steht im Hof der Dreieinigkeitskirche. Der Originaltext ist lateinisch.

[117] WK 28, 16. Ein Hochzeitsgedicht für Portner: Poematum libellus, WK 1, Nr. VIII. Das oben angeführte Beileidsgedicht an Prasch beim Tod des Vaters stammt von Portner.

[118] WK 40.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0034-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Gebildeten, verknüpften Prasch naturgemäß besonders enge Bande. Drei der bekanntesten Ratsherren, Joh. Georg Fuchs, Theophil Wild und Jo. Jakob Kerscher waren seine Freunde[119]. Vor allem Kerscher (—1683)[120] stand seinem Herzen sehr nahe. Die längste Zeit ihres Studiums haben sie offensichtlich gemeinsam verlebt. In Jena verlas Prasch bei dem Professor Caspar Posner am 5. 10. 1655 eine Arbeit „C. Julii Caesaris interitus“[121], am Tage darauf Kerscher beim gleichen Professor eine mit dem Titel „C. Julii Caesaris politica“. Jeder der Freunde hat für den Druck der Arbeit des anderen ein lateinisches Gedicht beigesteuert. In Straßburg erscheinen sie am 1. April 1656 zusammen in der Universitäts-Matrikel. Die Komödie „Amici“[121], 1663, hat Prasch Kerscher gewidmet: „Cognato meo et amico, bonarum litterarum . . . amatori et cultori . . . do, dico, addico amicus et cognatus, bonarum litterarum cultor et amator.“ Das sagt sehr viel, denn diese Komödie ist ein einziges hohes Lied der Freundschaftsliebe und -treue. Auch die Formulierung der Widmung weist auf völlige Übereinstimmung ihrer wissenschaftlichen und musischen Neigungen. Kerscher hat selbst auch gedichtet. In den Leichenpredigtdrucken sind viele Beispiele erhalten. Über seine dichterische Begabung läßt sich bei solchen Gelegenheitswerken nichts sagen. Die lateinische Sprache hat jedenfalls auch er staunenswert beherrscht. Sicher haben beide auch weiterhin in humanistischer Weise Freundschaftsgedichte gewechselt. Im Poematum libellus findet sich[122] ein entzückendes ironisches Beileidsgedicht an den Freund zum Tod von dessen Eichhörnchen, das zahm bei ihm gelebt hatte. Er rät ihm, er solle seinen Schmerz im Lied vergessen[123], was natürlich eine poetische Antwort herausforderte. Auch ein schönes Gedicht zur Hochzeit von Kerscher steht in dem Band[124]. Leider liegt sonst völlig im Dunkeln, was Kerscher geleistet und geschrieben hat. Ein bekannter Mann muß er gewesen sein. Er wurde wie Prasch als Mitglied von der „Academia dei Ricovrati“ von Padova aufgenommen. — Auch sonst noch spielt die Freundschaft im frühen Werk von Prasch als Dichtungsthema eine bevorzugte Rolle[125].

Durch den Einzug des Immerwährenden Reichstages, 1663, wurde Regensburg noch mehr als bisher eine Juristenstadt. Es ist klar, daß hier staats- und verfassungsrechtliche Fragen im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses standen. Hätte das juristische Studium das Denken

[119] Die Eclogen, 1671, WK 2, sind ihnen gemeinsam gewidmet.
[120] Fürnrohr, a. a. O., S. 217 f. Die Leichenpredigt von Kerscher ist leider auch unauffindbar.
[121] C. J. Caesaris interitus, WK 85; Amici, WK 29.
[122] WK 1, Nr. II.
[123] Wie Theokrits Kyclop. Id. XI.
[124] Nr. XXII.
[125] Ebenda Nr. XVI u. XVII.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0035-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

von Prasch noch nicht in diese Bahnen gelenkt, dann hätte es die Vaterstadt getan[126].

Die Fachdiskussion mag durch die zahlreichen Reichstagsjuristen sehr belebt worden sein. Nicht weniger wurde es das gesellschaftliche Leben. Es sei einmal von den dauernden Empfängen und Festlichkeiten abgesehen, auch der private gesellige Verkehr wurde bereichert. Auch hier kann wieder das Gelegenheitsgedicht und die Widmungsschrift weiterhelfen. Als Prasch das Gratulationsgedicht: „Panegyricus illustri viro Domino Antonio Schotto novissimi honoris ergo scriptus“[127] 1685 erscheinen ließ, saß er sicher selbst schon im Reichstag und das Gedicht kann darum mehr eine offizielle Arbeit sein. Wenn er aber schon 1662 „De caritate patriae liber“[128] den sächsisch-altenburgischen Gesandten August Strauch[129] und Johann Thomas, „dominis et patronis“, widmet, noch ohne ihr Kollege zu sein, dann darf man eine engere persönliche Bekanntschaft voraussetzen. Besonders reizvoll ist es, sich eine Freundschaft mit Johann Thomas (1624—1679)[130], einem Onkel des Christian Thomasius, vorzustellen. Denn der ist, wie Karl Winkler[131] jüngst überzeugend nachgewiesen hat, der Verfasser des unter den Decknamen J. Mostain und M. Jonsohn 1663 (Teil I) und 1671 (Teil I und II) erschienenen besten deutschen Schäferromans „Die gedoppelte Liebesflamme“ (1663) oder „Damon und Lisillen keuscher Liebeswandel“ (1671). „In dem Schäferroman von ‚Damon und Lisille‘ schildert der Dichter mit bezaubernder Innigkeit und Zartheit des Empfindens das Aufblühen einer tiefen Liebe, das erste schüchterne Begehren und Umwerben, die Liebeserklärung, die fröhlich lärmende Hochzeit und anschließend Freud und Leid der ersten Ehejahre.“[132] Die Einmaligkeit des Romans besteht darin, daß der Dichter hier nicht ein fingiertes Verhältnis beschreibt, sondern offen die Gefühle seines Herzens aufdeckt und die Schicksale seiner eigenen Ehe zum Stoff seiner Idylle wählt. Was besonders besticht, ist die Innigkeit der Schilderung des leib-seelischen Verbundenseins der Eheleute und das Fehlen jeder frauenfeindlichen Tendenz, die ein Makel vieler Werke der Barockliteratur ist. In

[126] Ein Bruder von Pufendorf und ein Onkel von Thomasius waren Gesandte am Reichstag in Regensburg.

[127] WK 10. Der Grabstein von Schott steht ebenfalls bei der Dreieinigkeitskirche, wo alle in Regensburg verstorbenen Reichstagsgesandten beigesetzt wurden.

[128] WK 63.

[129] Gestorben 1674. Sein Grabstein ebenfalls bei der Dreieinigkeitskirche.

[130] ADB, a. a. O., 38. Bd., S. 59—61.

[131] Winkler, Ein lange vergessener Meisterroman des Barocks und sein Verfasser, a. a. O.

[132] Ebenda S. 160. Vgl. auch Hankamer, a. a. O., S. 400—402; Newald, a. a. O., S. 380 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0036-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Regensburg lernten sich die beiden kennen, hier fand die Hochzeit 1663 statt und hier verstarb die junge Frau 1664[133].

Es wird kein Zufall sein, daß dieses Tagebuch einer Ehe gerade in Regensburg entstand, wo die modisch gespreizten Liebesauffassungen und der sittliche Rigorismus des Hochbarock wenig Widerhall fanden, sondern das Familienleben noch etwas altfränkisch betrachtet wurde. Die Hochzeitsfeiern waren die Höhepunkte des geselligen bürgerlichen Zusammenlebens und die Kunst vorzüglich dazu bestimmt, sie zu verschönen. Hochzeiten und Hochzeitsbrauchtum spielen eine große Rolle in der frühen Dichtung von Prasch, die hier ganz auf einen schlichten, innigen Ton gestimmt ist[134]. Besonders warm aber wird er, wenn er von seinen eigenen Ehen dichtet. Prasch ist, vor allem in späteren Jahren, sonst sehr zurückhaltend mit persönlichen Äußerungen. Seine beiden Ehefrauen hat er gerne und offen besungen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß seine Ehen glücklich waren und gerne möchte man wissen, daß die Familien Thomas und Prasch freundschaftlich miteinander verkehrten.

Praschens erste Frau war eine Tochter seines Gießener Professors Joh. Otto Tabor. Sie hieß Anna Elisabeth und wurde am 28. 5. 1641 geboren. Beim Studium hat er sie kennengelernt. Die Trauung fand am 9. Juli 1663 in Gießen statt[135]. Ein Söhnchen aus ihrer Ehe starb schon nach zwei Monaten[136]. Aber auch Anna Elisabeth starb vor ihrem Gatten am 12. 9. 1682 nach langem, in christlicher Geduld ertragenen Leiden, wie ein Gedenkblatt auf ihren Tod berichtet[137]. Prasch hat sie sehr geliebt. In „De termino vitae humanae“[138] erzählt er, wenn es erlaubt ist, hier ein so privates Detail zu berichten, er habe sie bei ihrer schweren Krankheit einmal durch sein Gebet dem Tode entrissen. Um so größer war sein Schmerz bei ihrem Ableben. Auch bei einem Leichengedicht für eine Frau Adler[139] führt er ihm die Feder:

> Seitdem mein liebster Schatz den Tag und mich verlassen /
> So bin ich leider gleich der eintzeln Nachtigall /
> Die dort im Busche sitzt / und klaget ohne Massen /
> Ergeust auch durch die Nacht den Trauervollen Schall. . . etc.

[133] Auch sie ist bei der Dreieinigkeitskirche beigesetzt. Der Grabsteintext zeichnet sich durch große Innigkeit aus.

[134] Poematum libellus, WK 1, Nr. VIII, XIV, XVI, XVII und die Choreae im Anhang, die bei der Behandlung des Werkes genau besprochen werden sollen.

[135] ADB a. a. O., 37. Bd., S. 339, nach Seifert, a. a. O., 2. Bd., Tafel 27, am 6. Juli.

[136] Johann Otto Prasch, 20. 7.—18. 9. 1669, nach Seifert, a. a. O., 2. Bd., Tafel 27.

[137] Kreisbibliothek Regensburg, Rat. Civ. 555 fol.

[138] WK 93.

[139] Kreisbibliothek Regensburg, Rat. Civ. 417/1.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0037-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Nachdem er schon wieder verheiratet war, hat er einen sehr schönen Nachruf auf die erste Frau drucken lassen[140]. Das Gedicht ist eine Nachahmung der Heldenbriefe von Hofmannswaldau. Das seelische Mitschwingen ist zweifelsohne rhetorisch überformt, aber der Ton ist schlichter, bürgerlicher als beim Vorbild. Eine Sonderstellung erhält das Gedicht schon dadurch, daß es ganz ungeschminkt das eigene Erleben zum Vorwurf nimmt:

Trauerbrief an meine selige Liebste.

Obwol mein süsser Gruß ohn Gegengruß wird bleiben /
Auch dißmal Echo nicht mir Antwort geben wird;
So will ich doch / mein Lieb / vergebens an dich schreiben;
Gleichwie ohn alle Frucht ein waises Teublein girrt.
Es soll sich bey mir selbst ein starcker Echo finden;
Die Seufzer sollen mir anstat der Antwort seyn /
Und immer ohne Zahl sich mengen mit den Winden /
So offt der Federkiel wird rühren meine Pein.
Was solt ich anders thun / als seufzen aus den Wunden /
Als klagen ohne Trost / als reden in die Lufft?
Der Tod wird endlich mich nach solchen Trauerstunden
Erhören / und vollziehn / wornach mein Hertze rufft.
Mein Hertze rufft allstets / obschon die Lippen schweigen /
Nach dir / mein Zeitvertreib / Elisa / meine Lust!
Ach mein Schatz / möchtestu doch wieder abwärts steigen
In dieses Trauerhaus / zu laben meine Brust!
Ja wüst ich dennoch nur / was deine liebe Seele
Von mir entfernet thut / wie reichen Trost sie hat.
Der Himmel fülle sie mit Zukker und Kanele!
Der Himmel mache sie des Götterweines satt!
Ich bitte / Liebste / komm zum minsten nur im Schlafe /
Verkürtze mir die Nacht / versüsse mir die Ruh.
Dann wie nach grünem Klee verlanget matte Schafe /
Also verlanget mich nach dir auch immer zu.
Du bist zwar etlichmal erschienen in dem Schatten
Des angenehmen Traums. Ich hielt dich bey der Hand.
Ich gieng erfreut mit dir in wunderschönen Matten.
Von hohen Lilgen stund beglänzt das gantze Land.
Ein Silberheller Fluß bestrich den großen Garten /
So zweifelsohn ein Bild des Sternenfeldes war.
Ich wolt / es treumte mir von Dingen solcher Arten
Beständig alle Nacht / und auch des Tages gar.
Wiewol dein Ebenbild mir noch nicht ist entgangen.
Du lebest noch in mir. Ich kan dich jederzeit
Alswie mit Augen sehn in deinem Schmukke prangen /
Und tragen um und an dein liebes Ehrenkleid.
Jedoch so mangelts mir an alten Frölichkeiten.
Was hilfft die Phantasey? Ich nehme täglich ab.
Kein Buch ergetzt mich mehr. Die all zu langen Zeiten
Verkürtzen meine Tag / und sencken mich ins Grab.

[140] Discurs von der Natur des Teutschen Reimes, WK 36, im poetischen Anhang, fol. 16 v.—18 r.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0038-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Es wird das kluge Volkk der lieblichen Poeten
Mich stellen zum Narciß / der hochverliebt in sich /
Geschwunden und verblasst in feuchten Gartenbeeten;
Gleichwie auch mich verzehrt die Huld zu meinem Ich.
Du hast mich / werthes Mein / zu jämmerlich verlassen
In Liebe sonder Lust. Die Freunde sagen mir
Von neuer Heurath vor / und machen mich erblassen.
Komm komm / o Lachesis / vermähle mich mit dir!

Recht diplomatisch fügt er an das Gedicht noch eine Anmerkung:

Ich ging erfreut mit dir] Es traumte mir /als ich in traurigen Gedancken einschlieff / wie meine vorige Liebste sel. mit mir am Wasser durch ein Feld gieng / das voll weisser Lilien in Menschengrösse war; davon sie eine abbrach / und mir in die Hand gab. Welches (wann eine Deutung statt hat) auf meine anderte Ehe gezielet; anerwegen meine jetzige Liebste ein Lilie in ihrem Wappen führet.

Diese zweite Liebste war eine gebildete junge Witwe, Susanna Elisabeth[141], die am 1. 10. 1661 in Ortenburg als Tochter des Joh. Jakab Keget, J.U.D., Hochgräflich Orthenburgischen Rathes geboren wurde. In erster Ehe wurde sie dem Regensburger Stadtgerichtsassessor M. W. Hammann angetraut. Am 23. 10. 1683 nahm die zweiundzwanzigjährige Witwe Prasch zum Mann. Auch ihn überlebte sie und schloß 1693 noch eine dritte Ehe mit dem Inneren Rat Wolfgang Erdinger. Und zum drittenmal geriet sie in den Witwenstand. Das Steuerbuch von 1669 bezeichnet sie als die wohlhabendste Frau von Regensburg.

Sie muß Prasch sehr bezaubert haben, wohl gerade wegen ihrer Belesenheit und Bildung. Sie konnte, eine Seltenheit in diesen Zeiten, ganz den geistigen Interessen ihres Mannes folgen, ja sie war sogar selbst schriftstellerisch tätig. Jöcher[142] sagt von ihr, sie sei in vielen Sprachen sehr erfahren und sonst eines christlichen und guttätigen Wandels gegen die Armen bedacht gewesen. Besonders das Französische hat sie glänzend beherrscht. 1684 ließ sie „Reflexions sur les Romans" einen Traktat über Romantheorie und Romankritik erscheinen[143]. Das Werkchen ist ihrem Mann gewidmet[144]. Prasch revanchierte sich mit der Zuschreibung des „Geistlichen Blumenstraußes". In den hyperbolischsten Wendungen preist er die gute Art und Klugheit seiner Frau: „Es stehet zwar sonst nicht fein / wann Eheleute sich einander öffentlich loben; sintemal scheinet / sie thun es um ihres eigenen

[141] Angaben nach Seifert, a. a. O., 2. Bd., Tafel 27.
[142] A. a. O., 3. Bd., Sp. 1753.
[143] Die Schrift ist heute verschollen. Markwardt, a. a. O., 1. Bd., S. 213—215, berichtet über sie. Im Erscheinungsjahr erschien eine ausführliche Rezension in den Acta Eruditorum, a. a. O., 1684, S. 433 f. Auf beide stützt sich die kleine Würdigung.
[144] Acta Eruditorum, a. a. O., 1684, S. 434: „. . . observationes . . . marito dicatas evulgavit elegantissimi ingenii foemina, doctissimi Senatoris Ratisbonensis J. Ludovici Praschii conjux."

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0039-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Ansehens willen. Allein ich achte mich verbunden / Ihre von dem Höchsten verlihene ungemeine Gaben / und damit den Geber selbst / vor der ganzen Welt zu rühmen . . . Denn ich kann mit Wahrheitsgrunde sagen / daß ich bei ihr angetroffen / mehr als ich gehoffet / . . . nemlich und vorsonderlich ein Gott seliges Gemüth / ohne Heucheley / ein gutthätiges Hertz / ohne Verthulichkeit / einen keuschen Sinn / ohne Unfreundlichkeit / einen edelmüthigen Geist / ohne Frechheit / einen gesunden Verstand / ohne Hochmuth" etc. Im gleichen Band druckt er sogar ein sehr hübsches Weihnachtsgedicht von ihr ab[145], das große Ähnlichkeit mit dem Stil seiner Lieder aufweist, im ganzen aber zarter und inniger ist.

Im gleichen Jahr 1685 erscheint ein kleiner lateinischer Roman von Prasch, die „Psyche Cretica"[146], der das Musterbeispiel eines Romans nach den von seiner Frau aufgestellten Regeln sein will. Die Praschin steht mit ihrer Romantheorie[143] schon unter französischem Einfluß, namentlich dem Huets und der Scudéry. In ihrer scharfsinnigen Betrachtung mischen sich Inhaltskriterien, Wirkungskriterien und Formkriterien. Eine Vorstellung vom Organischen, Gattungsgesetzlichen des Kunstwerkes bahnt sich an. Ihr Werben um den „bel esprit" zeigt sie als Vorläuferin einer französisierenden frühklassizistischen Theorie. Sie denkt darin schon etwas fortschrittlicher als ihr Mann. Ebenfalls in der Religionsauffassung gehört sie schon einer späteren Zeit an. Eine pietistische Färbung und eine empfindsame Lebensstimmung macht sich bemerkbar. Wie in der Praxis der Roman von Prasch ihre Intentionen zu verwirklichen sucht, ist solange nicht zu entscheiden, als der Traktat verschollen bleibt. Noch nicht genug der Zeugnisse ihrer Übereinstimmung: Im „Anhang etlicher Reimgebände" zum „Discurs von der Natur des Teutschen Reimes" hat Prasch fast nur Gedichte aufgenommen, die von seiner Liebe und Ehe handeln. Unter den Gedichten ist auch eines von ihr an ihn zu seinem Namenstag: „Laß / o Musa / hell erklingen / Deiner Seyten Lieblichkeit. / Spielet / singet / last erschallen: / Leb Johannes / lang vor allen!". Als besonders galanten und beziehungsvollen Scherz hat Prasch ein französisches Gedicht verfaßt: „Ibere [das ihr Deckname], mon plaisir, ma vie, et mon tresor"[147].

In diesem Zusammenhang darf ein Hinweis darauf nicht fehlen, daß in den Werken von Prasch häufig Humor, Ironie und Selbstironie durchklingen. So stellt er in der Clausula operis des Poematum libellus mit Augenzwinkern fest, ihn hielten jetzt vom Dichten die Pflichten für die Stadt, sein Hauswesen „et libris infensa patentibus uxor"

[145] 1685, WK 25, 5 Seiten „Zueignungs-Schrifft"; Gedicht S. 9—12.
[146] WK 34.
[147] WK 36, fol. 19 r—20 r.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0040-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

ab[148]. Das schon erwähnte Tiergedicht für Kerscher[149] lebt ganz von einer zarten Ironie, wie bei der zusammenhängenden Besprechung des Bandes gezeigt werden soll. Spottlustiger wird er, wenn er die allgemeine Dichterkrankheit, die Eitelkeit, und damit sich selbst geißelt. So in der Astrea[150]:

. . . die Poeten /
So uns die Grillen tödten /
Und ihnen Grillen machen /
Daher man offt muß lachen /
Muß lachen / wann sie schwitzen /
Und voll Gedancken sitzen /
Und ihre Finger nagen /
Und ihnen selbst behagen /
Und ihre Köpfe brechen /
Und doch nur Grillen stechen . . .

Besonders köstlich ist eine Szene in der Psyche Cretica[151], bei der zu einem Gastmahl auch ein Dichter erscheint: „Der Fürst zeigte ihr den Poeten / als einen Führer und Meister der Weißheit / und fieng an seine Werke zu loben und erzehlen / wohl wissend / daß die Ohren der Poeten sich an nichts liebers kützeln / als an ihren Lobsprüchen. Dieser ruffte seufzend aus / Glücklich ein Poet der heroischen Zeit / da der Dichter noch was galt / da der Dichter und das Publikum Helden waren" usw. Zusätzlichen Reiz gewinnt die Sache dadurch, daß der Poet, wie der weitere Verlauf des Gespräches zeigt, gewisse autobiographische Züge beigelegt bekommt. Hier sieht man schon das Geschick von Prasch, eine Person humoristisch zu charakterisieren. Dieses Geschick kommt ihm sehr zustatten bei den „Amici", einer wirkungsvollen, geistsprühenden Komödie mit trefflichen komischen Charakteren.

In späteren Jahren hat Prasch sogar ein Witzbuch veröffentlicht: „Facetiae", 1689[152]. Zwar war die große Zeit der schöpferischen Facetienproduktion[153], die Zeit Bebels und Frischlins, längst versunken und man begnügte sich im 17. Jahrhundert, aus dem ungeheuren Gut der Antike und Moderne, aber noch ganz im humanistischen Geschmack, Auswahlen zusammenzustellen (Zincgref, Harsdörffer, Masen). So geht auch Prasch vor. In einem Vorwort spricht er von den Quellen und dem Zweck der Sammlung. Es sollten die Männer damit ihre Gespräche würzen und die Schüler eine erfreuliche lateinische Lektüre haben; wie Prasch überhaupt den vernünftigen pädagogischen

[148] WK 1 Nr. XXVIII.
[149] Ebenda Nr. II.
[150] WK 22, S. 162 f.
[151] Deutsche Übersetzung von Eibelhuber, WK 34, 2. Buch.
[152] WK 95.
[153] Stammler, a. a. O., S. 111—115.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0041-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Grundsatz vertrat, der Jugend das Wissen lieber einzuschmeicheln als einzubläuen. Für seine Zwecke also hat er „lepidissima et honestissima" ausgewählt. Es fehlt tatsächlich alles Grobianische, Zotige und Derbe, ebenso allzu Lehrhaftes. Sonst sind alle möglichen Gattungen vertreten, die Anekdote, die witzige Antwort, die moralische Pointe, das Wortspiel und das, was wir normal unter Witz verstehen. Die Lektüre des Bändchens (über 300 Nummern) ist heute noch ein Genuß, die Pointen sind unverwelkt und in manchem Stück erkennt man zum Erstaunen den würdigen Ahnherren eines Witzes, der heute die Runde macht.

Wir wollen dem Leser zur Erheiterung einige Proben nicht vorenthalten.

Eine antike Anekdote: „Augustus, cum ei quidam libellum trepidus offerret, et modo proferret manum, modo retraheret, Putas, inquit, et assem elephanto dare." (Nr. 40).

Eine echte Humanistenanekdote: „Eidem Imperatori [Kaiser Sigismund] in Constantiensi concilio barbarismus exciderat, Schismam facere. Admonitus proinde a Pontificis Nuntio, schisma esse generis neutrius; quaesivit, quo auctore illud diceret? Responsum est: Prisciano, Alexandro Gallo, et similibus. Quinam sunt illi? pergit quaerere Caesar. Viri docti, inquit. Nempe, ait ille, Grammatici, ast ego sum Imperator" (Nr. 271).

Besonders schön sind „Scholasticus"-Witze. In dem Scholasticus begegnet uns ein Vorfahr des Grafen Bobby: „Amphoram vini habens scholasticus, obsignaverat. Quam cum servulus subtus perforasset, abstulissetque partem vini, mirabatur is, quomodo vinum salvis sigillis minueretur. Ad quem nonnemo: Vide, ne inferius subtractum sit. At ille, Omnium, inquit, stultissime, non inferior pars defit, sed superior" (Nr. 13).

Zuletzt noch ein Witz, der jeden Philologen erfreuen muß: „Scholasticus scholastico obvius dixit: Accepi te esse mortuum. Et ille, Atqui vides, inquit, vivere me. Rursus alter: Qui id mihi dixit, multo te fide dignior est" (Nr. 16).

Damit verabschieden wir uns von diesem heiteren Intermezzo und kehren zum Ernst zurück. Noch ein Dokument über das Leben von Prasch hat sich erhalten, sein Testament[154]. 1684 („unpäßlich und im Bette liegend" schreibt der Notar auf der Hülle des Testaments) verfaßte es Prasch. Es gibt zwar mit den wenigen Bestimmungen kaum Anhaltspunkte über Vermögen, Stellung usw., ist aber durch den warmherzigen, wenn auch formelhaften Ton, durch Kürze und Großzügigkeit der Bestimmungen (andere Testamente der Zeit ergehen sich

[154] Bayer. Hauptstaatsarchiv München, Regensburger Testamente, Karton Nr. 4, 13. Fasz.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0042-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

pedantisch in Kleinigkeiten) ein schönes Zeugnis für die Menschlichkeit und geistige Überlegenheit seines Verfassers. Zu beobachten ist auch das hohe Formniveau der Handschrift.

„Im Nahmen der H. Dreyfaltigkeit, Amen.

Demnach ich mich der Vergänglichkeit dieses zeitlichen Lebens erinnert, als habe ich vor meinem Hintritt Richtigkeit machen, und gegenwärtige Testamentliche Disposition aus freyem wolbedachtem Muth eigenhändig verfertigen, und in nachfolgenden zwar kurtzen, jedoch klaren und beständigen Worten hinterlassen wollen.
Erstlich schaffe ich meiner lieben Schwester zu freundlichem Angedencken, nächst geziemender Dancksagung für alles gute, die jenigen 300 fl. welche auf gemeiner Statt Cammer unter der Zinßzeit Bartholomäi anligen und von unserer lieben Mutter seel. herrühren.
Zum andern Herrn Joh. Leonhard Pauern, des Innern Raths, die jenige Schale auf einem Fuß, so Er und seine Eheliebste auf meine anderte Hochzeit verehrt.
Drittens, dero jetzmahligen ersterwähnten Ehfrauen eine silberne durchbrochene Tazza ad 15 Loth. Bitte, sie wollen beyderseits mit diesem wolgemeinten angedencken vor lieb nehmen, und bedancke mich für alle von ihnen iedesmal genossene gute Freundschafft.
Viertens auf gemeiner Statt Rathhaus in die Bibliothec meine wenige Bibliothec, ausgenommen was meine Liebste davon für sich behalten wolte, und gebrauchen könte. Wobey ich mich zum höchsten bedancke für alle von gemeiner Löblicher Statt empfangene grosse Gutthaten, welche der Höchste mit ewigem Segen ersetzen wolle.
Endlich in das Weisenhaus 50 fl.
Was aber über Abstattung jetzt gedachter Legaten (davon meine Erbin die Testaments Executionsgebühr auf erfordern abrichten wolle) wie auch der Schulden, meines eigenthümblichen Vermögens übrig seyn wird, es sey ligend oder fahrend, oder wie es Nahmen haben mag, ohne exception, das soll mein Hertzliebster Eheschatz, Fr. Susanna Elisabetha Praschin, gebohrne Kegetin, für ihre mir erzeigte ungemeine Ehliche Liebe, Treu, und recht tugendhafftes Gemüth, wofür ihr hiemit auch schönster Danck und billiger Ruhm gegeben wird, als Universal Erbin hindannehmen; wie ich sie dann hiemit in kräfftigster Form Rechtens dazu instituiert haben will; Mit dieser angehenckten Bitte, daß sie sich meiner Schwester ihrer Kinder im Nothfall treulich, als eine Mutter, wolle annehmen, wann sie sich gegen sie gebührend erweisen, und wol verhalten werden; wie ich dann zu ihrem obgemeldten guten Gemüth das gäntzliche Vertrauen habe.
Zu mehrer Bestätigung deß allen habe ich meinen Nahmen mit eigener Hand unterschriben, mit meinem gewöhnlichen Petschafft begleitet und mit Notario und Gezeugen, hiesiger Ordnung und Privilegien nach, die Ausfertigung verfügt.

Actum Regensburg 12. Martii 1684.

Johann Ludwig Prasch m. p.“

Damit können wir die Betrachtungen über das Privatleben abschließen und uns dem Beruf und der Ämterlaufbahn des Johann Ludwig Prasch zuwenden.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0043-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Der junge Jurist tritt wohl unmittelbar nach der Beendigung seiner Studien (1660) in den Dienst der Stadt Regensburg. Es wird nötig sein, kurz die Verfassung und Verwaltung der Reichsstadt zu beschreiben, damit Klarheit besteht über den beruflichen Aufstieg unseres Dichters und die Beanspruchung, die die Ämter für ihn mit sich gebracht haben.

Das Stadtregiment[155] bleibt seit dem Erlaß der „Inneren Ratsordnung" von 1530 gleich bis zum Verlust der Reichsunmittelbarkeit der Stadt im Jahre 1804. Nach ihr regierte fast souverän der „Innere Rat", der aus 16 Männern, meist Volljuristen, sich zusammensetzte. Der „Äußere Rat", 32 Männer, davon 12 Handwerker, und der „Vierzigerrat der Gemeinde" traten nur zu bestimmten Zeiten und in äußerster Notlage in Tätigkeit. Der Einfluß dieser Institutionen war gering. Absolutistische Bestrebungen im Rat zeigen sich besonders deutlich darin, daß 1530 auch der „Geheime Ausschuß des Inneren Rates" gebildet wurde[156]: „Sechs des Rats . . . sollten in dringenden Fällen zusammentreten und über das allgemeine Beste entscheiden dürfen." Dieser Geheime Innere Rat brachte mit der Zeit die faktische Regierungsgewalt fast ganz an sich, indem er immer mehr Geschäfte des Inneren Rates an sich zog.

Die Räte wurden alljährlich neu gewählt[157], jedoch war die Wahl mehr Formsache, denn gewöhnlich wurde ein Rat immer wieder aufgenommen, bis er zurücktrat oder verstarb. Ferner wurden jährlich sämtliche Wahlämter besetzt: Steueramt, Ungeldamt, Stadtgericht, Hansgericht, Almosenamt, Vormundsamt. Die sechs Herren des Inneren Geheimen Rates wurden als Direktoren in die Ämter gewählt. Daneben gab es noch eine Reihe von Funktionen, welche die Räte, vor allem die Geheimen innehatten. So gab es Consistorial- und Schulräte, Feldherren, Deputierte der Stadt zum Reichsstädtischen Collegium und Directorium auf dem Reichstag. An der Spitze des Gemeinwesens standen die vier Cammerer als regierende Bürgermeister. Von ihnen hatte jeder drei Monate die Regierungsgewalt.

Der berufliche Aufstieg eines jungen Juristen in die höheren Ämter und den Inneren Rat ging gewöhnlich so vor sich: Zuerst tat er in einem der Ämter Dienst als Assistent oder Beisitzer. Von da aus konnte er Syndicus oder Consulent werden und dann weiter in den Rat gelangen.

Prasch begann mit 23 Jahren seine Karriere. Fünf Jahre (bis 1665) wird er Assistent gewesen sein, jedoch findet sich dafür kein Beleg.

[155] Die wertvolle Dissertation von Fürnrohr, a. a. O., gibt genauen Bericht über die Verfassung und Verwaltung der Freien Reichsstadt Regensburg zur Zeit des Immerwährenden Reichstages. Meine diesbezüglichen Ausführungen stützen sich auf Fürnrohr.

[156] Gumpelzheimer, a. a. O., S. 650.

[157] Alle Wahlergebnisse sind in den Ratswahlbüchern, die im Regensburger Stadtarchiv liegen, erhalten.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0044-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Im weiteren Verlauf hatte er folgende Ämter und Würden: Syndicus, Innerer Rat, Innerer Geheimer Rat, Wähler, des Inneren und Geheimen Rats Ältester, Vormundschaftsamtsdirektor, Ungeldamtsdirektor, Steueramtsdirektor, Cammerer, Consistorialpräsident, Oberster Scholarch, Deputierter zum Reichsstätischen Collegium des Reichstages. Man kann also sagen, daß er das Höchste erreicht hat, was in seiner Vaterstadt zu erreichen war.

Serpilius[158] zitiert aus dem Lebenslauf seiner Leichenpredigt ein Urteil über seine amtliche Tätigkeit: „Mit was grosser Vigilantz / Treue und ungespahrten Fleiß er diesen Ämtern vorgestanden / wie eiferig er des gemeinen Wesens Aufnehmen gesuchet / wie unverdrossen er gearbeitet / dessen werden alle aufrichtige Patrioten ihme genugsam und unverwerffliche Zeugenschafft geben."

Um einen Eindruck von den vielen verantwortungsvollen Tätigkeiten, die Prasch hauptamtlich auszuführen hatte, zu geben, seien noch kurz die Aufgabenbereiche eines jeden Amtes angeführt[159].

Syndikus: Die Tätigkeit der damaligen Syndici ähnelt der der heutigen Rechtsräte. Sie mußten mit Hilfe von Unterbeamten die laufenden Kanzleigeschäfte erledigen, bei Rat und in den Ämtern referieren und die Ratsbeschlüsse protokollieren. Prasch war von 1665—1672 Syndicus[160].

Innerer Rat: Die Regensburger Ratsordnung[161] bestimmt die ordentlichen Sitzungszeiten des Inneren und Geheimen Rates: „Montag, Erichtag, Pfingstag, Freitag wirdet ordentlich, da kein Feyertag, Rath, aber am Mittwoch undt Sambstag ausschuss gehalten." Über die Aufgaben spricht die „Descriptio"[162]. Die sechs geheimen Räte sind unter anderem verpflichtet „Gemeiner Stadt Sachen und die Cameralia, wie auch was sonst Hochwichtiges vorkommt, darüber zu deliberiren, und nachgestalt der sechs E. E. Inneren Rat zu referiren . . . Die zehn Herren [= Inneren Räte, die nicht im Geheimen Rat] betreffend aber so haben acht von den jüngsten Herren eine Wacht zu versehen, und hat ein jeder einen Wachtschreiber und Wachtknecht, dann einen Wachtlieutenant, Wachtwaibel und fünf genannt Vierziger . . .".

1665 mit seiner Ernennung zum Syndicus zieht Prasch in den Inneren Rat der Stadt ein[163], ab 1675 sitzt er im Inneren Geheimen Rat. Das beigegebene Bildnis (vor S. 1) von Prasch, eine heute im Regensburger

[158] A. a. O., S. 126 f.
[159] Fürnrohr, a. a. O., S. 158—177.
[160] Stadtarchiv Regensburg, I Ah 13: Verzeichnis aller Herren des Inneren Raths von 1500—1764.
[161] Archiv des Hist. Vereins für Oberpfalz und Regensburg, Archiv-Akten R. 58, S. 7.
[162] Stadtarchiv Regensburg, I Ah 13, Bl. 133 f.
[163] Stadtarchiv Regensburg, I Ac, Nr. 6.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0045-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Museum ausgestellte Miniatur aus den Ratsherrenbüchern, zeigt den eben gewählten Ratsherren (1665) im Alter von 28 Jahren.

Wähler: Der Wähler trat am 28. und 29. Dezember in Tätigkeit, wenn der Rat und die Ämter für das nächste Jahr zu besetzen waren. Die Ernennung zum Wähler galt als Auszeichnung. Prasch war achtmal, von 1678—1685 Wähler.

Vormundschaftsamtsdirektor: Das Vormundsamt verwaltete die Güter und Vermögen verwaister Kinder und bestellte verantwortliche Vormünder. Prasch hatte diesen Posten von 1673—1684 inne.

Ungeldamtsdirektor: Dieses Amt war nach dem Steueramt das höchste, das zu vergeben war. „Das Ungeldamt hatte nicht nur das fällige Ungeld (eine Wein- und Biersteuer) einzuziehen, es hatte auch sämtliche Mühlen und stadteigenen Gebäude, sowie die Getreidekästen (= Vorratshäuser) zu beaufsichtigen und mußte ‚tempore Comitiorum alle Ratsstüben bei teglicher Auffahrung mit süeß und sauern Weinen, Confect und Brod versehen'" [164]. Diesem Amt stand Prasch von 1685—1687 vor.

Steueramtsdirektor: Alle Ämter hatten wöchentlich alle eingehenden Gelder an das Steueramt abzuführen. Die Bürger mußten ihre jährliche Steuer hier entrichten. Sämtliche Gehälter wurden von diesem Amt, das also viel weitere Aufgaben als das heutige Amt gleichen Namens zu verrichten hatte, ausgezahlt. Prasch verwaltet dieses schwierige, in der sehr stark verschuldeten Stadt Regensburg besonders schwierige Amt in seinen letzten Lebensjahren, von 1688 bis 1690.

Über die Aufgaben des Cammerers, des Bürgermeisters, braucht nicht eigens gesprochen zu werden.

Konkrete Einzelheiten über die Amtsführung von Prasch können leider nicht erzählt werden, denn alle Regensburger Ratsprotokolle, die hier Aufschluß geben könnten, sind bis zum Jahr 1752 verloren. Das ist auch insofern zu bedauern, wie die erhaltenen Consistorial- und Scholarchatsprotokolle zeigen, als das eigentliche Schwergewicht der Arbeit in den Ämtern auf anderen Gebieten lag, als die offiziellen Ratsordnungen glauben machen wollen. Außerdem könnte man den Protokollen entnehmen, wie oft die Sitzungen abgehalten wurden und wie groß dementsprechend die tatsächliche Belastung durch ein Amt gewesen ist.

Abschließend noch eine Tabelle der jährlichen Ergebnisse der Ratswahlbücher. Der stetige soziale Aufstieg läßt sich aus ihr am klarsten erkennen.
Raths Wahl Buech v. 1637—1668 [165] und Ratswahlbuch von 1669—1708 [166] sind die Grundlage für die Tabelle.

[164] Fürnrohr, a. a. O., S. 167.
[165] Stadtarchiv Regensburg, I Ac, Nr. 6.
[166] Stadtarchiv Regensburg, I Ac, Nr. 7.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0046-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Innerer Rath	für	1666,	an	16. Stelle	
Innerer Rath	für	1667,	an	14. Stelle	
Innerer Rath	für	1668,	an	12. Stelle	
Innerer Rath	für	1669,	an	12. Stelle	
Innerer Rath	für	1670,	an	12. Stelle	
Innerer Rath	für	1671,	an	8. Stelle	
Innerer Rath	für	1672,	an	7. Stelle	
Innerer Rath	für	1673,	an	7. Stelle, Vormundsamtsd.	
Innerer Rath	für	1674,	an	7. Stelle, Vormundsamtsd.	
Innerer Rath	für	1675,	an	6. Stelle, Vormundsamtsd.,	Cammerer
Innerer Rath	für	1676,	an	6. Stelle, Vormundsamtsd.,	Cammerer
Innerer Rath	für	1677,	an	6. Stelle, Vormundsamtsd.	
Innerer Rath	für	1678,	an	5. Stelle, Vormundsamtsd.,	Cammerer, Wähler
Innerer Rath	für	1679,	an	5. Stelle, Vormundsamtsd.,	Cammerer, Wähler
Innerer Rath	für	1680,	an	5. Stelle, Vormundsamtsd.,	Wähler
Innerer Rath	für	1681,	an	5. Stelle, Vormundsamtsd.,	Cammerer, Wähler
Innerer Rath	für	1682,	an	5. Stelle, Vormundsamtsd.,	Cammerer, Wähler
Innerer Rath	für	1683,	an	5. Stelle, Vormundsamtsd.,	Wähler
Innerer Rath	für	1684,	an	5. Stelle, Vormundsamtsd.,	Cammerer, Wähler
Innerer Rath	für	1685,	an	2. Stelle, Ungeldamtsd.,	Cammerer, Wähler
Innerer Rath	für	1686,	an	2. Stelle, Ungeldamtsd.	
Innerer Rath	für	1687,	an	2. Stelle, Ungeldamtsd.,	Cammerer
Innerer Rath	für	1688,	an	1. Stelle, Steueramtsd.,	Cammerer
Innerer Rath	für	1689,	an	1. Stelle, Steueramtsd.	
Innerer Rath	für	1690,	an	1. Stelle, Steueramtsd.	

Die amtliche Tätigkeit, die ständige Sorge um das allgemeine Wohl hat ihre Spuren auch in der Dichtung von Prasch hinterlassen. Die politischen und moralischen Probleme, die den Beamten bewegen, veranlassen auch den Dichter dazu, in mahnenden und warnenden Worten zu den Mitmenschen zu sprechen. Das soll ausdrücklich betont werden. Die Barockdichter waren Artisten, was die Form betraf. Zugleich wollten sie aber ein Publikum ansprechen, es belehren und ihm helfen, prodesse et delectare.

Bei den hierhergehörigen Dichtungen von Prasch kreist sein Denken, wie schon oben ausgeführt, um den im göttlichen Naturrecht verankerten Begriff der politischen Gerechtigkeit, der ihm die Lösung und Heilung der Wirren dieser Welt zu bringen scheint. Besonders das 2. Buch der „Astrea“ (1681) bringt eine Fülle von kurzen, weltklugen Epigrammen über alle bürgerlich-politischen Tugenden und Untugenden. Ebenso sind in den „Poetischen Anhang“ der gleichzeitig entstandenen „Gründlichen Anzeige von Fürtrefflichkeit und Verbesserung Teutscher Poesie“[167] Epigramme aus dem gedanklichen Umkreis der „Astrea“ eingegangen.

[167] WK 35, S. 49 ff.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0047-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Wer am meisten sich verschuldige / ein König oder dessen Rath.

Wer hat die Schuld ob ihm in frevelhafften Sachen /
Ein König / oder Rath? Astree vermeldet klar /
Und Pallas nickt dazu: Sie freveln beyde zwar /
Jedoch am meisten / der das Rad kan lauffend machen[168].

Prasch geht jedoch über den gewöhnlichen bürgerlichen Moralismus der Barockepigrammatiker hinaus. In dem folgenden langen Gedicht verdichtet sich die Kritik am gesamten städtisch-bürgerlichen Leben zu einer Utopie, die selbst fast zu einem Abbild der ewigen Ordnungen des Himmelreiches wird und die politische Gerechtigkeit zur himmlischen Gerechtigkeit transzendieren läßt.

Lob der Gerechtigkeit.

Wie gewaltig erfreuet des Frühlinges Zier!
Wie erreget / wie zieht er uns alle herfür!
Es erneuert da Himmel und Erde den Bund.
Da vergüldet die Sonne das Irdische Rund.
Da verändert sich lieblich die gantze Natur.
Da besuchet der Feldmann die offene Flur.
Da beherrschet die Wisen der sittsame West.
Da verfertiget Progne am Balcken ihr Nest.
Da verliebt sich die Ziege / da spielet das Wild.
Da berühmen die Lerchen das grüne Gefild.
Es erseufzen die Nymphen / daß Corydons Fluß
Auf so zarte Smaragde gestellet seyn muß.
Wir bekennen / daß solches die schöneste Zeit /
Die am ersten das sinwele Welthaus erfreut.
So gewaltig nun alle fünf Sinnen ergetzt /
Daß sich Flora der Erden zur Königin setzt;
So gewaltig erfreut es ein edles Gemüth /
Wann im Lande beständig Gerechtigkeit blüht.
Da erfähret man eben / wie lieblich der May /
Wie vermöglich der Sommer und Traubenmann sey.
Da verehrt man der Tugenden völligen Chor /
Da befreyt man die Künste / die steigen empor.
Man besitzet sein Gütlein in sicherer Lust.
Von verderblichen Fehden ist so viel bewußt.
Man befehdet alleinig der Laster ihr Gifft /
Die Mißhandlungen rächet man / wen es auch trifft.
Man bekämpfet die Rauber in Büschen / zur See.
Dem Procrustis / und Sciron / und Cacus wird weh.
Die Hantierungen gehen / die Strassen sind rein.
Das verletzen ist seltzam / das wolthun gemein.
Das geborgete lifert man zeitlich zurück /
Und bezahlet die Gelder / es hafftet kein Tück.
Es zergehen die Räncke / wie schmeltzendes Wax.
Die Gesetze sind eisern. Man lebet der Tax.
Man besieht die Gewichte / man ohmet das Faß.
Man verkauffet und kauffet aus einerley Maß.

[168] Astrea, WK 22, S. 105.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0048-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Man erleichtert die Bürden dem dürfftigen Man /
Und erörtert die Klagen / so viel man nur kan.
Das betriegliche müntzen und hecken muß fort.
Auch Kipper und Wipper[169] quittiren den Ort.
Die Falliten und Faulen sind wenig bekant.
Es ersauget kein betteln und garten das Land.
Es behalten die Fechter und Göckler sich gantz.
Es verleitet die Jugend kein üppiger Tantz.
Es erfüllet den Schauplatz kein Narrengeschwätz.
Es bestricket die Zünffte kein tolles Gesetz.
Man beschneidet die Federn dem schädlichen Pracht
In dem hüllen und füllen und spielen mit Macht.
Man eröffnet die Speicher / und gibet Getreid
Um ein weniges Silber zur eisernen Zeit.
Man erfrischet die Waaren / bevor die Artzney.
Auch verbleibet ein jeder bey seiner Vogtey.
Es erfreuen sich Götter und Menschen zugleich /
Und besuchen mit Hauffen das selige Reich.
Es bekrönet der Himmlische Segen das Land /
Es besinget auch Fama den herrlichen Stand.
Die Benachbarten flehen um Urtheil und Recht /
Sie erbieten sich willig zu werden ein Knecht.
Sie verlangen der Ordnungen kündig zu seyn.
Auch die Fremdlinge tragen ihr Erbgut hinein.
So bekenne nun jedermann redlich und frey /
Daß auf Erden das beste Gerechtigkeit sey[170].

Es ließe sich wohl kein besserer Beweis erbringen, daß die Amtstätigkeit unmittelbar auf die Dichtung von Prasch eingewirkt hat, ja selbst zum Thema geworden ist, als durch die eben mitgeteilten Verse.

Noch aber haben wir nicht alle Ämter kennengelernt, die Prasch im Dienste und zum Wohle der Stadt versah. Ganz besonders ernst genommen hat er die Arbeit im Consistorium und im Scholarchat, von der jetzt gesprochen werden soll.

Durch einen glücklichen Zufall sind die Protokolle erhalten geblieben[171]. Es läßt sich aus ihnen manche Einzelheit über die Amtsführung von Prasch entnehmen. Es läßt sich auch feststellen, was die tatsächlichen Aufgaben waren.

Prasch *als Consistorialpräsident:* Der Rat der freien Reichsstadt Regensburg war nach dem Übertritt der Bürgerschaft zur evangelischen Confession in seinem Hoheitsgebiet „summus episcopus". Er nahm seine

[169] Bechtel, a. a. O., S. 101 ff. über Kipper und Wipper: „Das gute Geld wurde durch verbrecherische Kniffe, durch Kippen und Wippen der Geldwaage, ausgesondert, einbehalten, eingeschmolzen und zu schlechter Münze umgeprägt." Der Höhepunkt der Kipper- und Wipper-Zeit war 1618—1623. Das Ergebnis war ein reißender Absturz des Geldwertes. „Durch wieder aufgenommene Massenprägung unterwertiger Scheidemünzen in Heckenmünzen drohte zwischen 1675 und 1690 der Ausbruch einer zweiten Kipperzeit."

[170] Astrea, WK 22, S. 147—149.

[171] Heute im Archiv der ev. Pfarreien oberer und unterer Stadt, Regensburg.

Univ.-Bibliothek Regensburg

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0049-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

landesherrlichen Befugnisse in einem 1544 eigens dazu gegründeten Consistorium wahr, das 1588 durch die Consistorialordnung und die Kirchenregimentsordnung seine bis zum Ende der Reichsstadt gültige Verfassung erhielt. Das Consistorium setzte sich aus drei Inneren Räten, deren erster propter auctoritatem, eruditionem et prudentiam die Institution als Präsident leitete, aus drei Vertretern des Ministeriums[172], dem Superintendenten und zwei Predicanten, und einem Secretarius zusammen. Es trat in der Regel einmal wöchentlich zu schriftlicher oder mündlicher Sitzung zusammen. Zu seinem ausgedehnten Aufgabenbereich gehörten alle Fragen, die sich auf „Berufung, Amt, Dienst, Dispension, Dimission, Handlungen und Verbrechen" der Geistlichkeit und der Schulleute bezogen. Vor allem hatte man ein sehr scharfes Auge auf geistliche Personen, die im Verdacht irriger Lehren standen. Das Consistorium konnte auch Strafen verhängen oder beim Rat beantragen. Sodann wachte man peinlich auch darüber, daß die Scholarchen vierteljährlich die Schulvisitation streng durchführten. Ebenfalls dem Consistorium unterstand die Überwachung der Buchdrucker. Kein Buch durfte ohne seine Bewilligung erscheinen. Weiterhin lag bei ihm die Entscheidung in allen Ehesachen[173].

Nun die Ergebnisse der Protokolle: Als erster Beisitzer taucht Prasch zum erstenmal am 19. März 1677 auf. In einer feierlichen Sitzung wurde er in seine Tätigkeit eingeführt. Solche Amtseinführungen werden im Protokoll aufs genaueste geschildert, so auch die vom 24. November 1684, als Prasch den Präsidentenposten erhielt[174]. „Praesentatio Ihro Wohledel und Herrlichkeit Herrn Johann Ludwig Praschens zu einem Directorem und Oberscholarchen" lautet die Überschrift. Die ganze Zeremonie dürfte Stunden in Anspruch genommen haben. Durch die Beschreibung gewinnt man Einblick in die zermonielle Förmlichkeit des Jahrhunderts. Der Akt findet auf dem Rathaus statt. Die Neuzuernennenden — neben Prasch sein Freund Theophil Wild, der statt seiner erster Beisitzer wird — warten im Vorzimmer und werden dann feierlich hereingebeten. Nachdem alle nach der genau geregelten Sitzordnung Platz genommen haben, werden verschiedene Reden gehalten. Vor jeder Rede wird eine symbolische Amtshandlung vorgenommen („praemissis curialibus"). Zuerst spricht ein Syndicus im Namen der Stadt, dann der Superintendent für das Ministerium. Darauf erhebt sich der neuernannte Direktor, Prasch, und hält eine Erwiderungsansprache. Der Gedankengang dieser Rede — Dank, Blick auf die Vorgänger, Versprechen das Beste zu leisten, Anrufung der Hilfe Gottes — wie auch der übrigen dürfte bis in die

[172] Das Ministerium ist die Gesamtheit der evangelischen Geistlichkeit: Der Superintendent, die Predicanten, die Diakone.
[173] Fürnrohr, a. a. O., S. 171—178.
[174] Bl. 169—177.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0050-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Einzelheit von der Konvention geregelt gewesen sein. Sodann kommt noch Assessor Wild zu Wort. Unterdessen haben sich der Rektor und die Herren vom Gymnasium Poeticum vor der Türe versammelt. Sie werden hereingebeten und nun richten die Consistorialen ermahnende Worte an die Praeceptoren. In deren Namen antwortet Rektor Ursinus — der Mitstreiter von Prasch — und bringt den Dank und den Glückwunsch der Schule dar, worauf wieder eine „Gegenerbietung" des neuen Direktors folgt, der für die Gratulation dankt und den Herren von der Schule nochmals die Jugend empfiehlt. Die Schulleute erheben sich und ziehen sich unter abermaligen guten Wünschen zurück. Den Abschluß der Feierlichkeit bildet die interne Gratulation der Consistorialen: „Die Herren Consistoriales und der Secretarius Consistorialis aber haben Ihro Herrl. dem Herrn Directori, wie auch Ihro Herrl. dem Herrn Wilden gratuliert und ist also damit dieser actus beschlossen, auch über dieses noch einig Zeit bey dem aufgesetztem Confect und Trunck Wein ergötzlich zugebracht worden." Eine Woche später beginnt dann das Gremium mit der eigentlichen Arbeit. Es ist gleich ein wichtiger Fall zu behandeln. Der Superintendent war unterdessen gestorben und es mußten alle Fragen bezüglich der Amtsnachfolge und der Kirchen- und Gottesdienstordnung erledigt werden.

Wir wollen dem Protokoll nicht mehr weiter folgen, nur noch feststellen, daß am häufigsten von Ehesachen gehandelt wird. Fast ebenso oft ist von Verleihung von Stipendien an Studenten die Rede. Die Zahl der auf Kosten der Stadt Studierenden muß sehr groß gewesen sein. Den nächstwichtigen Gegenstand bilden Personalfragen im Ministerium.

Prasch war für dieses Amt zweifelsohne der geeignete Mann. Er war ein verhandlungsgewandter Jurist und beherrschte neben den weltlichen Wissenschaften auch die Theologie. Theologische Bildung war unbedingt notwendig bei einem Consistorialpräsidenten zu einer Zeit, da der Protestantimus gerade eine Periode schwerer innerer Kämpfe durchmachte und zu einer dogmatischen Klärung seines Systems zu kommen versuchte. Die Fronten liegen einerseits gegen den Calvinismus, oft noch mehr als gegen den Katholizismus, zum anderen gegen Schwärmertum und Pietismus. Wo steht Prasch? Serpilius zitiert aus der Leichenpredigt[175]: „Hat er sich in Religions- und Glaubenssachen einig allein mit Einfalt und Lauterkeit deß Hertzens zu der H. Schrifft gehalten / und darinnen hohe und große Weißheit erlanget / daß er nicht nur tüchtig und geschickt gewesen / die hohen Glaubens-Articul gründlich und deutlich außzureden und zu bekennen / sondern auch mit Hand und Mund gegen jedermännigliche aufs beste und herrlichste auß tieff-gelehrten Theologischen Wis-

[175] A. a. O., S. 128.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0051-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

senschaften dieses alles zu vertheidigen und zu behaupten gewußt." Diese tiefgelehrten theologischen Wissenschaften sind die protestantische Orthodoxie. Ihre Grundlage ist die Metaphysik als philosophische Disciplin. Die beiden größten Theologen des Jahrhunderts, J. Gerhard und A. Calov, waren zuerst Philosophieprofessoren[176]. Das erste hier einschlägige Werk von Prasch ist die bereits behandelte „Philosophia nova" von 1667. In den siebziger und achtziger Jahren folgten neun rein theologische Werke bis zur Bekrönung durch eine „Summa Theologiae" im Jahr 1689[177]. In gewissem Sinne kann man auch die geistliche Liederdichtung und den geistlichen Roman zu den theologischen Werken rechnen. Jedenfalls sind sie von pastoral-theologischem Geiste angeregt und getragen. Dichtung und Gelehrtenarbeit gehen ganz parallel, auch was ihre Entstehungszeit betrifft. Die erste theologische Schrift stammt von 1671, ebenso der erste geistliche Gedichtband[178]. Im Lauf der Jahre folgen die theologischen Werke dichter aufeinander und in der Poesie wird das religiöse Moment mehr und mehr beherrschend. Eine inhaltliche Parallele bietet die Auseinandersetzung mit der Reformierten Lehre. Als Theologe griff er mit drei eigenen Streitschriften in die schwebende Auseinandersetzung ein: „Einer Adelichen Jungfrauen Reformierter Religion Sendschreiben an ihren Seelsorger", 1674, „Verschlossener Garte / oder . . . Beweiß / daß Maria Christum wahrhafftig / jedoch wundersam / mit ohneröffnetem Jungfräulichem Leib / zur Welt gebohren habe", 1679, „Probatio Spiritus, qui in verbis Christi, de S. Eucharistia, τὸ Est transmutat in significat". In der besonders theologisch orientierten „Lobsingenden Harffe", in der Lieder über die Heilslehre stehen, die mit reichen Anmerkungen versehen sind, taucht der Gegensatz zum Calvinismus wieder auf. (Zur Lehre, nicht zu den Vertretern der Lehre. Prasch wahrt auch hier die irenische Gesinnung und nennt nie einen Namen).

Das XXI. Gedicht mit dem Titel „Das rechte Ich"[179] beginnt beispielsweise:

Daß Christus sich gegeben /
Als unser freyer Hort /
Für aller Menschen Leben /
Besaget Gottes Wort. / usw.

In den Anmerkungen wird unter dem Stichwort „Für aller Menschen Leben" sogleich eine großangelegte theologische Kontroverse geführt. Das folgende Gedicht, „Die unvergängliche Leibs- und Seelennahrung",

[176] Wundt, a. a. O., S. 59 u. S. 133 f.
[177] WK 53—62. Die Summa theologiae ist leider nicht auffindbar. Auch ihr Umfang ist unbekannt.
[178] Sonntägliche Gedancken über die Worte, Gebt dem Kaiser etc., WK 54, und Eclogae, WK 2.
[179] WK 23, S. 147 ff.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0052-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

bringt in der sorgsamen Formulierung des Liedes, gestützt durch den Kommentar, die ganze Abendmahlslehre der protestantischen Orthodoxie wie die Schrift „Probatio Spiritus etc.“. Daß Prasch ein Vertreter der Orthodoxie war, geht auch aus der Methode der theologischen Schriften hervor. Die Orthodoxie folgt darin einer von dem Spanier Melchior Cano (1509—1560) ausgebildeten Weise[180] der theologischen Topik. In seinem Hauptwerk „De locis theologicis“, Salamanca 1563, gibt er eine Einteilung der Fundorte („loci“) aus Bibel, Tradition, Patristik, Scholastik, Philosophie, Antike usw., die autoritär einen Glaubenssatz beweisen. Loci-Schriftsteller waren auch Gerhard und Calov[181]. Wenn Prasch in den theologischen Werken oder in den Anmerkungen zu den Gedichten zu dogmatischen und exegetischen Fragen Stellung nimmt, dann arbeitet auch er ständig mit der Anführung von Autoritäten. Im Kommentar zu dem oben mitgeteilten Gedicht „Die höchsten Majestäten“[182], das den Kaiser als Statthalter Christi auf Erden preist, werden zuerst alle Bibelstellen über den (römischen) Kaiser angeführt, dann wird die Meinung der Patristik und der mittelalterlichen Autoritäten angezogen, weiter kommen auch weltliche „Philosophen“ wie Dante („De monarchia“) und Hugo Grotius zu Wort und auch antike Zeugnisse fehlen nicht.

Vom Pietismus ist Prasch noch nicht berührt. Es ist aber angebrachter, mehr darüber bei der Besprechung der Dichtung zu handeln.

Prasch als Oberscholarch: Auch für das Scholarchat liegen die Protokolle vor[183], sie sind sogar besonders ergiebig. Der Consistorialpräsident war in Regensburg immer zugleich auch Oberscholarch. So war ja Prasch bei der feierlichen Amtseinsetzung am 24. November 1684 zugleich in beide Ämter eingeführt worden. Die erste Arbeitssitzung im Scholarchat fand jedoch erst am 1. April 1685 statt. Ob Prasch die Pflichten dieses Amtes erst jetzt kennenlernte, oder ob er als Beisitzer schon früher in ihm tätig war, läßt sich nicht entscheiden. Es kam häufig vor, daß auch ein Beisitzer in beiden Gremien saß. So könnte auch Prasch schon seit 1677 im Scholarchat gewesen sein. Doch lassen uns hier die Protokolle im Stich. Sie sind überhaupt eine geraume Zeit vor 1685 sehr unregelmäßig und unsorgfältig geführt worden. Für manche Jahre findet sich kein einziger Eintrag! Das mag damit zusammenhängen, daß der kränkliche Vorgänger von Prasch (Grünwald) nicht die geeignete Person war. Ebenso war der

[180] Curtius, a. a. O., S. 534—536.

[181] Gerhard, Loci theologici, 1610—1622; Calov, Systema locorum theologicorum, 1655—1677.

[182] Lobsingende Harffe, WK 23, S. 110—122.

[183] Protocollum Dominorum Scholarcharum, Archiv der ev. Pfarreien oberer und unterer Stadt, Regensburg.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0053-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

vor Ursinus tätige Gymnasialdirektor (Wonna) durch eine lange Krankheit an der Erfüllung seiner schulischen Pflichten gehindert. Das ganze Schulwesen lag darnieder und die Folgen, besonders was die Disziplin betrifft, blieben nicht aus. In diese Jahre fällt die Gymnasialzeit von Johann Beer (1670—1676). Mag der Mangel an straffer Führung vom schulischen Standpunkt aus bedauerlich sein, den betroffenen Schülern jedenfalls brachte er eine genuß- und erlebnisreiche Studienzeit ein. Richard Alewyn[184] hat mit kühnem Griff Schulgeschichten aus den Romanen von Beer zusammengenommen und sie als autobiographische Erinnerungen des Verfassers gedeutet. Es mag mancher Leser von Alewyns Werk Bedenken getragen haben, ob es erlaubt sei, Werke der Barockliteratur persönlich zu deuten. Nun hat die Realismusthese von Alewyn durch die erst jüngst aufgefundenen Scholarchatsprotokolle nachträglich eine glänzende Bestätigung gefunden. Die meisten Eintragungen handeln von Disziplinarfällen und vor allem das Alumneum, in dem ja Beer saß, war das Schmerzenskind der verantwortlichen Schulmänner. Die Klagen „wider die Alumnos" betreffen die gleichen Dinge, die Beer zu schildern nicht müde wird. So ist oft davon die Rede, daß die Alumnen nachts ausstiegen und sich in den Wirtshäusern herumtrieben, daß sie unerlaubt Waffen trügen und damit in betrunkenem Zustand nächtlich die heimkehrenden Bürger erschreckten, daß sie in den katholischen Klöstern aus und ein gingen und daß sie gegen ihre Vorgesetzten, die Praeceptoren, den Cantor und den Inspektor, sich unbotmäßig verhielten und ihnen manchen Schabernack spielten. Sogar der Name des Johann Beer als eines Rädelsführers fällt im Zusammenhang eines Falles, der mit gleichen Einzelheiten in einem Roman von Beer auftaucht, nur daß er dort natürlich von der anderen Seite gesehen wird. Aber selbst schlimme Dinge kamen vor. Ein Schüler ging beispielsweise mit dem Messer auf seinen Praeceptor los. Schwere sittliche Verfehlungen waren nicht selten. So also stand es mit der Disziplin an Gymnasium und Alumneum, als Prasch 1685 das Direktorium im Scholarchat übernahm. Über seine Tätigkeit kann man sich ein recht genaues Bild machen, da von diesem Zeitpunkt an die Sitzungen wieder regelmäßig alle acht Tage abgehalten und die Protokolle wieder sorgfältig geführt wurden. Die erste Sorge von Prasch war, die Disziplin und gesunkene Moral der Schülerschaft zu heben. Daß diese vom neuen strafferen Kurs auch Kenntnis nehme, wird sogleich eine feierliche Verlesung der Leges Scholasticae und eine Verpflichtung der Schüler angeordnet. Das Programm der Feier, die von musikalischen Darbietungen umrahmt wurde und in deren Verlauf viele Reden gehalten wurden, hat das Protokoll überliefert. Das Ganze nahm den

[184] Alewyn, J. Beer, a. a. O., S. 24—33.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0054-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Vormittag und Nachmittag eines vollen Schultages in Anspruch. Daß den Schülern die Ermahnungen noch mehr im Gedächtnis haften blieben, wurde ihnen der nächste Tag für ein Fest mit Freitrunk freigegeben. — Der Kampf um eine gute Schulordnung zieht sich weiter wie ein roter Faden durch die Protokolle.

Daneben stellte sich Prasch noch eine zweite Aufgabe. Er wollte das geistige Niveau des Unterrichtes heben. Zu diesem Zweck hat er zwölf Schriften erscheinen lassen, von denen die erste 1676 herauskam, alle übrigen aber wohl in die Jahre ab 1686 fallen[185]. Man kann sie darum schon aus diesem rein zeitlichen Grund als eine Arbeit des Oberscholarchen bezeichnen und sieht daraus, wie ernst es Prasch mit seinen Amtspflichten nahm. Gleichzeitig aber hat er sich als glänzender Pädagoge bewährt. Die Arbeiten betreffen den Latein- und Deutschunterricht. Was der Lateinunterricht damals erreichen wollte, bespricht Prasch in der kleinen Abhandlung „De exercitiis linguae latinae". Ziel ist die völlige Beherrschung des Lateinischen in Rede und Schrift. Dazu verhelfen 1. „Exercitia grammatica". Sie erstrecken sich auf Wortschatz, Formenlehre und Syntax und machen den Schüler fähig, alles, was ihm begegnet, lateinisch ausdrücken zu können. 2. „Exercitia styli". Die verschiedenen Stilhöhen vom niedrigen bis zum erhabenen Stil sollen hier geübt werden. Eine Fortführung bedeuten 3. „Exercitia oratoria", die nicht nur die Beherrschung sämtlicher rhetorischer Mittel lehren wollen, sondern den Schüler durch imitatio der Autoren so in den Geist der lateinischen Sprache einführen, daß er es versteht, in der Art eines beliebig gewählten antiken Autors zu denken und zu schreiben.

Für die erste Stufe hat Prasch ein umfangreiches Werk geschrieben, das Lehrbuch, Grammatik und Lexicon in einem ist: „Organon Latinae Linguae"[186]. Darüber hinaus werden in den Vorworten zu den einzelnen Teilen methodische und pädagogische Fragen erörtert, die wirklich wert sind, gelesen zu werden. Das Werk eröffnet ein Bericht „An den günstigen Leser". Er kündigt darin an, daß er einen neuen Weg zur Erlernung der lateinischen Sprache weisen wolle. Als Grundvoraussetzungen eines guten Erfolges bezeichnet er einmal eine gründliche Beherrschung des Deutschen von seiten der Schüler. Sie müßten nicht nur richtig lesen und schreiben können, sondern auch ein Wissen über Herkunft, Aufbau und Handhabung ihrer Muttersprache haben[187]. Daß sie diese Anforderung erfüllen können, hat er selbst im nächsten

[185] WK 41—52.

[186] WK 43, 452 Seiten im ganzen, die einzelnen Bde. haben jedoch eine eigene Zählung.

[187] Gründliche Kenntnisse im Deutschen als Voraussetzung für den Lateinunterricht fordern bereits Ratichius und Comenius, von denen sich Prasch auch in anderen Punkten seines pädagogischen Programms stark beeinflußt zeigt.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0055-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Jahr eine „Neue/kurtz- und deutliche Sprachkunst“[188] veröffentlicht. Als zweites Erfordernis nennt er ein kluges pädagogisches Eingehen auf die Fassungskraft der Jugend von seiten der Lehrer. Über diesen Punkt handelt er dann ausführlich in einem eigenen methodischen Kapitel: „Lehrart / wie die Jugend nicht nur bald / sondern auch mit Lust Freude und Begier / und gleichsam spielend / das beste Latein erlernen kann.“ Für die Behandlung des Stoffes hat er folgende Forderungen: Der Unterricht muß deutsch sein, denn man kann nicht „obscurum per obscurum“ lernen, weshalb auch er selbst sein Buch deutsch abgefaßt hat. Auch wendet es sich dagegen, den Schülern zweispaltige lateinische Lexica in die Hand zu drücken. Schaue ein Schüler in solch einem Wörterbuch nach, so sehe er sich nur „in den April geschickt“. Der Lernstoff soll so angeordnet werden, daß die Jugend immer schon Halbbekanntes vorgesetzt bekommt. Das heißt, beim Wortschatz werden zuerst die mit dem Deutschen etymologisch verwandten Wörter durchgenommen und bei der Grammatik die in beiden Sprachen übereinstimmenden Partien. Weiter muß der Stoff, damit er faßlich bleibt, abgeteilt werden. Daß das Interesse nicht erlahmt, muß man in Methode und Lektüre häufig wechseln. Im ganzen geht die eingeschlagene Richtung vom Einfachen zum Schweren. Für die Lektüre hat Prasch den Vorschlag, nicht nur das Beste, sondern auch das Lustigste und Schönste auszusuchen. Er selbst hat ja auch sein Witzbuch in die Hände der studierenden Jugend gelegt.

Noch beachtenswerter sind die Anregungen, die Prasch für die richtige Behandlung der Schüler gibt. Er geht davon aus, man solle sich die natürlichen guten Anlagen zunutze machen: Die Jugend hat eine „cupiditas sciendi“ und jeder Lehrer, der durch die Neuheit des Stoffes zu fesseln versteht, wird Erfolg haben. Sodann besitzt sie ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden, das nicht verletzt werden darf, wenn der Wille zur Arbeit erhalten bleiben soll. Weiterhin eignet der Jugend eine geschäftige Betriebsamkeit, die die Schule leicht ausnützen kann, wenn sie sie vorsichtig in gute Bahnen lenkt. Nur muß man durch weise Abwechslung sorgen, daß keine Übermüdung eintritt. Als letzte Eigenschaft führt Prasch den Spieltrieb an. Ludus heiße Schule und Spiel zugleich. Ziel sei, von der Schule „die süssesten impressionen“ zu machen. Man solle weniger bestrafen als belohnen. Ja man dürfe sogar wirkliches Spiel in die Schule ziehen. So könne man beispielsweise die Grammatik als „bellum grammaticale“ schmackhaft machen, indem man mit allegorischen Figuren in Kostümen auf dem Theater einen komischen Akt agieren lasse. Man mag solche Vorschläge als barocke Spielerei empfinden, aber es ist nicht zu leugnen, daß so dargebotene Regeln den Kindern im Gedächtnis

[188] 1687, WK 52.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0056-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

haften bleiben werden. Die reiferen und begabteren Schüler jedoch beanspruchen besondere Förderung durch den Lehrer. Sie dürfen nicht auf dem Niveau der übrigen Klasse gehalten werden, sondern können durch zusätzliche Aufgaben und Unterweisung zu einer frühzeitigen Entfaltung ihres Talentes kommen.

Der gleiche gesunde, für seine Zeit erstaunlich fortschrittliche pädagogische Sinn gibt sich in der Anlage des Buches selbst kund. Im 1. Band stehen zwei deutsch-lateinische Onomastica (jedes ca. 1000 Wörter umfassend). Das erste ist ein „Verzeichnüß der lateinischen Wörter / so mit dem Teutschen merklich übereinkommen". Gemeint sind die etymologisch verwandten Wörter[189]. Ein eigenes Vorwort zu diesem Teil rollt wieder einen Lieblingsgedanken von Prasch auf, die Theorie vom Deutschen als Hauptsprache und dem Lateinischen als Ableger des Deutschen. Für die Schüler soll dieses Wortregister eine Erleichterung zur Erlernung der ersten Fremdsprache sein, für die Gelehrten ist es eine wissenschaftliche Arbeit. Sie konnten ja daraus entnehmen, wie Prasch zu heißumkämpften etymologischen Fragen Stellung nahm, ob er eine Verwandtschaft annahm oder nicht. Das nächste Onomasticon bringt die übrigen nötigsten lateinischen Wörter.

Den 2. Band füllt ganz ein „Thesaurus Onomasticus / Das ist allerhand köstliche lehrreiche Wörter und Redarten / für fleißige Liebhaber der lateinischen Sprache und anderer schöner Wissenschaften außerlesen". Nicht alle Schüler müssen ihn ganz durchnehmen, nur die ernsthaft strebenden. Kein Wunder, denn hier liegt das Rüstzeug bereit, ein echter Humanist zu werden. An die 6000 Wörter und Redewendungen sind zusammengetragen, darunter so ausgefallene wie Ohrenhöhler, Reisigholz, Eiszapfe usw.

Im 3. Band folgt die Grammatik in Frage und Antwort. In der Einteilung der Wortarten und der ganz kurzen Behandlung der Syntax folgt sie, wie alle Grammatiken der Zeit, noch weitgehend dem von Donat aufgestellten Typus. Aber eine damals noch wenig in die Praxis eingedrungene Neuerung greift Prasch in einem 2. Teil auf. Er bringt hier Tabellen mit durchdeklinierten und durchkonjugierten Paradigmata, die uns so geläufig sind. Wieder ist es das Bestreben nach leichterer Faßlichkeit, das ihn zur Aufnahme bestimmt.

Im 4. Band endlich folgen Lektürestücke: Aussprüche Catos, die sogenannten Disticha Catonis, und kleine Stücke aus Cicero, Fabeln, Anekdoten, witzige Aussprüche usw. Zuletzt empfiehlt er noch Autoren zur weiteren späteren Lektüre. Auch hier nimmt er nochmals auf das jugendliche Aufnahmevermögen Rücksicht. Sehr brauchbar seien Ne-

[189] Der Gymnasialrektor Ursinus hat nach gleichen Gesichtspunkten ein griechisch-deutsches Wörterbuch zusammengestellt, a. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0057-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

pos, Sueton, Livius, Terenz. Caesar und Tacitus seien an sich äußerst lesenswert, aber für die Jugend zu hoch.

Im jetzt besprochenen Organon übt Prasch mehrfach scharfe Kritik am Unverstand und der Unbildung der Praeceptoren, in deren Hand der Fundamentalunterricht lag. Die Professoren in den oberen Klassen müßten oft das wieder gut machen, was vorher von den Praeceptoren verdorben worden sei. Sei es, daß dadurch das Regensburger Gymnasium auswärts in Verruf geriet — Prasch vermutet so — sei es, daß wirklich Mißstände herrschten, jedenfalls sieht er sich als Oberscholarch veranlaßt eine Schutzschrift erscheinen zu lassen: „Kurtz und nöthiger Bericht / Von Beschaffenheit des Regenspurgischen Gymnasii Poetici“[190]. Er beschreibt darin Ziel und Organisation der Schule und nimmt sie gegen Anwürfe in Schutz. Die Unbildung der Praeceptoren sei eine allgemeine bedauerliche Zeiterscheinung und überhaupt habe die Schule noch nicht alle Auswirkungen der Verrohung durch den großen Krieg überwunden (nach 1686!). Sodann setzt er sich gegen Angriffe, wohl aus den Reihen der Regensburger Bürgerschaft, zur Wehr, die lieber praktisch verwertbare Fächer im Unterrichtsplan gesehen hätte und eine „aversion gegen Musik, Poeterey, Latinität, Wohlredenheit und Griechisch“ hatte, „durch welche Dinge Gott gepriesen, das Gemüth ergetzet und die rechte erudition samt einem unsterblichen Ruhm erworben werden.“ Zum Ruhm der Schule führt er besonders den ausgezeichneten Ruf des Rektors Ursinus an, der das Gymnasium wieder in Flor gebracht habe und bei der wissenschaftlichen Welt in hohem Ansehen stehe. Sodann hebt er auch den Musikchor hervor, der seinesgleichen in Deutschland suche. Daß die Musik eifrig gepflegt wurde, zeigen auch die Protokolle. Jedes Jahr fanden große öffentliche Konzerte mit mehrchöriger Musik statt.

Wir wollen Prasch glauben, daß an dieser Schule viel zu lernen war, wenn man dort seinen Studienvorschlägen folgte, was unter Rektor Ursinus sicher der Fall war. Für den Unterricht im lateinischen Stil zum Beispiel hat Prasch eine eigene Anleitung geschrieben: „De exercitiis styli“[191]. Man solle, so schlägt er vor, mit einer kleinen Erzählung folgende Übungen anstellen: Sie zuerst ins Deutsche übersetzen, aber nicht Wort für Wort, sondern mit deutschen Idiotismen. Darauf hätten Übungen in verschiedenen lateinischen Stilen aufzubauen, kurze Nacherzählung des Inhalts, Überführung von der direkten Rede in die indirekte, Wiedergabe als Brief, als Dialog, Übertragung von Prosa in Verse, Erweiterung des Textes, Auszug ohne Reden und Abschweifungen und endlich Variation des Themas[192].

[190] WK 47, erschienen ohne Jahresangabe, jedenfalls aber nach dem Organon, also nach 1686.
[191] WK 49.
[192] Dazu Langen, a. a. O., Sp. 1104. Er beschreibt dort, wie J. Balde einen

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0058-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Noch einige Worte über die deutsche Grammatik: „Neue / kurtz- und deutliche Sprachkunst / nicht nur in Cantzleyen / Druckereyen / und Schreibstüben / sondern auch in Teutschen Schulen / zu wolbenöthigter Gründlichen Unterweisung der zarten Jugend / und Verbesserung fast unzehliger Fehler / nutz- und rühmlich zu gebrauchen[193]. Wie alle das Deutsche betreffenden sprachtheoretischen Arbeiten von Prasch, so ist auch die vorliegende unter dem überwältigenden Eindruck und in Nachfolge von Schottels „Ausführlicher Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache" geschrieben. Durch sie hat er die grundsätzliche Orientierung seines Sprachdenkens erfahren und die Methodik gelernt. Da er aber nicht hoffen kann, daß die Schulmeister das schwierige und umfangreiche Werk von Schottel lesen werden, so sehr es sie anginge, hat er seine kleine Grammatik gerade für den Gebrauch in der Grundschule geschrieben. Es ist ihm ja ein großes Anliegen, daß die Kinder, wenn sie in die Lateinschule übertreten, in ihrer Muttersprache schon gut Bescheid wissen. Im Aufbau folgt die deutsche ziemlich der lateinischen Grammatik[194], nur sind die Gewichte anders verlagert. In einem umfangreichen ersten Teil wird die Rechtschreibung Buchstabe für Buchstabe durchgenommen. Der zweite Teil handelt von dem „Thone", das heißt von der Prosodie. Da Prasch für die Prosa und für Verse die gleiche natürliche Wortbetonung fordert, kann er hier kurz die Ergebnisse seiner Schrift „Gründliche Anzeige von Fürtrefflichkeit und Verbesserung Teutscher Poesie" und die Vorrede zum „Geistlichen Blumenstrauß" zusammenfassen und Weiterforschende auf sie verweisen[195]. Im dritten Teil handelt Prasch zuerst von der „Ableitung", der Etymologie. Auch hier skizziert er, ganz im Geist von Schottel, die Hauptsprachenlehre. „Ob sie wol von etlichen Gelehrten aus der Lateinischen / Griechischen / Hebräischen / oder anderen Sprachen hergeführt werden will / so ist sie doch eine uralte Haubtsprache / die von anderen unterschiden / wie der Himmel von der Erden; die ihre eigene / kurtze und einfältige Stammwörter hat / aus welchen andere Wörter und Sprachen in Menge wundersam erwachsen. Von der Göttlichkeit diser Sprache / nächst der Hebräischen / haben wir anderstwo gehandelt"[196]. Das ist ein Hinweis auf das im gleichen Jahr erschienene „Mysterium Linquae Teutonicae Pars prima, De Divina origine huius linquae"[197]. Als Autoritäten zu seinen Gunsten führt er eine lange Reihe von Gelehrten

Stoff in verschiedensten poetischen Formen behandelt. Solch eine Dichterpraxis ist wohl eine Nachwirkung der Schulpraxis.

[193] WK 52.

[194] Organon, WK 43, 3. Bd.

[195] WK 35 u. 25. Auch diese Arbeit wird im Zusammenhang der Besprechung der Schriften zur Poetik näher auf die Prosodie von Prasch eingehen.

[196] S. 27.

[197] WK 37, 1686.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0059-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

an: Boxhorn, Salmasius, Cluverius, Becanus, Schrieckius, Schottel, Morhof und andere. Es sind also auch in diesem Schulbuch die Grenzen zur wissenschaftlichen Arbeit fließend. Pädagogische und sprachtheoretische Arbeiten sind zusammenzusehen. Sie wollen nur in verschiedene Richtungen wirken, verdanken aber einer einheitlichen Konzeption des Verfassers ihre Entstehung. — Weiter folgt noch im dritten Teil eine Besprechung der einzelnen Wortarten und Redeteile. Prasch benützt ausschließlich deutsche Fachausdrücke („Nennwort, Fallweisen, Wirkworte, Vorsetzworte" u.a.). Soweit Schottel die Grammatikausdrücke übersetzt hat, folgt er ihm. Den Rest überträgt er selbst. Sehr knapp ist der vierte Teil über die „Zusammenordnung", die Syntax. Auch der deutschen, wie der lateinischen Grammatik, gibt Prasch aus pädagogischen Rücksichten in einem zweiten Buch Konjugations- und Deklinationstabellen mit[198].

Das Buch als ganzes ist als Versuch zu werten, in Regensburg allgemein — durch Aufnahme in Schule, Schreibstube und Druckerei — in der Schriftsprache den Dialekt zu verdrängen und dafür nicht das Meißnische, sondern eine allen hochdeutschen Dialekten gemeinsame Sprache durchzusetzen und die sprachliche Einigung voranzutreiben. Wie die sonst ganz auf der stilistischen Höhe der Zeit stehenden deutschen Gedichte von Gottlieb Balduin zeigen[199], war die Schrift- und Dichtersprache der Regensburger Gebildeten, besonders was den Vokalismus betrifft, noch stark von mundartlichen Elementen durchsetzt. Ganz zu schweigen von der Regensburger Schuljugend! Die Jugend müsse zuerst einen rechtschaffenen Grund in der deutschen Sprache legen, daß sie „‚nicht mit so ungewaschenen füssen / wie bisher / zu ihrem mercklichen Schaden / in die Lateinische Schul hineinplatze.' Prasch mag bei den ungewaschenen Füßen an das Regensburger Idiom der Schuljugend gedacht haben"[200].

Für das Gymnasium Poeticum hat Prasch auch, wenn auch lange vor seiner Tätigkeit in der Schulaufsichtsbehörde, seine Theaterstücke gedichtet. Seiner besonderen politischen und konfessionellen Lage verdankte Regensburg in der uns interessierenden Zeit eine reiche Theaterkultur[201]. Am Reichstag wurden italienische Opern im Wiener Stil aufgeführt, wozu eigens die Kulissen auf dem Schiff von Wien die Donau heraufgefahren wurden. Die Jesuiten von St. Paul unter-

[198] Kurz behandelt wurde das Werk bereits von Jellinek, a. a. O., im historischen 1. Bd., § 107, S. 186 f., im systematischen 2. Bd. wird es häufig angezogen, siehe dort das Register.

[199] Balduin, Vorbild- und Betrachtungen des letzten allgemeinen Gerichts, a. a. O.

[200] Dünninger, J. L. Prasch, a. a. O., S. 188.

[201] Alewyn, J. Beer, a. a. O., S. 22 ff.; Wild, a. a. O.; Mettenleiter, a. a. O., S. 248—258; Johannes Müller, a. a. O., besonders: Annalistische Übersicht über die Jesuitendramen in Süddeutschland 1555—1665, 2. Bd., S. 41—87.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0060-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

hielten seit 1590 ein blühendes lateinisches und deutsches Barocktheater. Vielleicht wurde in Regensburg sogar der Cenodoxus von Biedermann aufgeführt[202]. Weiter waren oft Wandertruppen zu Gast, die ihre Spiele in den Ballhäusern am Prebrunn und am Ägidienplatz zur Aufführung brachten. Aber auch die Schüler des Gymnasium Poeticum spielten in ihrem Hause jährlich Theater. Sie benützten sicher noch die Terenzbühne und auch die Stücke selbst führten das lateinische Humanistenschauspiel fort. Hierher gehört die lateinische Komödie „Amici", 1663, von Prasch. Man suchte allmählich die alte Tradition den barocken Formen anzunähern und kam unter dem Einfluß der Jesuiten zur Verwendung von Chören und musikalischer Stilmittel. Diese Stufe vertreten wohl die drei lateinischen Tragödien von Prasch: „Tullia", 1667, „Saul desperans", 1671, „Arminius", 1678. Schon mit dem Arminius kündigt sich im Thema eine Wendung zum kulturellen Patriotismus des deutschen Barockhumanismus an. Das nächste und letzte dramatische Spiel von Prasch „Die getreue Alkestis", 1684, ist bereits in deutscher Sprache abgefaßt[203]. Aufführungen sind nur für die Tullia (1667) und den Arminius (1724) belegt[204].

Noch ein letztes Amt hat Prasch innegehabt: Er war Deputierter zum Reichsstädtischen Collegium des Reichstages. Für dieses einzige Amt haben wir als Beleg nur die Erwähnung bei Serpilius und den aus ihm schöpfenden Nachschlagewerken, denn die Archivalien des Reichstages sind nicht zugänglich. Es wurden aber alle anderen Angaben von Serpilius durch die Akten so schön bestätigt, daß ein Zweifel an dieser unangebracht wäre. Ab wann allerdings Prasch in diesem Gremium wirkte, das läßt sich nicht sagen, vermutlich aber erst in den achtziger Jahren, als er auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn stand[205].

In einer Beziehung war für den Consistorialpräsidenten in Regensburg besonderer Takt und ausgesprochen diplomatisches Geschick nötig: Für die evangelische Reichsstadt war ein friedliches Zusammenleben mit den Katholiken in ihren Mauern eine Lebensnotwendigkeit und trotz der entschiedenen Wahrung der eigenen Art war die Reichsstadt peinlich auf ein reibungsloses Nebeneinanderleben der Parteien bedacht. Denn dieser einzigartigen Lage im 17. Jahrhundert verdankte Regensburg die Wahl zum Sitz des Immerwährenden Reichstages. In Regensburg standen eben getrennte Territorien beider Konfessionen innerhalb der gleichen Mauer zur Verfügung. (Das Hin- und Her-

[202] Dachs, a. a. O.

[203] Fünf dramatische Spiele: WK 29—33.

[204] Theaterzettel für beide Stücke sind im Städtischen Museum Regensburg ausgestellt.

[205] Die durch dieses Amt angeregten Gelegenheitsgedichte fallen alle in die Jahre ab 1685.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0061-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

reiten der Boten zwischen Münster und Osnabrück konnte für die Zeit der Friedensverhandlungen angehen, war aber als Dauerlösung untragbar).

Der Reichstag tagte in Regensburg permanent von 1663 bis 1806. Vorher waren schon oft Reichstage in Regensburg abgehalten worden. So ein besonders glanzvoller in Anwesenheit des Kaisers 1653. Zu diesem Reichstag weilten auch Hofmannswaldau und Czepko in Regensburg.

Den außerordentlichen Verhältnissen auf kirchenpolitischem Gebiet trug die Stadt durch scharfe Bestimmungen Rechnung. Um nur ja keine diplomatischen Verwicklungen und unnötigen Kirchenzwist bei der ohnehin überaus schwierigen Lage heraufzubeschwören, waren Consistorium und Magistrat besonders streng gegen das oft kampflustige Ministerium, wenn es sich um den Reichstag handelte. „Deswegen wurden, wie schon früher bei ähnlicher Versammlung schon gleich nach dem Ausschreiben des Reichstages die protestantischen Geistlichen vorgefordert und ihnen die größte Behutsamkeit in ihren Reden und Predigten empfohlen, ja sie selbst zu einem ganz zurückgezogenen Leben aufgefordert und angewiesen, nicht zu häufig im Publikum zu erscheinen“[206]. Die Stadt gewann durch den Reichstag zu viel, als daß sie ihn durch Zwistigkeiten aus ihren Mauern hätte vertreiben mögen. Umgekehrt ließ man Beschwerden gegen katholische Geistliche auf sich beruhen.

Diese kluge, zurückhaltende Art der Stadt wurde die Grundlage der aufgeschlossenen, toleranten Geisteshaltung, die Autoren der Aufklärungszeit an Regensburg so zu rühmen wissen[207]. Doch würden wir fehlgreifen, wollten wir für das 17. Jahrhundert schon von Indifferentismus sprechen. Die protestantische Theologie hatte sich in manchen Punkten der katholischen Lehre wieder angenähert, vor allem hatte der große Krieg kampfmüde gemacht, ja vielen begann die Einsicht zu dämmern, wie unchristlich eigentlich der ganze Streit zwischen den Confessionen war. So mehrten sich allenthalben die Unionsbestrebungen, als deren bekannteste die von Leibniz genannt sei. Wie wir schon hörten, stand auch Prasch den Unionsbestrebungen nahe.

Die Stadt Regensburg hatte als Gastgeberin im Reichsstädtischen Collegium das Directorium inne. Außerdem übergaben mit der Zeit zahlreiche Reichsstädte (selbst Nürnberg!), um sich ihre Gesandtschaftskosten zu sparen, ihre Stimme im Reichsstädtischen Collegium dem aus Regensburger Juristen zusammengesetzten Direktorium, so daß dieses so viele Reichstagsstimmen in sich vereinigte, daß es zu

[206] Gumpelzheimer, a. a. O., S. 1324.

[207] Fürnrohr, a. a. O., S. 289 f. führt einen sehr bemerkenswerten Bericht des Hofrates J. Ch. G. Schäffer vom Jahr 1787 an.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0062-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

überraschender Eintracht im Reichsstädtischen Collegium und damit zu dessen Stärkung gegenüber dem Fürsten- und Kurfürstentag kam[208]. Neben der Arbeit in diesem Gremium brachte besonders die Repräsentation viele Pflichten mit sich. Die Kette der Auffahrten, Legitimationen, Tafeln, Gesellschaften, Konzerte, Bälle, Neujahrsgratulationen kam nie zum Abreißen. Obwohl die Räte der Stadt den adeligen Abgesandten eigentlich nicht ebenbürtig waren, so fanden sie doch durch häufigen Umgang im Amt auch Aufnahme in die Gesellschaft. Gumpelzheimer berichtet immer wieder von solchen Festen. Von ihm erfahren wir[209], daß Regensburger Ratsherren schon 1670 an der Tafel von Fürstbischöfen saßen.

Nur eine Spur für das Wirken von Prasch in diesen Kreisen ist geblieben, die Dichtung. Zu den zahlreichen gesellschaftlichen und offiziellen Pflichten der Repräsentation gehörte auch das Verfassen von Gelegenheitsgedichten. Viele lateinische und deutsche Gedichte dieser Art von Prasch[210] sind an regierende Persönlichkeiten gerichtet oder nehmen auf die glücklich geführten Türkenkriege Bezug. Es handelt sich wohl um offizielle Gratulationsgedichte der Stadt Regensburg an den siegreichen Kaiser und den Kurfürsten von Bayern, die Prasch als bekannter Politiker und hervorstechendster Kopf seiner Vaterstadt im Auftrag des Rates verfaßte. (Ein Fürst hätte diese Aufgabe von seinem Hofdichter behandeln lassen). Es folgt daraus, daß wir in dieser Dichtung eine diplomatische Aufgabe erblicken müssen, die in einem engen Zusammenhang mit der amtlichen Tätigkeit steht. Übrigens war gerade die Verherrlichung des bayerischen Kurfürsten eine schwierige und nötige diplomatische Aufgabe, da das Verhältnis Regensburgs zu München wieder einmal besonders getrübt war.

Ebenfalls als Werke der gesellschaftlichen Repräsentation sind die zahlreichen Leichencarmina für den Druck der Leichenpredigten anzusehen[211]. Lohnschreiberei kommt bei einem reichen Mann wie Prasch nicht in Frage. Es ist auch auffällig, daß es sich fast nur um Gedächtnisgedichte für Innere Räte von Regensburg, für Geistliche und Gelehrte handelt. Das Verfassen eines Leichengedichtes war eine gesellschaftliche Förmlichkeit, die natürlich eine innere Anteilnahme nicht auszuschließen brauchte.

Schwer ist ein Urteil über die Vermögenslage von Prasch abzugeben, da die entsprechenden Steuerbücher fehlen. Jedenfalls besaß Prasch,

[208] Gumpelzheimer, a. a. O., S. 1511 f., zitiert eine aufschlußreiche Beschwerde der Reichscollegien gegen das Reichsstädtische Collegium, die die überragende Stellung von Regensburg in diesem Gremium zeigt.
[209] Ebenda, S. 1379 f.
[210] WK 11—13, 15, 20, 21, 26, 27.
[211] 31 Leichengedichte konnte ich in der Kreisbibliothek Regensburg ausfindig machen. Vgl. dazu WK nach 21 u. 28.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0063-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

wie jeder Ratsherr, sein eigenes Haus. Es ist das Haus Nr. 10 in der Unteren Bachgasse. Die Untere Bachgasse gehörte zur Wahlenwacht, die als das feinste Wohnviertel der Stadt galt.

Am sichersten läßt sich das Vermögen eines Regensburgers der damaligen Zeit nach den Eintragungen in den Obligationsbüchern[212] abschätzen. Die Stadt, die ständig in Geldschwierigkeiten war, entlieh Geld für Zins von ihren Bürgern. Im Endeffekt also eine Art Sparkasse. Die Einsätze der Bürger sind in den Obligationsbüchern erhalten. Prasch und seine erste Frau haben zwischen 1663 und 1676 den überdurchschnittlich hohen Betrag von 5100 Gulden einbezahlt[213]. Man kann also schließen, daß Prasch, entsprechend seinen hohen Würden, durchaus zu den wohlhabendsten Kreisen der Stadt gehörte. Daß für ihn als Angehörigen des obersten und ersten Standes (in Regensburg wurden sieben Stände gezählt) Sondervergünstigungen in Steuer, Tracht und Titeln bestanden, braucht nur erwähnt zu werden. Der Vermerk des 1684 das Testament von Prasch versiegelnden Notars führt die Titulatur an „Der Wohledle Gestrenge Fürsichtige und Hochweise Herr Johann Ludwig Prasch." Das waren die höchsten Titel, die Regensburg zu vergeben hatte[214].

Damit sind wir nun am Ende der Zusammenstellung und Auswertung des verfügbaren Materials über Leben und Beruf angelangt.

Obige Zusammentragung jedes nur erreichbaren Details über die Amtstätigkeit von Prasch wurde einmal aus rein biographischem Interesse vorgenommen, dann aber, weil viele Barockdichter, gerade in der zweiten Jahrhunderthälfte, Verwaltungsjuristen waren und aus diesem Grunde der Lebensweg von Prasch als typisch gelten kann.

Hofmannswaldau war Breslauer Rat und vertrat die Interessen seiner Stadt beim Regensburger Reichstag von 1653. Ebenfalls in Breslau wirkte Lohenstein als Protosyndikus und Kaiserlicher Rat. Kaiserliche Räte waren auch Apelles von Löwenstern, ebenfalls in Breslau tätig, und Czepko in Ohlau. Gryphius tat als Syndikus bei den Landständen in Glogau Dienst und Harsdörffer wirkte für die Reichsstadt Nürnberg. Räte waren auch Logau und Moscherosch. Die Beamtenschicht ist vielleicht die dichterisch produktivste der Barockzeit.

Prasch war von Beruf und in erster Linie Beamter. „Was er daneben und gleichsam Abwechslungs-weise vor allerhand schöne und erudite Scripta von raren / anmuthigen / und erbaulichen Inhalt / in den Druck heraußgegeben / und wie er sonderlich der Verbesserung deß Schul-Wesens auf alle mögliche Weise nachgesonnen / solches alles ist der gelehrten Welt bekannt / ihm aber dadurch an nahen

[212] 22 Bücher, von 1652—1803 reichend, liegen im Staatsarchiv Amberg.
[213] Hüttner, a. a. O., S. 254.
[214] Über Titel und Prädikate: Fürnrohr, a. a. O., S. 304.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0064-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg



Johann Ludwig Prasch
(1637—1690)
im Alter von 28 Jahren

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0065-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg



Johann Ludwig Prasch
in reifen Jahren

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0066-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

und fernen Orten eine solche Existimation zugewachsen / daß viele vornehme und hochgelehrte Leute seine Bekanntschafft durch Schreiben zu suchen veranlasset" worden[215].

Es ist richtig, daß die vielen gelehrten und dichterischen Arbeiten, die bereits genannten und die restlichen, Nebenwerk der Mußestunden waren. So viel wird aber deutlich geworden sein, daß ihre Entstehung, ihr Zweck und ihr Geist vielfach mit Leben und Beruf verknüpft sind. Wir reden damit keinem Biographismus das Wort und denken nicht daran, Bruchstücke einer großen Confession sammeln zu wollen. Andererseits können wir uns nicht zum modernen Glauben an eine bindungslose Artistik der Barockzeit verstehen. Die Artistik war nur Form, nur Mittel zum Zweck. Das Hauptanliegen war ein religiöses oder soziales. Das gilt in gleicher Weise für Dichtung und für Wissenschaft. Was aber ein Dichter oder Gelehrter verkünden oder lehren wollte, und wenn es nur die Erheiterung der Mitmenschen betraf, das war eine verbindliche Antwort auf die Herausforderung durch das Leben, verbindlich nicht zuletzt für ihn selbst. So schimmert durch die Werke, trotz Masken und unpersönlicher Form, ein Bild der geistigen Art und des Schicksals des Verfassers durch.

Schon in seinem 53. Lebensjahr, am 11. Juni 1690, riß der Tod Johann Ludwig Prasch aus einem erfüllten und arbeitsreichen Leben. Bereits auf dem Sterbebett liegend, verfaßt er einen Schwanengesang, der von Horaz, od. I, 20, ausgeht, aber in freier und souveräner Weise die Motive ins Christliche überträgt und vertieft. Es gelingt ihm damit, wie manchen bedeutenden Barockdichtern in ihren Abschiedsgedichten, ein wertvolles Kunstgebilde und ein überzeugendes Denkmal menschlicher Größe.

Johann W. Witte[216] druckt das Gedicht ab:

Jo. Ludovici Praschii Cantio Cygnea, quam fidei, spei, et in Deum et Patriam charitatis suae testem . . praecinuit ipse:

Valete, Amici. Jam satur omnium
Excedo terris: Jam super aethera
Libro solutae mentis alas,
Aligera comitante turma.

Jam spe relicta civibus, et fide,
Capesso Amoris limina gemmea,
Ac vinculo jungor perenni
Ex adamante choris beatis.

Quin et stupenti sidereum licet
Regem osculando tangere. Consulem
Hic laureatis me benignus
Fascibus aetherium salutat.

[215] Nach Serpilius, a. a. O., S. 127.
[216] A. a. O., 2. Bd., S. 180 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0067-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Efferte corpus, ceu decet, o mei,
Et sic onustum pulvere linquite,
Ut et tenaci mente vivum
In patriam referatis Urbem.

Als Abschluß dieses Versuches einer Vita stehe der Text des Leichensteines, den Susanna Elisabeth Praschin 1691 ihrem Gatten auf dem Friedhof bei Weih St. Peter setzen ließ[217] und der in knappen Worten die Bedeutung von Prasch nochmals zusammenfaßt:

LECTOR
QUI VENIS HUC
SORTIS HUMANAE MEMOR
CUIUS AMPLUM HIC THEATRUM
STERILE SAXUM TIBI
MAGNAM LUCTUS SEGETEM PROFERT
SI PEREGRINUS ES LITERARUM
SI CIVIS ET HARUM ET PATRIAE VICEM
EST QUOD ACERBE LUGEAS IN EO
CUIUS MORTALE QUOD FUIT
TUMULUS HIC CAPIT
FAMAM VERO IMMORTALEM
QUAM STRENUO PER OMNEM VITAM
SCIENTIAE ET CONSCIENTIAE
CULTU SIBI ASSERUIT
NON TERRA NON AETAS ULLA CAPIT
IS EST
JOHANN. LUDOV. PRASCHIUS
QUEM A VITA SUAQ. VIRTUTE CLARUM
RESP. PATRIA CONSOLATU
LITERARIA PRINCIPATU DECORARUNT
MORS UTRIQ. ERIPUIT ANN. AET. LIII
MARITO FIDISSIMO
DESIDERII MONUMENTUM
SUSAN. ELIS. PRASCHIA
VID. MOESTISS.
D. C.
A. O. R. CIↃ IↃ CXCI.
PS. CXV
PRETIOSA IN CONSPECTU
DOMINI MORS SANCTORUM EIUS

[217] Heute ist der Grabstein im Museum der Stadt Regensburg aufgestellt. Diepolder, a. a. O., S. 23, Raum 22, Nr. 67.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0068-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

II. Das dichterische und theoretische Werk

In dieser philologischen Arbeit sollen nur die dichterischen, dichtungs- und sprachtheoretischen Werke von Prasch behandelt werden. Die Kapiteleinteilung: Lateinische Gedichtbände, Dichtungstheorie, deutsche Gedichtbände und Sprachtheorie, entspricht im großen und ganzen der zeitlichen Entstehung der Werke. Zwischen die letzten beiden Kapitel wird die Betrachtung der nichtlyrischen Dichtung eingeschoben.

A. Die lateinischen Gedichtbände

Über die neulateinische Lyrik ist wissenschaftlich noch sehr wenig gearbeitet. Für das 16. Jahrhundert liegt von dem gründlichsten Kenner der Materie, Georg Ellinger, ein dreibändiges Handbuch vor: „Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands im sechzehnten Jahrhundert“ [218]. Leider hat Ellinger sein großangelegtes Werk nicht über die Schwelle des 17. Jahrhunderts fortgeführt. Vor allem ist es bedauerlich, daß er den Schlußband nicht mehr schaffen konnte, in dem er das Fortwirken und die Übernahme der neulateinischen Tradition in der deutschsprachigen Dichtung des 17. Jahrhunderts darstellen wollte. Für das 17. Jahrhundert mangeln fast völlig geeignete Arbeiten, weshalb wir weitgehend darauf verzichten müssen, die lateinische Lyrik von Prasch im Rahmen der neulateinischen Dichtungsgeschichte darzustellen, wie es beispielsweise Hans Pyritz für den dichterischen Erstling von Paul Fleming getan hat: „Paul Flemings ‚Suavia‘“ [219]. Es will uns dieses der Toposforschung verwandte Verfahren auch wenig fruchtbar erscheinen und wir haben darum eine andere Methode gewählt. Prasch hat seine lateinische Lyrik erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geschrieben, also zu einer Zeit, da die Entwicklung der neulateinischen Lyrik schon am Ende angekommen war und da die deutsche Dichtung bereits in voller Blüte stand. Sie ist aus diesem Grunde durch ein immer stärkeres Hineinwachsen in barocken Geist gekennzeichnet und man darf vermuten, daß für ihre Ausbildung nicht nur die neulateinische Tradition vorbildlich war, sondern daß auch bereits die deutsche Dichtung ihren Einfluß geübt hat. Wir werden darum häufig einen Blick auf die parallele deutsche Lyrik werfen und wollen so einen Maßstab für die stilistische Entwicklung gewinnen.

[218] A. a. O.
[219] A. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0069-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

1. *Poematum libellus, 1666*

Der „Poematum libellus“[220] erschien 1666 und ist eigentlich nicht die erste Veröffentlichung lateinischer Dichtung von Prasch. Schon 1663 kam eine Komödie „Amici“[221] zum Druck. Der später veröffentlichte Gedichtband ist aber eine Zusammenstellung von zum Teil wesentlich früher entstandenen Gelegenheitsgedichten, so daß wir hier wirklich den dichterischen Anfängen von Prasch begegnen. Das früheste Gedicht läßt sich in das Jahr 1657 setzen[222]. Das Schlußgedicht der Sammlung (Nr. XXVIII) spricht in der Form einer horazischen Literaturepistel über Entstehung und Zusammenstellung der Gedichte, wobei der Verfasser um die Nachsicht des Lesers bittet, da er erst fünf Lustren, also 25 Jahre, alt sei. So wird der Band, wenigstens in seinen Hauptbestandteilen, schon 1662 vorgelegen haben. Natürlich hat Prasch schon vor 1657 Verse gemacht. Auf dem Gymnasium wurde das ja systematisch gelernt. Jedoch ist von früheren Versuchen nichts erhalten und den ersten Einblick in die Entwicklung des jungen Dichters von seinem 20. bis 25. Lebensjahr gibt uns eben der vorliegende Band. Diese fünf Jahre umfassen biographisch gesehen die Studiensemester in Straßburg und Gießen und die erste Zeit des Eintritts in die Verwaltung der Vaterstadt Regensburg. Es sind aber auch die Jahre, in denen Prasch enge Freundschaft mit gleichstrebenden Regensburger Bürgersöhnen, vor allem mit J. J. Kerscher, pflegte und die Tochter seines Gießener Professors Tabor umwarb. Damit ist auch schon die Thematik der hier vereinigten Gelegenheitsdichtung gegeben.

Doch zunächst sei der Band genauer beschrieben. Er enthält 28 Gedichte. Darauf folgen noch als Zugabe 6 Chorlieder, eingeleitet von einer Literaturepistel und beschlossen von einem Loblied auf die Stadt Regensburg. In einem Anhang ist ein anonymes Gedicht aus dem 3. nachchristlichen Jahrhunderts, das „Pervigilium Veneris“ ediert. Die 28 Gedichte des Hauptteiles setzen sich aus Gelegenheitsgedichten verschiedenster Art zusammen, aus Leichen-, Hochzeits- und Huldigungscarmina, Gedichten anläßlich des Erscheinens humanistischer Werke, Trostgedichten, Satiren und Erotica. Die Gedichte sind formvolle Antworten von Prasch auf Lebenssituationen, in die ihn die angegebenen drei Lebenskreise brachten, die humanistische Gelehrtenrepublik, in die er durch sein Studium eintrat, die bürgerliche Lebensgemeinschaft seiner Vaterstadt, an der er durch Geburt und Amt Anteil hatte, und der Kreis der ihm Nächststehenden.

[220] WK 1.
[221] WK 29.
[222] Es handelt sich um das Hexametergedicht für die 1657 erschienene Terenzausgabe von Boecler, WK 8, Nr. X der Sammlung WK 1.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0070-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Auf diese Weise sind in der einen Sammlung verschiedenste Arten von Gelegenheitsgedichten gemischt; gemischt, weil keinerlei Ordnung der Gedichte unter einem übergeordneten Gesichtspunkt zu erkennen ist. Vielmehr wird bewußt eine kunterbunte Folge dargeboten. Auf ein Leichencarmen folgt eine Satire, auf ein Hochzeitgedicht ein Gratulationsschreiben und kaum zwei Stücke der gleichen Art stehen nacheinander. Ein ähnlich buntes Bild ergibt sich, blickt man auf die Länge der Poeme; das kürzeste besteht aus 14, das längste aus 450 Versen. Auch die verwendeten Versmaße stehen unter dem Gesetz der Variatio. Es wechseln Hexameter, Distichen, Hendekasyllaben, jambische Dimeter und lyrische Maße dauernd. Bei dieser, so muß man annehmen, gewollten Formlosigkeit hinsichtlich der Themen und der äußeren Gestalt der Gedichte ist nur eines auffällig: 1666 als Erscheinungsjahr. Wir stehen also in hochbarocker Zeit, in der man, wie Elisabeth Reitmeyer nachgewiesen hat[223], die Gedichtssammlungen einer viel strafferen Durchgestaltung zu unterwerfen pflegte. Es wurden auch die Zusammenstellungen von Gelegenheitsdichtungen — Silvae ist nach wie vor ihr gewöhnlicher Name — entweder nach den metrischen Formen oder nach dem Typ in Bücher geordnet, so daß Oden und Sonettbücher, noch häufiger aber Leichengedichte, Hochzeitsgedichte, Liebesgedichte usw. voneinander abgegrenzt wurden[224]. Die hier bei Prasch noch so spät auftretende freie Anordnung und Durcheinandermengung der Formen ist einem entwicklungsgeschichtlich viel früheren Stilwissen verpflichtet. Sie ist das Baugesetz der Renaissancegedichtbände, in besonderem Maße auch der humanistischen Gelehrtendichtung[225]. Der Zweck dieses Verfahrens ist es, den Eigenwert und die Selbständigkeit eines jeden Gedichtes deutlich herauszustellen. Jedes Gedicht muß für sich wirken, jedes bildet in echt renaissancehafter Freude an der Fülle der Erscheinungen ein gleichberechtigtes Glied des Ganzen. Demgegenüber prägt sich barockes Formempfinden bei der Anordnung von Gedichten im Hang zur Unterordnung der Einzelglieder aus, in der Steigerung durch Häufung von Gleichartigem, in der Variation des nämlichen Gedankens oder in der antithetischen Zuordnung. Jedenfalls wird eine hierarchische Ordnung erstrebt[226]. Als treffliches Beispiel der beiden gegensätzlichen Metho-

[223] A. a. O., S. 18 ff.

[224] So in den Sammlungen von Gryphius, Opitz, Fleming. Auch die lateinischen Gedichte von J. Balde und Fleming sind so angeordnet.

[225] Reitmeyer, a. a. O., S. 15 f.

[226] Das sollte bei der Herausgabe von Barocklyrik zu denken geben. Auch die Sammlung als solche hat oft schon künstlerische Qualitäten, die durch Herauslösen einzelner Stücke zerstört werden. Besonders bei einem Dichter mit gleichbleibend hohem Niveau wie Gryphius sollte man sich endlich entschließen, die ganze Gedichtsammlung zu veröffentlichen.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0071-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

den zieht El. Reitmeyer[227] die beiden ersten Ausgaben der Opitzgedichte an. Die Zincgrefausgabe von 1624 zeigt in der Form klar die Herkunft von der Renaissance, während die von Opitz im nächsten Jahr selbst veranstaltete Ausgabe nach Inhalts- und Formkategorien aufgliedert. Erst mit ihr ist die volle Wirksamkeit dieser frühbarocken Mustersammlung ermöglicht[228]. Während sich das zweite Prinzip in der deutschen Dichtung weitgehend durchsetzt, haben die Gelehrten, vor allem die Holländer, noch länger am alten Bau festgehalten. So erscheinen die volkssprachlichen wie lateinischen Gedichte von Daniel Heinsius[229] wild durcheinandergemengt. Der Poematum libellus, der durchaus nicht selbständige Erstling von Prasch, erweist sich also als Nachzügler einer schon historisch gewordenen Kunstauffassung. Aus humanistischem, vorbarockem Geist sind die Anfänge von Prasch herausgewachsen.

An dieser Stelle sind einige Worte über den Gebrauch des mehrdeutigen Begriffes Humanismus nötig. Georg Ellinger schränkt ihn auf die Blütezeit im beginnenden 16. Jahrhundert ein, also auf Celtis, Johannes Secundus usw. Die Dichtung der folgenden Zeit von Eobanus Hessus bis ins 17. Jahrhundert bezeichnet er wegen der jetzt auftretenden Schematik, die viel breiteren Kreisen das Dichten erlaubte, als „Gelehrtendichtung der neulateinischen Schultradition". Aber mit dieser Scheidung ist er nicht durchgedrungen[230] und auch wir verstehen hier unter humanistischer Poesie die ganze Tradition der von Gelehrten in ständiger Auseinandersetzung mit den Alten geschriebenen Dichtung. Nach diesem Verstande des Wortes ist der Poematum libellus ein humanistisches Werk. Alle genannten Gattungen von Gelegenheitsgedichten sind der humanistischen Tradition vertraut und aus ihr abzuleiten, die Motive und sprachlichen Mittel entsprechen ihrem Stil.

Wir wollen aber das Wort humanistisch noch in einem zweiten, engeren Sinn, nämlich soziologisch verstehen. Also Dichtung von Gelehrten für Gelehrte verfaßt. In diesem Sinne lassen sich nur jene Stücke des vorliegenden Bandes, die Prasch während der Studienzeit verfaßt hat, als humanistisch ansprechen. Das Leben des Gelehrten an den Universitäten, in der Gelehrtenrepublik, verlief ja ganz anders als das des Bürgers in der Stadt. Der Gelehrte dichtet auch Freundschafts-, Liebes-, Hochzeits- und Leichengedichte, aber es fehlt ihm, da er häufig den Ort wechselt, der bürgerliche Rückhalt, die feste Verwurzelung in einer geschlossenen Gesellschaftsschicht[231]. Seine so-

[227] A. a. O., S. 15 f.

[228] Vielleicht hat Opitz auch aus diesem Grund die eigenmächtige Veröffentlichung durch Zincgref nicht gebilligt.

[229] Mir liegt eine spätere Auflage von 1649 vor, a. a. O. Herausgeber ist der Sohn. Er hat die Anordnung seines Vaters nicht verändert.

[230] Conrady, a. a. O., S. 417.

[231] Opitz lebte ein echtes Humanistenleben.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0072-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

zialen Bindungen sind frei gewählt, er wurde nicht in sie hineingeboren. Wenn Prasch seine Absicht, eine freie Gelehrtenlaufbahn zu ergreifen, aufgibt und sich in den Dienst der Vaterstadt stellt, so tritt er wieder aus dem engen Kreis der Humanisten heraus — unangesehen weiterer geistiger Verbindung — und kehrt in den Schoß des stadtbürgerlichen Lebens zurück. Der Wechsel des Publikums für seine Dichtung hat, auch wenn er die gleichen Gattungen pflegt, notgedrungen eine Änderung in der geistigen Haltung und im angeschlagenen Tonfall zur Folge. Also kommt in die Sammlung neben die bereits genannten noch ein weiterer Zug von Uneinheitlichkeit. Es ist darum angebracht, sein Bändchen nicht nach Gattungen durchzugehen, sondern die jeweils für das gleiche Publikum verfaßten Gedichte zusammenzusehen. Das Verfahren erweist sich auch insofern als fruchtbar, als man damit auch die zeitliche Abfolge der Entstehung beachtet, die gerade für die Beurteilung einer dichterischen Anfängerarbeit von Wichtigkeit ist. Wir werden sehen, daß Prasch immer mehr in eine zeitgemäße, barocke Empfindungs- und Ausdrucksweise hineinfindet.

Die Gedichte für die Humanisten: Wie schon ausgeführt, machte Prasch in Straßburg die Bekanntschaft verschiedener Gelehrter. Er hat sich auch ihren Stil zu dichten angeeignet. Immerhin war er aber noch ein Student, als er die hierhergehörigen Gedichte schrieb, und er konnte sich nicht den souveränen Tonfall eines gleichberechtigten Mitgliedes des Gelehrtenordens anmaßen. Wenn er zur Terenzausgabe von Boecler ein Gedicht beigesteuert oder seinem Lehrer zum Namenstag gratuliert, wenn er über die Carmina des eben (1658) verstorbenen gekrönten Poeten Caspar Barth an den gleichen Boecler schreibt (Nr. XI) oder die Hippokratesausgabe von Jo. Corn. Dietrich preist (Nr. XII), dann geschieht das mit dem schuldigsten Respekt, einer überbetonten Gelehrsamkeit und unter forcierter Verwendung der von Schede Melissus und Caspar Barth bereitgestellten dichterischen Mittel. Es fehlt ihm eben noch die Gelassenheit, die allein die Frostigkeit der menschlich nicht besonders anziehenden Humanistenanhimmelung mildern könnte. Die durch und durch humanistische und unbarocke Haltung dieser Gruppe von Gedichten zeigt besonders deutlich das XI.: „De immortalitate Casp. Barthii". Das Hauptmotiv ist das „aere perennius", der Nachruhm. Es wird in echt gelehrtenhafter Attitüde festgestellt, den gleichen Ruhm wie dem Dichter verbürge die Nachwelt dem Gelehrten. Neben Homer und Maro treten Didymus und Donat. Doppelten Ruhm aber ernte Barth, denn er sei Dichter und Philologe in einer Person gewesen. Man könnte das noch als barocke Übertreibung werten. Aber die Sicht des Todes legt das Gedicht eindeutig fest. Wie naheliegend wäre der barocke Vergänglichkeitsgedanke gewesen, daß der Tod plötzlich einem solch überreichen Gelehrtenleben ein Ende setzen könne. Doch der Tod wird hier vielmehr als Tor zur

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0073-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Unsterblichkeit gesehen, keiner Unsterblichkeit der Seele, sondern zu einem ewigen Fortleben der Werke im Gedächtnis der Nachwelt. Ebenso sind auch die anderen Carmina der Gelehrtensphäre vom Ruhmgedanken beherrscht.

Eine andere Welt tut sich auf, wendet man sich zu den Gedichten, die Prasch für die Regensburger Bürgerschaft schrieb. Auch hier hat er als Anfänger feststehende Modelle variiert, ist er Sprachrohr einer seit Generationen festgegründeten Tradition der Formen, Motive und des seelischen Klimas. Das alles konnte er seit seiner Jugendzeit als selbstverständlichen Besitz in sich aufnehmen und darum sind diese Gedichte gelöster und von einem unverkennbaren Ton persönlicher Anteilnahme am Schicksal der Besungenen getragen. Die Verse sind anschauungsgesättigter geworden, sprechen auch von wirklichen Lebenssituationen. Am interessantesten in dieser Gruppe sind wieder die Leichengedichte. Wie bei den Humanistendichtungen der gleichen Gattung herrscht eine unbarocke Sicht des Todesproblems: Kein Sichaufbäumen gegen ein persönliches Schicksal, keine völlige Entwertung des Lebens durch ein allüberschattendes memento mori. Der Einzelmensch ist noch viel zu stark in einer bürgerlichen Lebensform gebunden, als daß sein Tod nicht als Gemeinschaftsschicksal empfunden würde. Die religiöse Gedankenwelt spielt eine erstaunlich geringe Rolle. Freilich ist das Wissen um Erlösung und Jenseits unbezweifelte Voraussetzung und wird den Hinterbliebenen zum Trost vor Augen gestellt. Im Grunde aber ist die altfränkische protestantische Lebenszuversicht nicht durch ein Todesgrauen verstört. Natürlich ist die Stimmung elegisch gedämpft. Aber das Leben wird weitergehen und die gesellschaftliche Aufgabe der Dichtung ist es, die Hinterbliebenen zu trösten. Formal bedient sich Prasch auch hier der humanistischen Stilmittel. Die Dichtung soll den Alltag des Bürgers festlich überhöhen und — darin kündigt sich ein barocker Zug an — das Repräsentationsbedürfnis der Stadtaristokratie befriedigen. Der Ausdruck ist demgemäß stark hyperbolisch und verwendet im reichen Maße für die Natureingänge die antike Mythologie. Noch aber strömen die Verse in renaissancehafter[232] Breite dahin. In freiem, behaglichem Fluß umspielen sie die Punkte des logisch klar durchgegliederten Gedichtsschemas. Der Ton des glänzend stilisierten Lateins hält sich in jedem Gedicht auf gleicher Höhe, ohne Höhepunkte anzustreben. Formale Zuspitzungen wie antithetisches Aufbrechen der Struktur, strophische Gliederung oder Refrains sind nicht zu finden.

Stellen wir nun die dritte Gruppe von Gedichten, die aus dem

[232] Zum hier verwendeten vieldeutigen Begriff Renaissance: Es ist nur die Verbindung der humanistischen Formensprache mit dem Geist des vorbarocken deutschen Stadtbürgertums gemeint. Diese Mischung wird mehrfach auch als nordische Renaissance bezeichnet.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0074-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

unmittelbaren Erleben des Dichters erwachsenen, in den Mittelpunkt der Betrachtung! Zuerst ist zu betonen, daß sie eigentlich nur als ein Sonderfall der eben behandelten anzusehen sind. Gehören doch auch die Hochzeiten und Todesfälle in einem so geschlossenen Gemeinwesen, wie es die Stadt Regensburg war, zum unmittelbaren Leben des Dichters. Gegenüber der humanistischen Standesdichtung hatte sich schon positiv die Entkrampfung der Haltung und die persönliche Anteilnahme am Schicksal der Mitbürger bemerkbar gemacht. Diese Züge treten ganz rein in der dritten Gruppe hervor. Auch das Repräsentative und Zeremonielle weicht. Es kann sich eine schlichte Menschlichkeit der Empfindung entfalten. Die besten Stücke der Sammlung, sie finden sich hier, sind intim. Von Subjektivität zu sprechen, wäre verfehlt. Wie bei den Königsbergern, an die man sich mehrfach erinnert fühlt, handelt es sich um das Aussprechen von Gefühlen und Empfindungen, deren auch die ganze Gesellschaft fähig ist und die darum verstanden werden. Es ist nicht notwendig, eine Ableitung von den Königsbergern zu versuchen. Die neulateinische Tradition hatte bereits eine intime Gegenströmung zum Grobianismus des 16. Jahrhunderts ausgebildet und in ihr ihre besten Leistungen erzielt. Georg Ellinger schreibt dazu[233]: „Die individuelle Stimmung der Lyrik, die ohne Ausbildung der weicheren, feineren Gemütskräfte unmöglich ist, beginnt sich zu regen und bereitet den subjektiven Zug vor, der im 17. Jahrhundert zuerst religiös erscheint und im 18. dann auch diese Hülle abstreift." Dem Urteil kann man nur zustimmen, doch ist an die einschränkenden Bedenken zum Begriff Subjektivität nochmals zu erinnern. Auch in der Sammlung von Prasch liegen die modernsten, die zur Barockdichtung überleitenden Züge paradoxerweise in der Verfeinerung der Gemütsstimmungen, der Intimität der Aussage und im persönlich gesehenen Detail. Nicht die rhetorische Zuspitzung der Mittel und der gesteigerte Wortprunk allein machen schon das Barock aus. Diese Erscheinungen treten im Raum der neulateinischen Dichtung bereits im Manierismus des Schede Melissus auf. Die Intensivierung der Gemütskräfte muß noch dazutreten. Die Verbindung von „Gefühlshaftigkeit" mit übersteigerter Form ergibt das typisch barocke Spannungsverhältnis, das sich in der Kunst in der Affektgeladenheit kundgibt.

In der deutschen Dichtung entsteht die barocke Spannung aus dem Zusammenprall und der Vereinigung der vom „vorbarock-klassizistischen" Opitz[234] eingedeutschten humanistischen Form mit dem Intimen und Stimmungshaften der Regnart und Schein[235]. Für die lateinische

[233] A. a. O., 1. Bd., S. XV.
[234] Alewyn, Vorbarocker Klassizismus und griechische Tragödie, a. a. O.
[235] Über diese: Günther Müller, Geschichte des deutschen Liedes, a. a. O., 1. u. 2. Kap.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0075-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Lyrik stellt Ellinger die merkwürdige Erscheinung fest[236], daß gerade in den trockensten und manieriertesten Gattungen der Gelegenheitspoesie „die Fortschritte des seelischen Aufstiegs" sich am klarsten kundtun.

Wir gehen wieder auf die Sammlung von Prasch ein: Auch hier leiten Gelegenheitsgedichte die dritte, intime Gruppe ein. Es wäre an das lange Gedicht zum Tod des Vaters (Nr. IX) zu erinnern. Da das Gedicht bereits in der Vita angezogen wurde, genügt hier zusammenfassend der Hinweis auf die Ergiebigkeit bezüglich biographischer Einzelheiten. Der Ton ist schlicht und ergreifend, besonders, wenn der Dichter von der vorbildlichen Seelengemeinschaft der Eltern und von dem Schmerz der Witwe singt. Noch aber ist die Geborgenheit im bürgerlichen Leben spürbar (das stellt die Verbindung zu den Gedichten des 2. Themenkreises her) und das religiöse Moment spielt kaum eine Rolle (das erinnert an den 1. Themenkreis). Zur Interpretation wählen wir das Gedicht, das Prasch auf den Tod des Eichhörnchens seines Freundes Kerscher geschrieben hat (Nr. II):

SCIURUS VIRI Cl. JO. JAC. KERSCHERI

O facinus! periit tanta virtute sciurus,
Gaudia delicii deliciaeque mei.
Quo te, Parca ferox, mitissima bestia laesit?
Quo potuit poenam mortis adire malo?
Num tibi ferrati fecerunt vulnera dentes?
Num secuit rigido proditor unque manum?
Nunquam. nil equidem scabri, nil ruris in illo;
Sed mera commoditas integritasque fuit.
Sumserat ingenium domini: silvaque relicta,
Oderat et mores exueratque feros.
Sic domitos animis Cybele turrita leones,
Sic Nysae tigres culmine Liber agit.
Quod dicas, Dominum morsu tamen ille petivit:
Non haec ira nocens, lusus amorque fuit.
Nec posthac alios, neque sic violavit eundem,
Contentus querulas frangere dente nuces.
Lambere quinimio, blandoque frequenter honore
Oscula tractanti figere doctus erat.
Et similis nuptae, caraeque denique matris
Immemor, imperium dulce ferebat heri.
Illius ad genium didicit componere vitam,
Illum multijugis conciliare jocis
Illius in gremio ferri, perrepere vestem:
Per caveae patulas ire redire fores.
Quidquid praeterea faceret, fecisse decebat:
Tanta venus parvo, gratia tanta fuit.
Eminuit caudae praestantia: qua fuit inter
Quadrupedes, pavo quod solet inter aves.

[236] A. a. O., 1. Bd., S. XV.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0076-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Ingenio vulpes vicit, levitate volucres:
Immo, si reputes, ipse volucris erat.
Per libros fugiens, vestigia nulla reliquit:
Et, quoquo voluit, fulminis instar iit.
Nunc summis errare tholis, mediisque fenestris,
Nunc imum visus pervolitare solum.
Quin et finitimum saltu se jecit in hortum:
Et mirandus idem sponte relegit iter.
Ostenditque suo Domino, quid posset, iniqua
Si vellet fidei rumpere jura fuga.
Non aliter reducem spectavit Silvia cervum:
Non aliter pastas vespera reddit apes.
Quid reliquas laudes referam, quibus ille sciuros
Creditus est aevi praeteriisse sui?
His meritus Domini per se tam mitis amorem,
De variis dapibus pabula larga tulit.
Nec jam contentus nucibus, quas patria fundit,
Quasque sciurorum vulgus amare solet;
Dona peregrini docto prandere palato
Coeli, et castaneas coepit olere nuces.
Et dulces crustas, et amygdala dulcia libans,
Contemsit veteres ambitiosus opes.
Non tulit hoc livens Lachesis: cui scilicet escas
Non tanti pretii ponere Pluto solet.
In medio rapuit miserandum flore juventae,
Et Stygias cauda verrere jussit aquas.
Indignam fratris sortem plorate, sciuri,
Qui generis vestri Papa decusque fuit.
Exequiasque omnes caudis pendentibus ite:
Et stridore pio dicite triste vale.
Praecipue dulci viduus Kerscherus alumno,
Maxima pasturus taedia mente, gemat.
Id tibi namque fuit, fuit hei! Kerschere, sciurus,
Quod puer Oebalius, flos modo, Phoebe, tibi.
Ergo cum cupies, ut quondam, accedere lusor,
Lusum te coget cedere muta domus?
Nec jam ligneolos pyctas concurrere cernes?
Nec quisquam celerem vertet agetque rotam?
Ergone mus capiet sceleratus ab intestato,
Quae bona comparsit, te tribuente, miser?
Quam subito vultum mutat fortuna priorem!
Quam subito revocat, quas modo misit, opes!
Sit tamen huic tanto modus ac mensura dolori:
Et reprimant fontem lumina maesta suum,
Si, Kerschere, satis novi tua carmina, vivit,
Et vivet, quem tu caecus amore negas.
Cypria quod volucris Stellae, passerque Catulli,
Id tuus in quaevis saecla sciurus erit.

Dieses Gedicht ist ein Glied in einer besonders alten und ehrwürdigen Traditionskette, die von der Antike ausgeht. Literarisch erschlossen hat sie Gerhard Herrlinger: „Totenklage um Tiere in der antiken Dichtung mit einem Anhang byzantinischer, mittellateinischer

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0077-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

und neuhochdeutscher Tierepikedien“[237]. Ausgangspunkt ist das ernst-sentimentalische Epikedium der hellenistischen Epigrammatiker. In christlicher Zeit verläuft die Entwicklung so, daß der bereits in der Antike oft nur noch lose Zusammenhang mit der Grabschrift — „Aufschrift“ — ganz gelöst wird und daß das Epigramm sich zur Elegie weiterbildet. Dazu tritt noch als besonders wesentlicher Punkt, daß das Tier in ganz unantiker Weise vermenschlicht und mit ethischen Maßstäben gemessen wird. Damit ist die Möglichkeit gegeben, das Tierepikedium als Parodie des Leichengedichtes auf Menschen zu behandeln. Diese Spielart, die von den Humanisten gern gepflegt wurde, wendet sich gleichermaßen an Gefühl und Verstand des Lesers und wirkt durch die gewollte Uneinheitlichkeit von Stoff und Form und das Schwanken zwischen echt gemeinter Klage und Ironie. In diese Reihe gehört das mitgeteilte Eichhörchengedicht von Prasch. Bereits die Gedankenführung offenbart das:

Was hat dir, Parze, das Eichhörnchen getan, daß du ihm den Lebensfaden abgeschnitten hast (VV 1—6)? Es kann dich ja nicht gekränkt haben, da es sich doch immer so gut aufgeführt und seinem Herren nur Freude gemacht hat. Auch war es so schön, daß alle es liebhaben mußten (Lob: VV 7—44). Dafür hat es sein Herr auch aufs beste gehalten (VV 45—52). Die Parze muß ihm aus Neid das Leben genommen haben (VV 53—54). Den Schluß (VV 55—76) bildet die Klage aller Eichhörnchen um den besten Artgenossen und die Trauer des vereinsamten Kerscher. Im Lied soll er sein Lieblingstier verewigen wie Catull den Sperling seiner Lesbia.

Wir sehen bereits aus der Inhaltsangabe, wie zwei Themen ineinandergeschlungen sind. Einmal malt der Dichter das stille Dasein des Tierchens mit sehr liebevollen Einzelzügen. Zum anderen stattet er seinen Tod mit reichem mythologischen Apparat und mit epischen Vergleichen aus. Trotzdem leidet das Gedicht nicht an einem inneren Bruch, weil über allen Teilen ein bezaubernder Schimmer von Ironie liegt, den das ständige Schwanken des Stiles zwischen Idyllik und Pathos hervorruft. Was die Verknüpfung beider Themen und den Wechsel der ihnen zugehörigen Stillagen ermöglicht, das ist die Vermenschlichung und ethische Beurteilung des Tieres, die aus den VV 3—10 deutlich hervorgehen.

Die Ironie ergibt sich nicht nur aus dem Zusammenprall von pathetischem und einfachem Stil. Auch innerhalb der mythologisch-heroischen Partien, die in sich gestaltet sind wie Teile eines Leichengedichtes auf Menschen, läßt sich die Doppelbödigkeit und ironische Brechung nicht überhören. Auf die scheinbar ganz ernste Klage (V 53): „In medio rapuit miserandum flore juventae“ folgt das köstliche Bild

[237] A. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0078-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

des Eichhörnchens, das mit seinem schönen langen Schweif durch die Wasser des Styx rudern muß (V 54): „Et Stygias cauda verrere jussit aquas". Die gleiche halb ernst halb scherzhaft gemeinte Vorstellung führt der Dichter noch weiter in der Schilderung des Trauerzuges der Eichhörnchen (V 57): „Exequiasque omnes caudis pendentibus ite".

Trotz der reich verwendeten Mythologie fehlt noch die barocke Allegorese. Damit ist gemeint, daß das Eichhörnchen selbst keine allegorische Bedeutung hat, es ist kein Bild und kein Vorwand. Im Scherz und im Ernst soll allein sein Wesen zur Darstellung gebracht werden.

Auch bei der Behandlung des bildhaften Elementes, das in diesem Gedicht besonders glücklich ausgebildet ist, zeigt der Dichter noch eine ganz unbarocke Liebe zum Detail, die Fähigkeit, das stille Walten der Natur zu beobachten und das Intime ins Wort zu fassen. Die lateinische Sprache in der Hand des deutschen Dichters verfügt über größere Feinheit und Geschmeidigkeit, als die deutsche damals hätte hergeben können[238]. Wer hätte es vermocht, die Behendigkeit und Eleganz eines durchs Zimmer huschenden Eichhörnchens ins deutsche Wort zu fassen, wie es Prasch in den mühelosen Versen 31—38 gelingt?

Ganz vorbarock, nennen wir es manieristisch, ist auch die lockere Reihung von Motiv an Motiv, Bild an Bild. Viele Einzelzüge machen sich selbständig: Das Tierchen läßt sich im Gewand tragen (V 23); es treibt sich in Studierstube und Garten umher (VV 31—38); das Früchtestilleben (VV 43—50); die böse naschhafte Maus (VV 63 f.).

Dies alles läßt an niederländischen Einfluß denken, ja man ist versucht, an eine Anregung durch niederländische Stillebenmaler zu glauben, bei denen die genannten Züge alle zu finden sind.

Einen dem Barock verwandteren Stil schlägt Prasch in dem nächsten von uns herausgegriffenen Gedicht an. Es ist ein „Anacreonteum" (Nr. XVIII) in katalektischen jambischen Dimetern. Thema ist die Absage an Bücher und Studium und die Hinwendung zur Liebe. Auch dieses Thema ist gut humanistisch. Bekannt ist eine Variation (Wendung zur Geselligkeit) geworden: Das berühmte Gedicht von Ronsard-Opitz: „Ich empfinde fast ein Grauen / Daß ich Plato für und für / Bin gesessen über dir"[239].

Immer neue Abwandlungen erfahren die beiden angegebenen Motive in dem langen Gedicht (187 VV). Unermüdlich, wie Welle auf Welle folgt, strömen die kurzen Verse dahin. Die aus dem Tiergedicht sprechende naive Gefühlsbeteiligung ist hier noch weiter gesteigert,

[238] Das lehrt ein Vergleich dieses Gedichtes mit den von Herrlinger, a. a. O., zusammengetragenen deutschen Tierelegien des 17. Jahrhunderts. Ein ähnlicher Widerstreit besteht zwischen den lateinischen und den deutschen Gedichten von Balde.

[239] Enthalten in: Opitz, Poeterei, a. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0079-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

wofür reicher Gebrauch der Deminutive und Superlative Zeugnis ablegt. Aufgegeben sind die stille Gelassenheit und ironische Distanziertheit des Tierepikediums. Dafür ist eine Formschwellung, ein Weiterwuchern, ein schier unstillbarer Drang getreten, der Bild auf Bild häuft und in immer neuen Metamorphosen das neuerwachte Gefühl für die Liebe zur beglückenden Gewißheit werden läßt. Noch nicht spitzt sich das Liebeslied in barocker Weise antithetisch zu. Auch vom konkreten Leben ist es nicht gelöst. Gegenstand ist die wirkliche Liebe zu Elisabeth Tabor, die Prasch bald darauf als Gemahlin heimgeführt hat. Es besteht kein Grund, die Wahrheit der Gefühle in Zweifel zu ziehen. Nur darf man das Gedicht nicht als subjektives Seelenbekenntnis nehmen. Es ist ernst und spielerisch zugleich gemeint. An den wohlgesetzten galanten Komplimenten wird sich die junge Braut erfreut und die Freunde werden die feine Arbeit bewundert haben. In der affekthaften Übersteigerung des Stiles und der praktischen gesellschaftlichen Verwendbarkeit steht das Gedicht den Formen des frühbarocken Liedes in der Art von Johann Hermann Schein nahe.

At tu, meum volumen,
Meaeque vita vitae,
Sedes amoris ipsa es.
Tu summa gaudiorum,
Dulcisque fons leporum,
Aedesque Gratiarum,
Aedes, an et sacerdos?
An forte numen ipsum,
Et quarta Gratiarum?
Salve puella suavis,
Et suavis et puella.
O biga verbulorum! etc.

Zu dem in der Zeit von Schein in der deutschen Dichtung erreichten Stil paßt, obwohl das Gedicht nicht in Strophen gegliedert ist, die durch dauernde Wortwiederholungen, Anaphern und sonstige Assonanzen aller Art erreichte Musikalität und Sangbarkeit. Zu Schein paßt auch die Kurzgliedrigkeit der syntaktischen Fügung, die beim lauten Lesen unmittelbar an die formelhafte Gedrängtheit im Melos der frühen Monodie erinnert. In den kleinen Sätzchen ohne geistreiche hypotaktische Konstruktionen wird eine zarte Innigkeit und naive Herzlichkeit laut. Die emotionale, affekthafte Wirkung beruht ganz auf der unersättlichen Reihung gleicher Glieder, einem Prinzip, für das Günther Müller im Hinblick auf Schein den Namen „Litanei“ vorgeschlagen hat[240].

[240] Geschichte des deutschen Liedes, a. a. O., 2. Kap.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0080-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Quid est puella suavis?
Est mitis, est benigna,
Est comis, est decora,
Est mollis, est tenella.

Und so geht es weiter mit der Reihung von 28 Eigenschaften. (Übrigens zeichnet das letzte Zitat ein besonders reiches Spiel der Assonanzen aus).

Als über den Stil von Schein hinausführend, dessen Litanei organisch weder einen Anfang noch ein Ende findet, kann eine sich leise abzeichnende formale Verfestigung gebucht werden. Die Anfangsverse kehren refrainartig mehrfach wieder und schließen das Gedicht auch ab, so daß es einen rondoartigen Aufbau gewinnt (wenn es erlaubt ist, diesen damals noch nicht gebräuchlichen Terminus zu verwenden). Die Couplets sind allerdings unterschiedlich lang. Das Zurückbiegen des Anfangs in das Ende geht mühelos vor sich. Wir stellen die entsprechenden Verse nebeneinander:

Valete, mi libelli,	Ergo valete rursus[241]
	Et ultimum, libelli,
Suavissimi libelli,	Tristissimi libelli,
Suavissimi sodales:	Tristissimi sodales:
Tulli, Maro, Terenti,	Tulli, Maro, Terenti,
Et ceteri, valete.	Et ceteri, valete.
Alium mihi libellum,	At mi bonus Cupido
Alium mihi sodalem	Aliud dedit volumen:
Bonus dedit Cupido.	Id nunc mihi tenendum est.

Die beabsichtigte Schlußwirkung ist durch geringfügige Änderungen erreicht. Das nämliche Verfahren hat Opitz in die deutsche „Ode" eingeführt und nicht weniger elegant gemeistert. Es sei an das Lied: „Ihr schwarzen Augen ihr / Und du auch schwarzes Haar" erinnert[242].

Die Stimmung aber steht noch näher bei Schein. Das soll noch ein Zitat verdeutlichen, das eine ähnliche zarte Sinnlichkeit und naive Naturbezogenheit wie ein Schein-Lied besitzt.

Hic valle florulenta,
Aut hortulo venusto,
Quem rosmarinus ornet,
Sedebimus jocantes,
Jocabimur loquentes:
Et inter has loquelas
Quies repente fiet:
Et inter hanc quietem
Luctabimur labellis,
Mellitulis labellis, etc.

[241] Es klingt die Refraintechnik der Eclogen Theokrits und Vergils an.
[242] Zitiert und besprochen in: Günther Müller, Geschichte des deutschen Liedes, a. a. O., S. 55 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0081-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Die Parallelen zu Schein und Opitz brauchen nicht unbedingt eine Abhängigkeit von diesen Dichtern zu bedeuten.

Das „Anacreonteum" von Prasch läßt sich ohne weiteres aus der neulateinischen Literatur herleiten. Den Hinweis gibt das in den zuletzt zitierten Versen auftretende Kußmotiv: Auf den Kußgedichten von Catull aufbauend, schuf Johannes Secundus (1511—36) eine eigene neulateinische lyrische Gattung, die Basia-Gedichte. Er selbst hat davon einen, übrigens von Goethe sehr bewunderten, Zyclus geschaffen. Georg Ellinger hat ihn herausgegeben, zusammen mit einer Auswahl von Proben aus der in den Niederlanden nach Johannes Secundus zu einer mächtigen literarischen Tradition gewordenen Basia-Dichtung[243]. Die bekanntesten Vertreter nach ihm sind Douza und Lernutius. Auch Heinsius hat der Gattung seinen Tribut gezollt. Der früheste lateinische Gedichtband von Paul Fleming, „Suavia", 1631[244], das hat Hans Pyritz genauestens nachgewiesen[245], ist ein von der Tradition ganz abhängiger Zyklus von Basia-Gedichten.

Kennzeichnend für den Stil der ganzen Gattung sind die Sätze einfachsten Baues, mit den ständigen, durch kleine Abwechslungen weiterführenden Satzwiederholungen, die den Gedichten etwas Eindringliches und Werbendes geben. Es werden die verschiedensten Versmaße verwendet, doch tauchen auch die katelektischen jambischen Dimeter wie beim Anacreonteum von Prasch auf, so im Basium VIII von J. Secundus und Suavium XIII von P. Fleming.

Die Abhängigkeit des Gedichtes von Prasch von dieser traditionellen Gattung ist sicher. Dafür sprechen: Das Kußmotiv, das Metrum, die Syntax und endlich der Wortschatz. Gerade beim Vergleichen des Wortschatzes lassen sich ohne weiteres große Übereinstimmungen feststellen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß Prasch die Suavina von Fleming benützt hat. Im schon wegen seines Metrums erwähnten VIII. Suavium zählt Fleming 23 von Dichtern besungene Mädchen auf. Eine Reminiszenz an diesen Katalog mögen die folgenden Verse von Prasch sein:

Salve puella, salve,
Mea Delia, et Corinna,
Et Colchis, atque Rossa[246]

Und trotzdem fällt das Gedicht von Prasch deutlich aus der Reihe. Äußerlich dadurch, daß in ihm das Kußmotiv nur am Rand auftritt und daß es sich durch die Refrain-Gliederung dem Lied im Bau annähert, was sonst bei keinem Gedicht der neulateinischen Gattung

[243] A. a. O.
[244] Fleming, Lateinische Gedichte, a. a. O., S. 117 ff.
[245] A. a. O.
[246] Delia wird von Tibull besungen. Corinna ist die Geliebte Ovids, Rossa die des Heinsius. Welcher Dichter von einer Colchis singt, kann ich nicht sagen.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0082-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Im Nahmen der H. Dreyfaltigkeit, Amen.

Demnach ich mich der Vergänglichkeit dieses Zeitlichen Lebens erinnert, als habe ich vor meinem Eintritt Richtigkeit machen, v. gegenwärtige Testamentliche Disposition aus freyem wolbedachten Muth eigenhändig verfertigen, und in nachfolgenden zwar kurzen, iedoch klaren und beständigen Worten hinterlassen wollen.

Erstlich schaffe ich meiner lieben Schwester zu fol. angedencken, nächst geziemender Dancksagung für alles gute, die jenig 300. fl. welche auf Gr. Statt Cammer unter der Zinßzeit Bartholomaei anlig, v. von unserer lieben Mutter seel. herrühren.

Zum andern, Herrn Joh. Leonhard Pauern, des Innern Raths, die jenige Schale auf einem Fuß, so Er v. seiner Eh-liebste auf meine anderte Hochzeit verehrt.

Drittens, dero iezmahligen ersterwehnten Ehfrauen eine silberne durchbrochene Tazza @ 15. Loth. Bitte, sie wollen beyderseits mit diesem ~~[illegible]~~ wolgemeinten angedencken vor lieb nehmen, v. bedancke mich für alle von ~~ied~~ ihnen iedesmals genossene gute Freundschafft.

Viertens, auf Gr. Statt Rathhaus in die Bibliothec meine wenige Bibliothec, ausgenommen was meine Liebste davon für sich behalten wolte, und gebrauchen könte. Wobey ich mich zum höchsten bedancke für alle von Gr. Löbl. Statt empfangene grosse Gutthaten, welche der Höchste mit ewigem Segen ersetzen wolle.

B.HStA. München
Regensburger Testamente
Karton Nr.4 13.Fasz.

Testament des Johann Ludwig Prasch (Seite 42 f.)

Mit Genehmigung der Bayer. Archivverwaltung

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0083-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Endlich in das Waisenhaus 50. fl.

Was aber über Abstattung jetzt gedachter Legaten (davon meine Erbin die Testaments Executionsgebühr auf erfordern abrichten wolle) wie auch der Schulden, meines eigenthümblichen Vermögens übrig seyn wird, es sey ligend oder fahrend, oder wie es Nahmen haben mag, ohne exception, das soll mein Herzliebster Ehschatz, Fr. Susanna Elisabetha Praschin, gebohrne Kegetin, für ihre mir erzeigte ungemeine Ehliche Liebe, Treu, v. recht tugendhafftes Gemüth, wofür ihr hiemit auch schönster Danck v. billiger Ruhm gegeben wird, als Universal Erbin hindannehmen; wie ich sie dann hiemit in kräfftigster Form Rechtens dazu instituirt haben will; mit dieser angehenckten Bitte, daß sie sich meiner Schwester ihrer Kinder im Nothfall treulich, als eine Mutter, wolle annehmen, wann sie sich gegen sie gebührend erweisen, v. wol verhalten werden; wie ich dann zu ihrem obgemeldten guten Gemüth das gänzliche Vertrauen habe.

Zu mehrer Bestätigung deß allen habe ich meinen Nahmen mit eigener Hand unterschriben, mit meinem gewöhnlichen Petschafft begleitet, v. mit Notario v. Zeugen, hiesiger Ordnung v. Privilegien nach, die Ausfertigung verfügt. Actum Regenspurg 12. Mart. 1684.

Johann Ludwig Prasch

B.HStA. München
Regensburger Testamente
Karton Nr.4 13.Fasz.

Testament des Johann Ludwig Prasch (Seite 42 f.)

Mit Genehmigung der Bayer. Archivverwaltung

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0084-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

zu beobachten ist; innerlich durch eine andere Stimmung, die Schäferstimmung, die in der naiven Geborgenheit in einer heiter gesehenen Natur sich kundgibt.

Tum flosculis omissis,
Quos funditant libelli,
Has herbulas legentes,
Quas offerunt agelli,
Primumque rosmarinum,
Formabimus corollam
Novissimam corollam,
Ad festa nuptiarum.

Weiter rückt der Hinweis auf die bevorstehende Hochzeit das Gedicht in eine bürgerliche und gesellschaftliche Sphäre. Das alles sind Züge, die doch auch wieder den Glauben an die Beeinflussung durch das deutsche Gesellschaftslied, wie es sich in der Zeit von Schein und Opitz ausbildete, recht nahe legen.

Weiter in den barocken Raum hinein führen die Gedichte Nr. XVI und XVII: „Ad amicos matrimonium suadentes" und „Palinodia". Das erste bespricht die Gründe, die einer Eheschließung entgegenstehen. Das zweite ist der Widerruf, musikalisch gesprochen die Spiegelung, des ersten. Beinahe Zeile für Zeile werden alle Argumente antithetisch entkräftet. Die beiden Gedichte zusammen sind also ein gesellschaftlicher Scherz! Die dichterische Qualität der beiden Stücke ist nicht hoch. Trotzdem sind sie entwicklungsgeschichtlich von Interesse: Das dialektische Auseinandertreten von Spiel und Gegenspiel ist echt barock. Es läßt sich auch ein berühmter Gewährsmann für diese Technik nennen: Jacob Balde[247]. Das erste Buch seiner „Silvae Lyricae" besteht aus 21 Gedichten, zu deren jedem im gleichen Versmaß eine „Antithesis" tritt, die eine inhaltliche Umkehrung bringt.

Als letztes wollen wir ein Gedicht zur Hochzeit des Freundes Jo. Jacob Kerscher herausgreifen (Nr. XXII). In heiteren, gelösten Versen wird ausführlich das ganze Hochzeitsmahl beschrieben: Wie die Gäste zu Tisch gehen und wacker zugreifen, wie der Wein aufgetragen wird und auf das Paar „Salus"-Rufe ausgebracht werden, wie man Geschichten und Witze erzählt und Gesang und Musik zu ihrem Recht kommen, wie die Mädchen zum Tanz aufrufen und am Ende alle Gäste sich verabschieden und nach Hause gehen. Noch einmal wird das stadtbürgerliche Leben beschworen, spricht aus Versen von bezaubender Anmut ein Gemeinschaftsgefühl, das die eigenen Gefühle nicht isoliert und Freud und Leid mit dem Nächsten teilt. Zwischen die durchlaufende Schilderung hinein ertönt sechsmal ein Refrain: „Qui dies nescit futuros, hunc agat, de quo sciet", das alte carpe diem. Eine echt barocke Hochzeitsfeier! Immer ausgelassener entwickelt sich

[247] A. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0085-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

das Hochzeitsfest, angetrieben von dem wiederholten Ruf des carpe diem. Doch die Monotonie des gleichbleibenden Refrains gegenüber dem stets wechselnden Treiben des Bankettes läßt hinter dem carpe diem unabweislich ein memento mori anklingen. Wie im Traum verrinnen die Stunden des Festes. Das Gespenst der Vergänglichkeit steht hinter allem. Und trotzdem ist die Freude zur rechten Zeit den Menschen erlaubt. Jedes Ding hat seine Zeit. Das ist die Lehre des Buches Kohelet aus dem Alten Testament, die, wie Paul Stöcklein nachweist[248], im 17. Jahrhundert große Wirkung übt.

Damit taucht das religiöse Moment, das wir bis jetzt im „Poematum libellus" völlig vermißten, zuletzt doch noch auf. Nun muß nochmals auf den Ausgangspunkt zurückgegriffen werden. Wir sprachen dort davon, daß die Sammlung ganz willkürlich aus den verschiedensten Gedichtarten zusammengesetzt sei. Wie aber die Besprechung der Gedichte ein allmähliches Hineinwachsen des Dichters in Geist und Stil des 17. Jahrhunderts aufwies, so läßt sich auch im Bau der Sammlung doch ein Ansatz in Richtung auf die in diesem Jahrhundert bevorzugte Zyklenform erkennen. Die Sammlung wird nämlich von einem langen Hymnus an Gott (Nr. I) und einer abschließenden Literaturepistel (Nr. XXVIII) umrahmt. Der Hymnus, ein mächtiges Portal, besingt das Erlösungswerk Gottes von der Erschaffung der Welt[249] bis zum Kreuzestod Christi. Das Schlußgedicht verweist vorwärts auf den Eingang und festigt damit den Rahmen: Prasch hat als christlicher Dichter, der mit Gott beginnt und von ihm seine Dichterschaft ableitet, die verschiedensten Stationen des menschlichen Lebens (die Schlußepistel zählt die einzelnen Themen nochmals auf) besungen. So wird das Treiben des menschlichen Lebens sub specie aternitatis gesehen und die Sammlung bekommt nachträglich eine Einheit des Gedankens. Stilistische Gründe sprechen dafür, daß der einleitende Hymnus zu den am spätesten verfaßten Gedichten gehört. Das Schlußgedicht sagt das von sich selbst. Also sind die formale Einheit und die religiöse Thematik die letzte vom Dichter erreichte Entwicklungsstufe, weshalb wir auch erst hier zum Schluß auf sie zu sprechen kamen.

Die Epistel (Nr. XXVIII) rundet die Sammlung nicht nur ab, sie setzt auch einen deutlichen Schlußpunkt unter eine ganze Entwicklung: Prasch sagt der Gelegenheitsdichtung ab[250]. Gleichzeitig kündigt er ein

[248] Stöcklein, Hofmannswaldau und Goethe, a. a. O.

[249] Besonders hervorgehoben wird die Erschaffung des Menschen, „qui te similatque canitque". Prasch nimmt also Bezug auf die seit J. C. Scaliger, besonders seit Buchner oft zitierte neuplatonische Anschauung vom Menschen als dem zweiten Schöpfer. Vor allem die Würde des Dichtertums begründete man mit ihr.

[250] Er hat zwar weiter Gelegenheitsgedichte für die Regensburger Bürgerschaft verfaßt, wohl auch manches Gedicht einzeln in Druck gegeben, aber keine Sammlung mehr veranstaltet.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0086-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

neues Werk, Choreae, an, die 1666 dem Druck des Poematum libellus als Anhang beigegeben wurden. Sie mögen nach 1662 entstanden sein.

Die Reihe von sechs Chorliedern variiert ein Thema. Ein Zyklus im strengen Sinn ist sie nicht. Aber gegenüber dem losen Bau der eben besprochenen Sammlung fällt der Wille zur Verstraffung und Vereinheitlichung auf. Die Richtung auf den Zyklus zu ist deutlich gewiesen.

Das Thema der Choreen wurde in der voraufgehenden Sammlung schon kurz angeschlagen. In ein paar Versen des Hochzeitsgedichtes für Kerscher erwähnt der Dichter als Bestandteil des Festes die Aufforderung zum Tanz durch die Mädchen. Dieses kleine Motiv hat er abgespalten und zum Hauptthema der folgenden Gedichtreihe gemacht. Die gleiche Erscheinung, daß ein Gedanke eines früheren Werkes zum Keim und Ausgangspunkt eines neuen Werkes wird, wird sich bei Prasch noch mehrfach zeigen.

Am Eingang steht wieder eine Literaturepistel im Stil von Horaz. Sie nennt zuerst das Thema:

Primus ego institui festas cantare choreas;
Lusus virgineos, aestivaque gaudia, versu
Ridiculo, molli, facili, dignoque choreis.

Im weiteren Verlauf der Epistel tut sich der Dichter viel darauf zugute, daß er mit den Mädchenliedern eine völlig neue literarische Gattung einführe. Freilich geht es um kein Schaffen aus Eigenem. Dichtung bedeutet Nachschaffen, Mimesis: „Vitae est imitatio docta poesis." Prasch fährt fort: „Pars vitae choreae". In den folgenden heiterbeschwingten Versen setzt er die Art und die Situation, in der solche Mädchenlieder gesungen werden, auseinander. Sie seien hier eingerückt, weil sie Einblick in Lebensweise und Brauchtum der stadtbürgerlichen Gesellschaft des 17. Jahrhunderts gewähren:

Vix tepet acta dies, Solis quam nomine signant;
Ecce volant alacres, sponso comitante, puellae,
Puro candentes habitu, patriisque corollis.
Fit coetus, mox circulus, inde catena: subinde
In gyrum incipiunt petulanti crure moveri,
Exstantes, humilesque, citae, tardaeque vicissim.
Praecinit una, aliis et natu major, et arte.
Non desunt reliquae sibi. jamque gravissima jactant
In juvenes: laudant modo Majum, aut gutture dulci
Fabellam frangunt, et cetera, simplicitas quae
Sexus, et res, et tempus, viridisque juventus
Subjicit, adspectant alii simul oraque risu
Diducunt, juvenesque imprimis, donec iniquae
Cunctantes revocant tenebrae, maledictaque matrum;
Extremumque vale plateis cantare premuntur.
Da cito, da graphium sociasque, ancilla, tabellas.
Quod doleant oculi peregrinis, scribere mens est.
Quem nihil ista iuvant, nec gratia, nec venus illi.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0087-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Ganz naiv also legt der Dichter die imitaio vitae aus, so, als ob er mit Feder und Papier dabeigestanden und, was er gesehen und gehört, sogleich notiert habe, dabei liebenswürdig verschweigend, welche Mühe es gekostet haben mag, die einfachen Gesellschaftslieder lateinisch in den schwierigen Strophenformen des Horaz wiederzugeben. Richtiges ist in den letzten Versen insofern ausgesagt, als die imitatio — mehr der Kunst als des Lebens — sehr weit zu gehen scheint. Die dichterische Freizügigkeit tritt zurück zugunsten einer fast wissenschaftlich anmutenden Aufzeichnung folkloristischen Gutes. Zwar sind es die höchsten Stände der stadtbürgerlichen Gesellschaft, deren Tanzlieder beschrieben und aufgezeichnet werden, aber deren Leben formte noch derart gesellschaftsbildende Bräuche aus, daß mit Recht von Folklore gesprochen werden kann. Rühmt sich Prasch, völlig Neues gebracht zu haben, so trifft das weder auf Form noch auf Inhalt zu. Neu ist nur, daß er solche Gebrauchsdichtung nicht wie die anderen Zeitgenossen naiv hingenommen, sondern mit wachem Bewußtsein ihren Reiz erkannt und der Umsetzung ins Latein und damit der Mitteilung an die gesamte gebildete Welt für würdig befunden hat. Prasch wäre wohl erstaunt gewesen zu hören, er habe eine wissenschaftliche Leistung vollbracht. „Quem nihil ista iuvant, nec gratia, nec venus illi". Er fühlte sich dieser Gesellschaft ja ganz zugehörig. Aber er hatte in Humanistenkreisen gelebt, war gebildeter und feinfühliger als seine Mitbürger. So lebte er das Leben der Bürger mit und fand zugleich die Distanz des Betrachters. Aus Anteilnahme und scharfer Beobachtung heimischer Sitte ist die Gedichtreihe erwachsen. Damit offenbart sich ein Grundzug des geistigen Wesens von Prasch, die Liebe zum Leben seiner Heimatstadt, die sich in allen seinen amtlichen Bemühungen kundgibt, die es aber auch verständlich macht, warum er später von der lateinischen zur deutschen Dichtung übergeht und warum er ein eifriger Förderer der deutschen Sprachstudien wird. Selbst das Glossarium Bavaricum[251], das erste Mundartlexikon deutscher Sprache, das am Ende seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit steht, verdankt neben anderen Antrieben sicher auch der volkskundlichen Neigung seines Verfassers die Entstehung.

Nun zu den Gedichten selbst. Die sechs Chorlieder werden von der eröffnenden Epistel und einem abschließenden Preislied auf die Vaterstadt Regensburg eingerahmt. Und zwischen je zwei Chöre schiebt sich ein Phalaecus-Gedicht über das Thema carpe diem. Der Dichter bekennt sich zu den heiteren Freuden, die das Hochzeitsfest ausmachen. Das erste Chorlied hat den Tanz selbst zum Gegenstand:

Gratus vesper adest. linquite coenulas
Jam pastae juvenes: aut, puer improbus

[251] WK 39.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0088-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Nugis si retinet, rumpite fabulam
Ut saltemus. ohe, ohe.

Serus vesper adest. mittite virgines,
Facundi juvenes: aut, amor improbos
Forma si retinet, vos agite huc simul,
Ut spectemus. ohe, ohe.

At nos incipimus. jungite circulum.
Tu laevam mihi da, tu rape; mutuo
Nexis articulis libera brachia
Ut jactemus. ohe, ohe.

At nunc progredimur. dicite, si lubet,
Aut ver, aut roseum carmine Vesperum:
Alterno pariter tundite humum pede
Laevam versus. ohe, ohe.

Quos heic adspicio? sunt pueri leves.
Adsunt ut videant, anne uti rideant?
Aut quaerant, quod ament? tundite fortius
Dextram versus. ohe, ohe.

Quas illic video? sunt juvenes pigrae; at
Nos primae fuimus, nunc bene res habet.
Junctis ut choream viribus integrent,
Consistamus. ohe, ohe.

Die lateinische Form des Tanzliedes ist entlehnt von Jacob Balde. Die XXXIII. Ode des 2. Buches, „Choreae mortuales", beginnt[252]:

Saltemus: socias jungite Dexteras.
Jam Maneis dubius provocat Hesperus.
Per nubeis tremulum Cynthia candidis
Lumen cornibus ingerit.

Die 7. Strophe lautet:

Aptos ut choreis inferimus pedes!
Ut nullo quatitur terra negotio!
Dempta mole leves, et sine pondere,
Umbrae ludimus alites.

Die Leistung von Prasch besteht also in der Übertragung ins Weltliche und Heitere.

Welcher Art aber waren die deutschen Gesellschaftslieder, die Prasch gehört hat und die ihn thematisch angeregt haben? Man kann wieder an die von Schein ausgehende Entwicklung denken. Schein hat selbst zahlreiche Lieder zum geselligen Vortrag bei Hochzeiten gedichtet und komponiert[253]. Er hat sie aber als Pastorellen ins Hirtenkostüm gesteckt. Doch eine andere Gattung von ihm läßt sich zum Vergleich anziehen: Die Trinklieder des „Studentenschmauses" (1626)[253a].

[252] A. a. O., S. 100 f. Balde hat nur dieses eine Tanzlied geschrieben.
[253] A. a. O., 3. Bd.
[253a] Ebenda S. 148 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0089-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Holla, gut Gsell, ich will dir san
Ein schwerer Casus hebt sich an,
Rundadinella.
Das Gläslein wie mirs ist gemacht,
Sei dir auf einen Trunk gebracht,
Rüttele, schüttele, trink hinein das Bierelein,
Leere das Gläselein.
Rundadinella.

Der Verlauf des Gelages selbst ist zum Gegenstand des Liedes geworden wie bei Prasch die Abfolge des Tanzes. Eine Reihe der Lieder des Studentenschmauses kennt auch das Abwechseln zwischen Vorsänger und Chor, das Prasch für die Choreen verbürgt. Weiter weist bei Prasch die parallele Gliederung der Strophen und der Refrain auf das gesungene Gesellschaftslied. Die naiv-beschwingte Heiterkeit der Ausrufe und der Fragen ruft förmlich nach Musik und Gesang. Es gab ja auch eine reiche Tradition des gesellschaftlichen Tanzliedes, geschaffen von Komponisten wie Hans Leo Haßler, Christoph Demantius, Valentin Hausmann, Johann Staden. Besonders in Nürnberg blühte sie[254]. Nun stand Regensburg gerade mit Nürnberg in engstem kulturellen Kontakt. Der maßgebliche Regensburger Komponist der fraglichen Zeit, Hieronymus Kradenthaler, wurde in Nürnberg ausgebildet. So ist es leicht möglich, daß diese Tradition auch in Regensburg eine Heimstatt gewann, daß Kradenthaler vielleicht selbst Tanzlieder für Regensburg geschaffen hat, wenn sie auch nicht zum Druck und damit auf die Nachwelt gekommen sind. Der Stil würde passen. Kradenthaler hat eine leichte Hand. Oft ist sein Melos von einer schlichten Volkstümlichkeit beseelt[255]. Volkstümlich waren häufig auch die Texte der Tanzlieder. In ihnen wirkt neben der italienischen Vilanelle das deutsche Volkslied nach. Von Mailiedern spricht Prasch in der Eingangsepistel. Er selbst hat keines wiedergegeben. Dafür bringt er andere volkstümliche Lieder. Das vierte Chorlied schildert eine Spatzenhochzeit. Das dritte „Laus rosae" klingt wirklich ganz deutlich an das Volkslied an:

Novi, quid? croceo vertice flosculum:
Vicini legitur plurismus hortulo,
Spinis cinctus acutis,
Et flammis tacitis vigens.
Praestat, cui? reliquis omnibus herbulis etc.

[254] Auch an die Tanzlieder der Königsberger sei erinnert: Heinrich Alberts Arien, a. a. O.: III, 22; V, 19; V, 20; VIII, 16; VIII, 18.

[255] Die Nachrichten über Ausbildung und Stil von Kradenthaler verdanke ich dem freundlichen Hinweis von Dr. August Scharnagl, Straubing. Ihm sei an dieser Stelle aufrichtiger Dank ausgesprochen. Dr. Scharnagl wird für die im Erscheinen begriffene musikalische Enzyklopädie, Musik in Geschichte und Gegenwart, a. a. O., den Artikel über Kradenthaler verfassen. Mit dem Erscheinen der entsprechenden Lieferung kann für das Jahr 1958 gerechnet werden.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0090-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Es waren eigentlich schon altmodische Lieder, an denen sich die konservative Regensburger Bürgerschaft ergötzte. Die Verse werden wahrscheinlich noch mundartlich gefärbt und etwas holperig gewesen sein. Das paßt durchaus zu dem dürftigen Bild, das wir uns von der Regensburger Dichtung um die Jahrhundertmitte machen können. (Doch davon später). Die Urbanität und schwebende Leichtigkeit hat Prasch dazugegeben, geschult durch die neueste lateinische Dichtung, durch Balde.

Damit sind wir am Ende der langen Erörterungen über den dichterischen Erstling von Prasch angelangt. Das Bild war recht uneinheitlich, da die vielfältigsten formalen und geistigen Einflüsse sich überlagern. Diese Erscheinung hat das Werk mit vielen anderen literarischen Erstlingen gemeinsam. Ein junger Dichter sieht sich einer Vielfalt stilistischer Strömungen aus der Zeit der vorangegangenen Generationen gegenüber, erprobt selbst die einzelnen Möglichkeiten durch und versucht zum eigenen Stil durchzustoßen. So sahen wir hier, wie Prasch vom Stil des späten Gelehrtenhumanismus ausgehend sich zielbewußt barocke Formen zu eigen macht, von anfänglichen steifen Versuchen in übernommenen Klischees zu freiem Schalten mit den Mitteln eines gefühlsunterströmten, aber rhetorisch-affekthaft gebändigten Stiles kommt. Gleichzeitig kündigen sich die zwei zentralen Themen seines dichterischen und wissenschaftlichen Lebenswerkes an: Das Religiöse und das Deutschkundliche. Formal macht sich der Zug zum Zyklus bemerkbar, der die späteren Dichtungen beherrscht. So ist die Vielfalt nicht Spiegel eines völlig unselbständigen Geistes, sondern Ausdruck des Hinfindens eines Vielbegabten zu dem, was er als sein eigenes Anliegen empfand. Die späteren Werke lassen sich organisch aus den Anfängen ableiten. Verschiedene sehr geglückte Gedichte beweisen über die virtuose Beherrschung des Lateins hinaus große dichterische Kraft in der sinnlich-sprachlichen Verkörperung der Gedanken: Wir beobachten das Heranwachsen eines feinnervigen neulateinischen Dichters, den der größte Kenner auf diesem Gebiet, Georg Ellinger, zu den bemerkenswertesten Erscheinungen des deutschen 17. Jahrhunderts in der neulateinischen Poesie rechnet[256]. Es ist nur zu bedauern, daß Prasch der gleiche Rang in seiner deutschsprachlichen Dichtung nicht vergönnt war.

[256] Ellinger hat ja sein großes Werk auf das 16. Jahrhundert beschränkt. Im Reallexikon von Merker-Stammler, a. a. O., führt er seinen Artikel „Neulateinische Dichtung" ebenfalls nur bis zur Jahrhundertwende, gibt aber einen kurzen Ausblick (2. Bd., S. 494 f.): „Aber nicht bloß als Seitenströmung, sondern auch als selbständiger Zweig lebt die neulateinische Dichtung weiter; sie hat noch so eigentümliche Vertreter aufzuweisen, wie den Jesuiten Jakob Biedermann, wie Johann Ludwig Prasch; in Jacob Balde erreicht sie noch einmal einen Höhepunkt."

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0091-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Der Dichter hat nun festen Boden unter den Füßen. Kein Suchen und Tasten gibt es mehr. Er hat einen zeitgemäßen Stil gefunden, er hat auch Anschluß an die ehrwürdige Tradition der neulateinischen Dichtung gewonnen. Das geht bereits aus der Wahl des Themas hervor. Seit Eobanus Hessus versuchten sich die besten der deutschen Neulateiner in Eclogen-Zyklen: Euricius Cordus, Joachimus Camerarius, Johann Stigel, Johannes Bocer und Petrus Lotichius Secundus[257]. Über aller Eclogendichtung aber liegt beherrschend der Schatten Vergils, mehr als der Theokrits. Von Vergil lernte man, daß man das Hirtengewand als Kostüm verwenden könne und daß Hirten auch Fragen, die weitab von Hirtenleben und Liebe liegen, behandeln dürfen. Die Zahl der Themen wurde ständig weiter vermehrt. Besonders gerne sprechen die Dichter-Hirten von ihren persönlichen Lebensverhältnissen. Auch über religiöse Fragen (Reformationszeitalter!) unterhielt man sich öfters. Aus dem 17. Jahrhundert sind uns nur die Eclogen von J. Balde[258] und die von Prasch[259] bekanntgeworden. Wie steht Prasch zur Tradition und was will er?

Diese Fragen mag er selbst beantworten. Den Eclogen ist eine siebenseitige Einleitung beigegeben, die über Vergil, die Eclogendichtung und die noch vorhandenen Möglichkeiten sich ausläßt.

Mit Recht betont Prasch das allegorische Moment in Vergils Bukolik. Sehr aufschlußreich für die barocke Sicht der Antike ist dabei die Vorstellung von der Entstehung der Allegorie. Prasch erinnert an den zu seiner Zeit von den Fürsten geübten Brauch (er nennt ihn „familiaris ludus") des Hirtenspieles. „. . . hic mos est, ut deposita principali veste, humilem induant personam, multoque cum lepore, quam fieri potest accuratissime, tueantur." Trotzdem sei durch die Maske hindurch immer die Majestät des Trägers zu verspüren. „Similem mihi ludum ludere videtur mens heroica Maronis in Bucolicis: ubi genio suo veluti vim faciens (partim sponte, partim jussus), seque ad pastoralia demittens, vel ea potius ad sese allevans, dexterrime sane mimum agit, vitaeque rusticae imagines pingit; salva tamen semper elegantia simul ac majestate." Für Prasch ist von allem Anfang an Vergil der große Pathetiker und der politische Dichter („Nempe reges illi ac praelia, Vari et Caesares in animo"), der Bedeutendes verkünden will, aber bewußt seine Gedanken allegorisch verkleidet anbietet.

Von dieser Voraussetzung aus nimmt Prasch zu der alten Streitfrage Stellung, in welchem Stil die Bucolica geschrieben seien. In den folgenden subtilen und philologisch wohlfundierten Betrachtungen geht

[257] Über diese Dichter: Ellinger, a. a. O.
[258] A. a. O., 2. Buch der „Silvae Lyricae".
[259] WK 2.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0092-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

er gegen die Vulgärauffassung an, die Eclogen stünden im niederen Stil, die Georgica im mittleren und die Aeneis im hohen. Durch Vergleich mit anderen Dichtern, den Nachweis der Überschneidungen zwischen Bucolica und Georgica und das Aufspüren verschiedener thematischer Schichten von Ecloge zu Ecloge, ja in einem einzigen Gedicht selbst, verfeinert er noch die Annahme J. J. Scaligers, nach dem ein Schwanken in der Stilhöhe von Gedicht zu Gedicht festzustellen wäre: „Porro in una saepe eademque Ecloga, atque adeo versu, pro rerum indole, dicendi quaedam est diversitas." Er gesteht Scaliger jedoch zu, eine Stilhöhe sei jeweils vorherrschend. Allgemein neigt er dazu, den Bucolica den mittleren Stil zuzuerkennen, denn niedrig seien nur die Sachen (und die nur zum Teil), von denen der Dichter spreche.

Die Gedankengänge können hier nicht bis in die Einzelheit verfolgt werden. So viel wird deutlich geworden sein, daß Prasch als Kritiker und Philologe über ein reifes Urteil verfügt.

Typisch barock ist natürlich die Ansicht, die allegorische Einkleidung sei ein Kunstgriff des Dichters um den naiven Leser durch Täuschung zu gewinnen und den gelehrten trotzdem zufriedenzustellen.

Als Kind des Barockzeitalters zeigt sich Prasch auch darin, daß er Vergil vornehmlich als Dichter der Affekte versteht. Dieser Punkt ist es besonders, der ihm die Frage nach der Stilhöhe wichtig erscheinen läßt. Ein ausdrucksgeladener Stil muß doch notwendig gehoben und rhetorisch sein, muß Allegorie und Gelehrsamkeit als Ausdruck der inhaltlichen Gewichtigkeit aufnehmen. All das gesteht er den Eclogen zu. Er meint, er würde nicht fertig, „si nunc ordiar dicere, qua vi moveat affectus in prima [= ecloga], turbet in secunda, mutet in quinta, mulceat in extrema; quam sit acer in Palaemone, placidus in Daphnide, amarus in priore parte Pharmaceutriae: si varietatem ac delectum rerum et figurarum, alterius in altera, quae nondum omnes nomina invenere apud Rhetores; si gratiam et momentum allegoriae, Theocrito ignotae, cum simplicitate mistae . . ., si perfectionem operis cuiusque et tractationis, et illum cumulum scientiae non affectatae, caeterasque laudes demonstrare ingrediar."

In diesem Satz ist eine barocke Poetik in nuce enthalten. Zwar unternimmt Prasch nur den Versuch, den Stil der Eclogen von Vergil zu analysieren. Der begeisterte Tonfall zeigt aber deutlich an, daß diese Art zu dichten als beispielhaft angesehen wird. Schickt sich Prasch doch gerade auch selber an, in die Fußstapfen Vergils zu treten. Im folgenden lateinischen Gedichtband schließt er sich noch enger dem verehrten Vorbild Vergil an. Für Prasch ist Vergil der Klassiker schlechthin: „Quoad homines erunt ac litterae, summa carminis penes Virgilium stabit."

Natürlich genoß Vergil im 17. Jahrhundert allgemein höchste Achtung, aber der epische Gedanke fand kaum Widerhall. Horaz dagegen

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0093-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

übte wirklich greifbaren Einfluß. Ist etwa die Nachfolge Vergils dieser Zeit eine Regensburger Sonderentwicklung? Es ist wieder daran zu erinnern, daß Wolfgang Helmhard Freiherr von Hohberg, der einzige deutsche Epiker des 17. Jahrhunderts, ab 1664 in Regensburg lebte und dichtete und daß Prasch mit ihm in Verkehr stand. Hohbergs Dichtung setzte 1655 mit „Hirtenliedern" im Geiste Vergils ein, die er 1682 in sein landwirtschaftliches Lehrbuch „Georgica curiosa" aufnahm. 1664 folgte das Heldenepos „Der Habsburgische Ottobert"[260]. Es ist sehr leicht möglich, daß Prasch durch den Umgang mit Hohberg den Zugang zu Vergil gewann.

Wir kehren nach diesem Exkurs zu der Behauptung zurück, der oben zitierte Satz enthalte eine ganze Kunsttheorie. Zu beweisen ist sie durch den Hinweis auf die späteren dichtungstheoretischen Arbeiten von Prasch. Denn in ihnen behandelt er breit die hier zum erstenmal angedeuteten Grundsätze: Die Affektenlehre ist ein Lieblingsgedanke von ihm, der perfectio operis et tractationis widmet er jede Sorgfalt und die Möglichkeiten von Allegorie und gelehrter Dichtung werden ausführlich besprochen.

Wenn Vergil schon der unerreichte Meister, eine „altera natura" ist, warum wagt sich Prasch dann noch an die Aufgabe, Eclogen zu dichten? Zwei Gründe sind hier zu nennen. Der erste ist pädagogischer Art. Vergil sollte in der Schule gelesen werden. Nun aber sind verschiedene Gedichte für die Schülerlektüre reichlich ungeeignet wegen der Verwirrung der Moralbegriffe (Knabenliebe) und der Rolle, die der Aberglaube spielt[261]. Prasch hat seine Eclogen nicht ausdrücklich für die Schule geschrieben, doch wollte er sicher mit ihnen eine weitere Bereicherung der Lektüre in diesem Genre bieten, sozusagen einen Vergil in gereinigter Fassung vorlegen: „Nobis ad Deum, et virtutem veram, et bonum publicum, hanc poesin revocare in mente fuit." Damit ist Prasch noch kein Verfechter des sittlichen Rigorismus und der anti-antiken Strömung im 17. Jahrhundert, die in der völligen Verwerfung der antiken Mytologie durch Rist und Birken ihren Ausdruck fanden. Er macht selbst sogar ausgiebig von ihr Gebrauch. Er deutet sie nur allegorisch aufs Christliche und Moralische um. (Opitz war der Lehrmeister dieser Methode). Der zweite Grund ist religiös. Prasch fühlt sich zum Wetteifer mit Vergil ermutigt: „cum praesertim alia vincendi via Christianis pateat." Das kann recht einfach bedeuten, daß durch das Christentum der Hirtenpoesie neue thematische Möglichkeiten (z. B. die Hirten auf dem Felde) erschlossen wurden, die neuen Dichtern Gelegenheit zur Bewährung geben. Wahrscheinlich will aber der Satz wesentlich mehr besagen: Der christliche Dichter ist auf-

[260] Jerschke, a. a. O.

[261] Im 17. Jahrhundert waren Aberglaube und Zauberei durchaus akute Probleme.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0094-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

gerufen im Vollbesitze der Wahrheit ohne Verwirrung des Geistes und der Sinne das erhabenste Thema zu besingen, das dem Menschen gegeben ist, den Preis des Schöpfers. Als Ebenbild Gottes hat der Mensch teil an dessen Schöpferkraft und seine Sprache ist ein Widerhall der Himmelssprache und darum geeignet, das Mysterium zu ergreifen. So wird Prasch später in den theoretischen Schriften die Würde des neuen Dichtertums begründen. Es erhebt sich nun die Frage, ob man in der frühen Äußerung die später ausführlich entwickelte Theorie schon angedeutet finden kann. Der selbstbewußte Ton, mit dem Prasch dem größten Dichter des Heidentums gegenüber sein Recht als christlicher Dichter geltend macht, läßt zum mindesten die Möglichkeit, diese Frage zu bejahen. Auf jeden Fall vollzieht Prasch mit den Eclogen (die Hälfte ist rein religiös im Thema) nach einigen Ansätzen im ersten Gedichtband eine entscheidende Wendung zur geistlichen Dichtung. In der folgenden lateinischen und deutschen Dichtung herrscht das religiöse Thema fast ausschließlich.

Wir gehen jetzt auf das Verhältnis zur neulateinischen Eclogendichtung und auf die Eclogen von Prasch selbst ein. Man kann sagen, daß Prasch mit seinen Eclogen allein dem im Vergleich zu ihm geschlossenen Corpus der bukolischen Dichtung von Eobanus Hessus, Petrus Lotichius Secundus, Joachim Camerarius und Johannes Stigel gegenübersteht. (Beziehungen zu Balde lassen sich ebenso feststellen wie Unterschiede). Natürlich ließe sich nach der Methode der Toposforschung leicht die Verankerung in der Tradition nachweisen. So verbinden zweifelsohne Prasch starke Bande mit der gelehrten, die antike Mythologie reichlich verwendenden Art des Camerarius. Noch enger sind die Beziehungen zu Stigel, dessen religiöse und zeitgeschichtliche Interessen wieder wirksam werden[262]. Und trotzdem erscheint hier diese Methode unfruchtbar, wenn man den Gesamteindruck der Werke gegeneinander hält. Pyritz leugnet zwar in seiner Arbeit über die „Basia" von Fleming[263] eine Entwicklung in der neulateinischen Lyrik. Er schreibt: „Die Geschichte der neulateinischen Dichtung ist nicht eigentlich ein Entwicklungszusammenhang, sondern eine Aufeinanderfolge von Einzelerscheinungen, die unter sich durch gemeinsame Wurzeln, durch gegenseitige Einwirkung, allenfalls durch geistige Verwandtschaft Verbindung haben". Jeder müsse von der antiken Basis her neu aufbauen und darum könne kein notwendiges Anknüpfen gefordert werden, kein Fortschritt oder Rückschritt. Im gleichen Sinne äußert sich K. O. Conrady[264]. Der Toposgedanke führt ihn dazu, gerade

[262] Eine Ausgabe der Gedichte von Stigel, a. a. O., die einst Prasch gehörte und seinen Besitzereintrag zeigt, liegt in der Kreisbibliothek Regensburg. Prasch hat viele Stellen unterstrichen, vor allem solche religiösen Inhalts. Manche von ihnen klingen in seinem Werk wieder an.

[263] A. a. O., S. 314.

[264] A. a. O., S. 424—431.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0095-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

bei der Betrachtung der Schäferpoesie auf Grund der Gebundenheit an die Tradition gegen den Barockbegriff zu polemisieren[265]. Er stützt sich dabei hauptsächlich auf die Bedenken von E. R. Curtius gegen die Barockforschung[266], der wegen der Ähnlichkeit der im 17. Jahrhundert auftretenden Vorliebe für die artistische Verwendung rhetorischer Sprachmittel mit Erscheinungen im Hellenismus, der Kaiserzeit und dem Mittelalter einen übergeordneten Begriff „Manierismus" vorschlägt. Gegenüber diesen Anschauungen ist nun doch mit Entschiedenheit festzustellen, daß sich in der neulateinischen Lyrik gegen Ende des 16. und verstärkt im 17. Jahrhundert, unter Beibehaltung von Thematik und Sprachmitteln, ein Stil herausbildet, der unverwechselbare Eigenzüge trägt und von dem Geist getragen wird, den wir „barock" zu nennen uns angewöhnt haben. Die Gegenüberstellung einer Ecloge von Camerarius oder Lotichius und einer von Prasch mag das erläutern. Greifen wir zwei themengleiche Gedichte heraus. Camerarius, Ecloga X.: Pan wirbt vergeblich um eine Oreade und stillt seinen Kummer im Lied[267]. Diese Ecloge ist also abhängig von Theokrits Cyclop (Id. XI), ebenso wie Praschens VII. Ecloge, die sich überhaupt als eine freie Nachdichtung des Theokritgedichtes gibt. (Natürlich spielt bei beiden auch die II. Ecloge von Vergil herein!) Er linderte seinen Schmerz im Gesang heißt bei Camerarius:

Sic Pan carminibus curas lenire diunas consuerat.

Bei Prasch:

Talibus infelix horrendum pascit amorem.

Die unglücklichen Liebenden schicken sich an zu singen und die Natur gibt den Widerhall:

Camerarius: Exagitata fuga silvas mugitibus implet.
Maenaliam subter tandem projectus in umbra
Silvestri querulam meditatus arundine Musam
Haec memorat pinum. Respondet garrula finem
Valle propinqua, ipsum deridens carminis Echo.

Prasch: . . . hic denique sistit anhelus,
Altior hanc operit contracto corpore molem.
Tunc gemitu immani, solidam quo transigit horam,
Et voce et mistis flammis quoque fassus amorem,
(Quippe iecur totum prope iam conceperat ignes)
Arboreumque pedum genua inter inertia ponit,
Despiciensque mare, os ingens in carmina laxat.

[265] A. a. O., S. 443: „Daß man so dichtet und dabei — und nicht nur innerhalb der Schäferdichtung — bis zu den bizarrsten, verspieltesten, rein artistischen Sprachformen sich vorwagt, ist nur aus dem Zusammenhang zu begreifen. Mit irgendwelchen „barocken" Empfindungen und Gefühlen hat das nicht das geringste zu tun."
[266] A. a. O., S. 277 ff.
[267] A. a. O., S. 42 ff.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0096-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Omnis eo cantante fugit circum ales, et ipsae
In diversa procul se condunt aequora phocae.
Barba tremit juveni, qua jam frondescere mentum
Coeperat: appulsasque refundunt sidera voces.

Der Anfang des Liedes:

Camerarius: O me nympha mihi dilectior, o mihi dulci
Luce prior. Quae res tibi me saevissima reddit
Invisum, nostros qui casus turbat amores.

Prasch: O Galatea, silex in mollibus aspera lymphis!
Namque aliud de te quid jam mihi dicere restat,
Postquam blanda rapax tot carmina perdidit Eurus?

Die Beispiele zeigen bei Prasch deutlich das Bestreben um Affekt und gehobenen Stil.

Es ist also durchaus eine Stilentwicklung, ja ein Stilumschlag vom 16. zum 17. Jahrhundert festzustellen. Georg Ellinger verknüpft ihn mit dem Auftreten von Schede Melissus[268]. Bei dem setzt die Rhetorisierung und Zuspitzung des Stiles ein, der sich auf die Dauer kein Neulateiner entziehen kann. Von Melissus abhängig sind bereits die Holländer des beginnenden 17. Jahrhunderts. Bei Daniel Heinsius findet sich schon eine Ecloge, in der sich der Eclogenstil von Prasch ankündigt[269]. Die Eclogen von Balde entfernen sich noch weiter vom 16. Jahrhundert als die von Prasch. Der Einfluß von Heinsius und Balde auf sie ist sicher, größer aber noch der von Vergil und zwar nicht nur der seiner Eclogen, sondern verstärkt der seiner Aeneis. Stellen wie dieser Natureingang: „Extulerat roseos Ida jam Lucifer ignes", oder: „Pallida nunc verso labuntur sidera curru / Incipiunt procul montes ignescere, Bacchi / Deliciae monte . . .", oder eine Wendung wie: „Sic factum. Sed jam, puer, hunc mihi dirige mentem" klingen deutlich an die Aeneis an. Die angeführten Stellen können beispielhaft für das ganze Werk stehen. Schon die Vorrede zeigte, daß Prasch die Hirtendichtung von Vergil durch die Brille der Aeneis gesehen hat. So ist es kein Wunder, wenn der pathetische al-fresco-Stil des Epos von Prasch auf die intime Bucolic übertragen wird. Dadurch bringt er sprachlich einen neuen, ungewohnten Ton herein, den er benötigt, da er auch inhaltlich neue Wege beschreitet. Die angezogene VII. Ecloge endet nicht wie bei Theokrit (XI), Vergil (II), Camerarius (X) in gelöster Resignation mit dem Trost, es werde sich eine neue Liebe finden. Prasch gibt dem Thema eine überraschende Wendung. Der verschmähte Cyclop besänftigt sich nicht, sondern sich immer maßloser in seinen Schmerz hineinsteigernd gibt er sich schließlich in seinem Zorn den grausamsten und blutdürstigsten Rachegedanken hin.

[268] Ebenso Langen, a. a. O., Sp. 1107 f.
[269] A. a. O., S. 59: „Thyrsis, Ecloga Bucolica in obitum Scaligeris."

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0097-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Die Sprache spart entsprechend nicht mit Ausdrücken des Affektes. Eine kurze moralische Betrachtung und Verurteilung der sinnlichen Leidenschaft beschließt die Ecloge. Die hier vollzogene Moralisierung und Verernstung eines spielerischen Themas ist der ästhetischen Wirkung des Gedichtes nicht sonderlich zuträglich, jedenfalls aber sehr aufschlußreich als Ausdruck der Barockisierung eines alten Gedankens.

Von den übrigen weltlich Eclogen beansprucht nur noch die VIII. unsere Aufmerksamkeit. Das Thema führt über den engen Bereich des Hirtenlebens hinaus. Es wird eine Weinlese geschildert vom Auszug der Winzer am frühen Morgen bis zum Abend, da die Ernte in ein Fest mit Tanz und Musik übergeht. Das geschieht nicht in einem fernen Arkadien, sondern in der heimischen Landschaft. (Bei Regensburg wurde damals ja noch Wein gebaut). Wenn der Vorgang des Kelterns beschrieben wird, wenn der Dudelsack erklingt („utres inflare canores") und die Winzer Reigentänze aufführen, dann ist das so anschauungsgesättigt, daß wir auch hier wieder erkennen, wie aufmerksam Prasch das Volksleben zu beobachten wußte. Der Zusammenhang dieser Partien mit den Choreen des „Poematum libellus" ist nicht zu übersehen.

Den wichtigsten und geschlossensten Teil des Werkes bilden die religiösen Eclogen I—IV. Die vierte spielt in Zitaten auf die drei vorhergehenden an und rundet damit die erste Hälfte des Bändchens als zusammengehörige Einheit ab. Wie schon oben angedeutet, tritt bei Prasch von nun an das religiöse Thema in den Mittelpunkt des Interesses. Privates Erleben, Stadtbürgertum, Freundschaft verlieren als Thema ihre Anziehungskraft. Das ist gerade bei der Eclogendichtung sehr auffällig, die im 16. Jahrhundert das bevorzugte Gefäß für solche Inhalte war. Ja auch alles Individuelle wird abgestreift und nur noch die jeden Menschen in gleicher Weise angehenden religiösen Wahrheiten werden im 1. Teil abgehandelt, im 2. Teil die Liebe. Damit ist die Gefahr der Esoterik und Unverständlichkeit gebannt, die für die Bukoliker des 16. Jahrhunderts durchaus bestand. So mußte Eobanus Hessus jeder Ecloge ein Argumentum mitgeben, um überhaupt ihren Sinn verständlich zu machen. In diesem Punkt hat Prasch zweifelsohne von Balde gelernt, dessen fünf Eclogen[270] ganz allgemein religiöse Preisgedichte sind. Die religiöse Allegorik wird von Balde auf die ländliche Empfindungsweise stilisiert und aus den ländlichen Gewohnheiten der Hirten entwickelt, trotz der hymnischen Steigerung. Damit vereinigen sich bei ihm die beiden getrennten Stränge der neulateinischen Hirtendichtung wieder. Der eine, der allegorische, ging von Petrarca aus, der andere, realistische, von Baptista Mantuanus. Prasch führt die Linie Baldes weiter.

[270] A. a. O., „Silvae Lyricae", liber II.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0098-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Die erste Ecloge ist am problematischsten, aber genuin barock im Thema:

Tempore quo fari pecudes humana solebant / . . . illo
Tempore fertur ovis, matutino ebria rore,
In coelum haec jactasse sacra sub rube Sionis

Das Lamm, es steht nach der Bibel gleichnishaft für die menschliche Seele, singt einen Lobgesang und rühmt sich in der Hut des besten aller Hirten, nämlich Gottes, zu stehen und so vor den Nachstellungen der Wölfe, des Satans und der Sünde, sicher zu sein. So gesucht die Allegorie, nüchtern erzählt, erscheinen mag, so ist doch der Gesamteindruck des Gedichtes ein anderer, da jeder Gedanke in Bild und Anschauung umgesetzt wird:

Tunc quoque raptores rabidos, tunc alta paludum,
Tunc animo paveam discrimina caetera tantum.
Nam, quocunque feror, magni Pastoris in umbra
Atque oculis moveo gressum, aut immota quiesco.
Et me dulce pedum, et virgae sonus erigit ipse:
Arma, quibus regimen tutelaque nostra valescit.

Jede Kleinigkeit ist allegorisch zu verstehen, gleichwohl wird das einmal gewählte Bild nicht mit anderen Metaphern vermischt. Das ist die Technik der emblematischen Dichtung. Man könnte sich die Verse durchaus als Unterschrift unter ein Gemälde vorstellen. Die Dichtung von Prasch berührt sich bereits mit Geist und Art der Nürnberger Schule.

Die folgenden Eclogen halten sich wieder streng an die bukolische Praxis, wettsingende Hirten einzuführen. Die nächste ist gleich die bemerkenswerteste. Zwei Hirten, die auch in der Geburtsnacht zum Stall von Bethlehem gekommen waren, erzählen abwechselnd in je drei Versen, was sie damals gesehen und gefühlt. Den Rahmen gibt die Vorbereitung und Entscheidung eines musischen Agons. Es ist nicht ganz richtig zu sagen, die Hirten erzählten ihre Erlebnisse, tritt doch das epische Moment ganz hinter dem rühmenden Preisen zurück. In immer neuen Wendungen suchen die einfachen Hirten das Wunder, das sie erschauten, zu fassen. Dabei mischt sich Anschauung, innere Anteilnahme und Anbetung zu einem gefühlsstarken, hymnischen Tonfall. Der Fluß der Hexameter wird durch das Abwechseln der Singenden unterbrochen. Je drei Verse schließen sich syntaktisch zusammen und kreisen um einen Vorstellungsinhalt, wodurch sich, wenn auch der Reim fehlt, eine Annäherung an die Strophengliederung ergibt. Man wird einwenden, daß doch bereits bei Theokrit und Vergil hexametrische Strophen verwendet werden und daß die Ecloge überhaupt eine zur Lyrik offene Mischgattung darstellt. Das ist zuzugeben, doch hat das 17. Jahrhundert die der Gattung innewohnende Tendenz verstärkt. Am folgerichtigsten ist Balde vorgegangen. Die Wettgesänge

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0099-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

seiner III. und V. Ecloge hat er auch formal in lyrische Strophen gefaßt. Prasch, wenn auch seine Hirtengedichte später geschrieben sind, gibt sich in der Form konservativer als Balde und bricht die Struktur nicht direkt auf. Im Geist aber ist er der gelehrige Schüler Baldes. Fehlte nicht die Reflexion, seine zweite Ecloge könnte als lateinische Fassung eines geistlichen Liedes gelten. Man könnte vergleichsweise an die Liedstrophen der „Eclogen" in Spees Trutznachtigall denken. Als Beleg seien hier Verse aus der lateinischen Ecloge mit solchen aus einem Weihnachtslied des deutschen „Geistlichen Blumenstraußes", 1685, zusammengestellt.

Parce, meum sidus, lacrymis. en, aspice, flores.
Hinc tibi luteoli crispant praesepia flores:
Inde beata novo foenilia gramine rident.

At te, magne puer, stabuli sub paupere culmo
Ecce genu posito simul Arcas adorat asellus,
Et fovet aspirans alterno bucula fumo.

Alle dürre Gräslein grünen
Unter dir / du holdes Kind.
Seinen Schöpfer zu bedienen
Kniet der Esel und das Rind.
Mit was Ehre dich zu zieren
Wird dann Menschen wol gebühren?

Über dem ganzen lateinischen Gedicht liegt aber der Schimmer einer sanften Sinnlichkeit, weil die idyllische Natur in gegenständlicher Dichte und mit wahrer Gefühlsbeteiligung dargestellt wird. Das Thema Natur verwebt sich unlösbar mit dem religiösem Thema. Die ganze Welt von den Gestirnen bis zu den Tieren ist berührt von dem Wunder, das in dieser Nacht geschehen ist und blüht auf, als ob kein Bruch in ihr wäre: Die Natur kehrt durch die Erlösung in den Zustand der Unschuld zurück: „Erit infra sidera coelum, / Et Paradisiacum toto decus orbe virescit."

Wenn wir wieder Vergleichbares in der zeitgenössischen deutschen Dichtung suchen wollen, drängt sich der Gedanke an die religiöse Dichtung der Nürnberger, vor allem an die von Klay, auf. Sein Weihnachtsoratorium oder das von Cysarz abgedruckte[271] „Weihnachts-Lied" teilen das Mitschwingen der Natur mit dem Heilsgeschehen und dessen völliges Eingehen in die Idyllik. Das Trennende ist, daß bei Klay die ästhetische Artistik des Spiels mit der Natur und letztlich mit dem Heiligen die Gefahr mit sich bringt, daß das Religiöse zur bloßen Sprachgebärde entwertet wird. Prasch dagegen ist, trotz barocker Sinnlichkeit, ernster, maßvoller und auch theologischer. In diese Richtung wird ihn seine kommende Entwicklung weiterführen.

[271] A. a. O., 2. Bd., S. 105—115.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0100-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Die vierte Ecloge läßt zwei Hirten in der Gegenwart auftreten und sie von den beunruhigenden Kriegszeiten erzählen, die alle Guten erschreckten, und ihr Vertrauen auf den christlichen Kaiser begründen, der den göttlichen Frieden der Welt erhalten wird. Die geistige Beziehung zum zweiten Gedicht ist klar. In der dazwischenliegenden Ecloge besingen Hirten das Leben des göttlichen Daphnis für die Welt. Auch hier wieder ist Prasch Balde verpflichtet, denn der verwendet konsequent die antike Mythologie im christlichen Sinn. Vor allem deutet er das von Wundern begleitete Leben des vergilischen und theokritischen Daphnis und seinen Tod auf Christus um. Dichterisch besonders geglückt ist Prasch der Natureingang mit der Schilderung von Winterlandschaft und Winterstimmung, wobei er Ansätze in der ersten Ecloge von Balde ausbaut.

Die vier Gedichte folgen sinnvoll aufeinander: Der Christ steht in der Hut Gottes (I), denn der ist für ihn in die Welt gekommen (II) und hat sein Leben geopfert (III). Der von Gott in die Welt gebrachte Friede soll sich in dieser verwirklichen (IV). Der Zyklusgedanke beginnt sich durchzusetzen. Außerdem ist nun ganz die Höhe des Zeitstiles erreicht, der Stil Baldes und der Nürnberger. Der Weg zur deutschen geistlichen Lieddichtung ist geebnet.

3. Christi Jesu aurei apologi versibus inclusi, 1674

Der dritte lateinische Gedichtband von Prasch[272] bringt den krönenden Abschluß der aufgezeigten Entwicklungslinien.

Er umfaßt 20 hexametrische Paraphrasen bekannter biblischer Gleichnisse und Gleichniserzählungen aus dem Matthäus-, Lukas- und Marcusevangelium. Da ja die biblischen Parabeln immer um die gleichen Gedanken kreisen, ist der Band naturgemäß von großer thematischer Geschlossenheit. Noch ist er kein strenger Zyklus. Von Gedicht zu Gedicht besteht kein weiterer Zusammenhang als der durch das Thema gegebene. Es bestände durchaus die Möglichkeit, die Anordnung der Glieder zu vertauschen. Die funktionelle Bindung fehlt, die den strengen Zyklus kennzeichnet. Das Ganze ist eher als freie Variationenfolge anzusprechen, die große Ähnlichkeit mit der musikalischen Variationentechnik der Zeit aufweist, die ein Thema figurativ abwandelt, ohne den Gehalt anzutasten. Jedenfalls aber ist dem Einzelgedicht durch die Häufung seine Selbständigkeit genommen, sind alle Teile in barocker Weise einem einzigen Prinzip untergeordnet. Gleich geschlossen zeigt sich die Sammlung auch in Wortschatz und Stil. Dadurch erreicht der Dichter große Eindringlichkeit und Überzeugungskraft, was ganz in seiner Absicht liegt. Es ist nämlich nicht

[272] WK 3.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0101-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

sein Ziel, epische Kunst zu liefern, sondern den Gehalt der Gleichnisse durch sinnliche Verlebendigung des Details dem Leser klarer werden zu lassen, ja ihn über den Weg der Sinne unmittelbar zu packen und zur Erkenntnis des Wahrheitsgehaltes zu zwingen, zugleich dem Thema den gehörigen Nachdruck und die ihm gebührende Würde zu verleihen. Der Band bietet ein reines Beispiel barocker Affektkunst. Der Dichter verwirklicht seine Absicht durch womöglich noch engeren Anschluß an den pathetischen al-fresco-Stil der Aeneis, was eine Stelle aus der ersten Parabel, „Sapiens et insipiens aedificator" (Matth. 7, 24—27), die einen Sturm malt, belegen möge:

Praecipitabat opacus aquis ingentibus aether
Cum surdo strepitu: stabat de pulvere coenum.
Differi rivi, atque tumescere protinus amnes
Infreni, cautemque sonoro tundere fluctu:
Fluctu a diversis sub Plejade fontibus orto.
Et conjurati in saevissima praelia, vastis
Incubuere Noti subvertere viribus Arcem.

Episch-vergilischer Einfluß zeigt sich auch darin, daß Vergleiche eingefügt werden, die vom Bibeltext her nicht gefordert wären. Sonst aber bleibt die dichterische Umsetzung ganz nahe am Schriftwort[273]. Es sind weder Verkürzungen noch freie Zusätze gewagt und die Arbeit besteht nur in der Erweiterung und Aufschwellung des im Wort bereits Angelegten. (Dazu gehören auch die Vergleiche, sie sind ja nicht selbständig, sondern lediglich Verdeutlichung). Als Beispiele für die Paraphrasierungstechnik eine Stelle aus: Der barmherzige Samariter (Luc. 10, 30 ff.):

OFFICIOSUS SAMARITANUS.

A Solymis Judæus homo degressus ad urbem
Palmiferam, suaves ubi mercaretur odores;
(Obvia nam roseis sudantur balsama campis)
Exiguo in saltu, sparsa qui fronde tegebat
Insidias, subitis prædonum cassibus hæsit.
Hæsit, avis ritu, infelix, aut more cicadæ,
Cui quondam per rura puer genitalia ludens.
Texuit arte dolos, culmoque et vimine junci.
Nodis quinetiam clavarum aut ense recurvo
Membra ac præsertim faciem contusus, ut ipse
Haudquaquam genitor potuisset noscere visu,
Nudus inopsque via jacuit pro corpore casso.
Forte ferebat iter sacrorum præses eodem
Tramite: seminecisque viri cum cerneret ora,
Cumque mali caussam, funus cum mente videret,
Et cruor ad sese magno clamore vocaret:
Impia concipiens animo fastidia transit.

[273] Zugrundegelegt ist der griechische Text, wie aus Wortspielen sehr deutlich hervorgeht.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0102-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Nec minus ex sacra quidam perlatus eodem
Gente Levitarum, postquam respexit ad illud
Corpus et offendit, cui jam magis ac magis atra
Ingruit umbra necis: vultumque removit, itemque
Præteriens, scelerata ducis vestigia pressit.
Tandem civis adest ignotus ab urbe Sebaste,
Moribus ille quidem discors, invisus Hebrao.
etc.

Der paraphrasierte Bibeltext lautet: „Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho und fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus und schlugen ihn und gingen davon und ließen ihn halbtot liegen. Es begab sich aber von ungefähr, daß ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und da er ihn sah, ging er vorüber. Desgleichen auch ein Levit; da er kam zu der Stätte und sah ihn, ging er vorüber. Ein Samariter aber reiste und kam dahin; und da er ihn sah, jammerte ihn sein." Der Vergleich zeigt klar, daß buchstäblich jedes Wort durch malerische Umschreibung — eine Errungenschaft der Nürnberger! — sinnlich verdeutlicht wird. Die Umschreibung ist aber kein ästhetisches Mittel, ihr Ende nicht zweckfreie Artistik. Vielmehr wird sie ganz in den Dienst der Schriftauslegung gestellt.

Zum Beweis für die Richtigkeit der hier vorgetragenen Deutung von des Dichters wahrer Absicht, ziehen wir am besten theoretische Äußerungen von Prasch selbst an. 1685 ließ er als Einzeldruck eine lateinische Versparaphrase des 47. Psalmes erscheinen[274], der er Erläuterungen beigab. Es liegen allerdings zwischen dem hier besprochenen Band und dem Erscheinen des Psalmes über zehn Jahre, in die der Übergang von der lateinischen zur deutschen Dichtung und die grundsätzliche theoretische Besinnung fallen. Jedoch ist die angewendete Technik der Versifizierung und der Stil in beiden Fällen so ähnlich, daß man schon für das frühere Werk im Keim die gleiche theoretische Einstellung annehmen darf.

Prasch polemisiert in diesen Anmerkungen gegen die Psalmendichtung von Buchananus[275], die recht frei mit dem Bibeltext umgeht und willkürliche Erweiterungen und Streichungen vornimmt. Wendet Prasch rhetorische Figuren an, so bemerkt er ausdrücklich dazu, das tue er, um den Affekt auszudrücken. „Nos praeter alacritatem metri, verbis et figuris, utcumque potuimus, affectum . . . expressimus." Ebenso arbeitet Prasch auch bei den Parabeln mit rhetorischen Mitteln den jeweiligen Affekt heraus. Man kann es als Parallelerscheinung werten, wenn Heinrich Schütz bei der Vertonung und Ausdeutung des Schriftwortes auf den kirchlichen Tonfall des Chorals verzichtet und

[274] WK 5.
[275] A. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0103-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

dafür die in Italien neu erfundene Monodie, die die Musik zur Sprache der Gefühle, der Affekte macht, auch für den Motettenstil einsetzt[275a].

Es ist klar, daß bei diesem Verfahren idyllische Züge, die in den Eclogen noch zu beobachten sind, Naivität, schlichte Frömmigkeit usw., nicht zu erwarten sind. Allen Parabeln ist ein prunkvoll-pathetisches Gewand übergeworfen, jeder Zug ist überformt und zur Gleichnishaftigkeit stilisiert. Kein Stück lehrt dies deutlicher als die Parabel vom verlorenen Sohn (Nr. 5). Denkt man zurück, welche intimen und schlicht menschlichen Züge das 16. Jahrhundert dem geliebten Thema abgewann, so wird der gewonnene Abstand greifbar.

Die Heimkehr des verlorenen Sohnes:

Obstipuit visu simul ac pietate paterna
Advena, et in Terram lunato poplite praeceps,
Sic orat: Pater (haec quando spes araque restat
Sola mihi), divine pater, succure jacenti.
Mille reus scelerum teneor tibi sideribusque:
Nec me jam nati cognomine dignor honesto.
Sed pater abjectum et lacrymarum in gurgite nantem
Restituit, mulcens dictis, famulosque vocavit.

Man kann vielleicht Bedenken tragen, ob es angängig sei, so mit dem Wort der heiligen Schrift zu verfahren. Jedenfalls hat Prasch im Rahmen der barocken Möglichkeiten seine Aufgabe mit Meisterschaft gelöst. Die Diktion ist glänzend, der Stil ebenso einheitlich wie eindringlich. Auf diese Weise ist ein, wenigstens für seine Zeit, vorbildliches Werk entstanden. Die gewonnenen Erfahrungen hat Prasch zum Teil selbst für die „Astrea", den nächsten und bereits deutschen Gedichtband, verwertet. In ihr spielen die Parabeln und Gleichnisreden eine große Rolle. Was den angedeuteten Einwand betrifft, muß man sich vor Augen halten, daß noch die humanistische Auffassung von der Sprache[276] gültig war, nach der eine Sprache nur eine copia verborum ist, mit der man frei schalten kann, um einen von der Sprache ablösbaren Gehalt nach Belieben darzubieten.

Wir nehmen hier von der lateinischen Lyrik von Prasch Abschied. Was er in den folgenden Jahren geschrieben hat, könnte das gewonnene Bild nicht mehr wesentlich bereichern. Die Epigramme des „Canis Symbolicus"[277] bewegen sich in der Art der Nürnberger emblematischen Dichtung. Ein Blick auf die Gelegenheitspoesie für die Leichenpredigten bestätigt nur die gewonnenen Einsichten. In den frühen Stücken herrscht der humanistische Ruhmgedanke vor[278], später wird

[275a] Schütz, a. a. O., 11. Bd.: Symphoniae Sacrae III, 1650: „Es ging ein Säman aus zu säen seinen Samen"., S. 3—24.
[276] Hankamer, Die Sprache, a. a. O.
[277] WK 7.
[278] Kreisbibliothek Regensburg, Rat. Civ. 402/72.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0104-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

das religiöse Thema dominierend[279] und der Vergilianismus prägt schließlich auch hier den Stil[280].

Prasch hat den nach tastenden Anfängen errungenen und meisterlich beherrschten barocken Ausdrucksstil auch in den folgenden Jahren in der lateinischen Dichtung weitergepflegt.

Es bleibt nur noch übrig, einige Vermutungen daran zu knüpfen, warum Prasch, als er die lateinische Dichtung souverän beherrschte, sich plötzlich der deutschen Poesie bevorzugt zuwandte und die lateinische nur noch nebenbei pflegte. Vielleicht hat er gespürt, daß die der lateinischen Dichtung von den Humanisten her anhaftende Esoterik seinen Bestrebungen, auch mit der Poesie auf die Mitmenschen religiös und moralisch einzuwirken, Grenzen setzte. Möglich auch, daß die in seiner Vaterstadt Regensburg in den siebziger Jahren aufblühende deutsche Dichtung auch ihn zum Wettstreit auf diesem Gebiet anspornte. Sicher hat auch sein schon früh erwachtes deutschkundliches Interesse durch das 1663 erschienene „güldene" Buch von J. G. Schottel, die „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache", einen gewaltigen Auftrieb erfahren. Die jetzt einsetzende theoretische Besinnung, der wir das nächste Kapitel widmen, steht unter dem Zeichen der Auseinandersetzung mit Schottels Werk.

B. Die Schriften zur Poetik

Mit Opitz beginnt eine neue Epoche der deutschen Literaturgeschichte. Das ist ein sonderbares historisches Faktum, ist doch Opitzens künstlerische Begabung wesentlich geringer einzuschätzen als seine theoretische. Sein Erfolg läßt sich daraus erklären, daß er im richtigen Augenblick der seit Generationen ziel- und führerlosen Dichtung mit den 1624 erschienenen wenigen Seiten des „Buches von der deutschen Poeterei" (281) den einzig richtigen Weg wies. Durch seinen Rückgriff auf die Poetiken von J. C. Scaliger, Ronsard und Heinsius nämlich ermöglichte er der deutschen Dichtung wieder den Anschluß an die große europäische, zum Barock überleitende Spätrenaissance-Tradition des Neulateinertums und der Nationalliteraturen und stellte so verbindliche Maßstäbe auf. Die Größe seiner theoretischen Reformarbeit zeigt sich darin, daß seine Forderungen durch Klarheit und Strenge die Dichtungsentwicklung auf drei Generationen in eine vorgezeichnete Bahn zwangen und damit der Dichtung seines Jahrhunderts ein einheitliches Gepräge verliehen und trotzdem die Entfaltung aller Möglichkeiten im Rahmen eines festen Systems begünstigten.

[279] Kreisbibliothek Regensburg, Rat. Civ. 402/73; 402/83.
[280] Kreisbibliothek Regensburg, Rat. Civ. 402/71.
[281] A. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0105-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Abzulesen ist der Weg, den die deutsche Dichtung von Opitz aus nahm, an den in großer Zahl im 17. Jahrhundert erscheinenden Regel- und Anweisungspoetiken. Das Erscheinen dieser poetischen Schriften geht meist der dichterischen Produktion voraus oder läuft ihr doch wenigstens parallel.

Jede literarische Strömung schafft sich ihre repräsentative Poetik. Gemeinsam ist allen die Grundkonzeption von Opitz. Den weitreichenden Einfluß von Opitzens Poeterei zeigt die erstaunliche Zahl von elf Auflagen im Laufe des Jahrhunderts. Jede der späteren Poetiken bezieht sich nicht nur auf die unmittelbaren Vorgänger, sondern auch auf Opitz. Nur die Marksteine der Entwicklung der Theorie seien hier genannt: Buchner[282] bringt die abgerissenen und verstreuten Bemerkungen von Opitz in ein System, dem er auch in den einleitenden Kapiteln eine philosophische Grundlage gibt. Durch grundsätzliches Zuendedenken der prosodischen Anschauungen gelangt er zur Einführung der Daktylen, der „Buchnerart", die die erste wesentliche, aber organische Erweiterung der Poetik von Opitz darstellen. Buchner schreibt die maßgebliche Poetik der opitzianischen Dichter. Zesen erweitert das System nach einer anderen Seite[283]. Er stellt alle Möglichkeiten der Strophenarten und Strophenformen zusammen und bricht so die absolute Herrschaft des Alexandriners. Die ungezählten verschiedenen Strophen, gemischt aus langen und kurzen Verszeilen und verschiedenen Metren, sind das geeignete Gefäß für seine schillernd-musikalische Wortkunst.

Schottels Reim- und Sprachkunst[284] wird als offizielle Poetik der Fruchtbringenden Gesellschaft anerkannt und findet entsprechend weiteste Verbreitung. Schottel hat später die „Reim- und Sprachkunst" ganz in die „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache" übernommen, stellt also die Poetik in den weiten Rahmen des allgemeinen Themas Sprache, das im 17. Jahrhundert von größter Wichtigkeit war. Er hat damit eine für das 17. Jahrhundert beispielhafte Synthese gefunden und auch weiteste Kreise der Wissenschaftler für die deutsche Dichtung gewonnen oder interessiert. Auch Prasch empfing die entscheidende Anregung durch Schottel. Harsdörffer legt in seinem Trichter[285] das Schwergewicht auf den Sprachstil, auf Schmuck und Sinnbilder, Gleichnisse und Umschreibungen und legt damit den theoretischen Grund für die überreiche Metaphorik des dichterischen Hochbarock. Bei Morhof[286] wird schon sehr häufig auf die Natürlichkeit der Bestimmungen hingewiesen: Die Aufklärung kündigt sich an.

[282] Borcherdt, a. a. O.
[283] Helicon, a. a. O.
[284] Reimkunst und Haubt Sprache, a. a. O.
[285] Trichter, a. a. O.
[286] Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie, a. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0106-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

In allen Poetiken herrscht der Wille zum Aufbau einer eigenständigen deutschen Dichtung, die, so dachte man am Ende des Jahrhunderts, eine kaum noch zu überbietende Höhenlage erreicht habe. Dadurch ergeben sich auch in einzelnen Punkten Schwergewichtsverlagerungen. Bei Opitz wird das Vorbild der Antike und der europäischen Renaissanceschulen noch übermächtig gesehen und die Übersetzung als unabdingbare Voraussetzung jeder dichterischen Bemühung bezeichnet[287]. Später verliert sich dann das Gefühl der Abhängigkeit vom fremden Vorbild. Die heimischen Autoren werden mehr nud mehr als Vorbild empfohlen.

Treffen wir am Ende des Jahrhunderts auf die theoretischen Schriften von Prasch, so finden wir in ihnen vor Wernicke einen kritischen Geist am Werk, der, trotz aller formelhaften Anerkennung der überragenden Bedeutung der Antike, genau die Punkte erkennt, wo eine Nachahmung wegen des Wesensunterschiedes der Sprachen sinnlos wird und in welchen Stücken der deutschen Poesie ein höherer Wert als der antiken beizumessen sei. Zwei Punkte sind hier vor allem zu nennen: Die Verschiedenheit der Prosodie und der Reim. Diesen beiden Gebieten sind auch die Traktate von Prasch gewidmet.

Prasch muß sich gut in die Poetikenliteratur eingearbeitet haben. Als unmittelbarer Fortsetzer von Schottel weiß er sich diesem am tiefsten verbunden. Es finden sich aber auch deutliche Hinweise auf Opitz, Buchner, Zesen, Harsdörffer und Morhof.

1. Gründliche Anzeige von Fürtrefflichkeit und Verbesserung Teutscher Poesie, 1680

Sie[287a] ist eine Panegyricus auf die ihrer Vollendung zustrebende deutsche Poesie. Einzeluntersuchungen sollen Verbesserung, wo sie noch not ist, herbeiführen helfen. In diesem Sinne handelt es sich um eine Poetik in nuce.

Der Schwerpunkt der Schrift liegt aber auf dem Versuch, eine der deutschen Sprache angemessene Prosodie aufzustellen. In diesem Sinn handelt es sich um einen Traktat über ein Teilgebiet der Poetik.

Typisch für den opitzianischen Geist der Schrift ist, daß sie der Veröffentlichung der deutschsprachigen Dichtung vorausgeht[288]. Prasch schreibt einleitend: „Nachdem ich eine Zeit her / ohne Unterschied / mich der Lateinischen Poesie / nach meiner Wenigkeit / bedienet; habe ich nun solches mässigen / und versuchen wollen / ob ich meines geringfügigen Ortes unserer Teutschen Muttersprache und Poesie in etwas beförderlich seyn möchte; weil ich doch derselben mehr / als der Lateinischen ver-

[287] Poeterei, a. a. O., 8. Kap. S. 49 f.
[287a] WK 35.
[288] Der erste deutsche Gedichtband, die Astrea, WK 22, 1681.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0107-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

pflichtet und verwandt bin. So ist sie auch der Ehre noch wol werth / unerachtet sie bey vielen gar schlecht angesehen; und muß ich frey für mich bekennen / daß ich auf ein Teutsches Gedicht mehr halte / wann das übrige gleich ist / als auf ein Lateinisches." Erst aber will er über die prosodischen Fragen klar sein, bevor er seine Gedichte erscheinen läßt: „Ich habe darum bis anhero verzogen / meine Astrea in den Druck zu geben / weil die Verse noch nicht / solchem Schlusse nach [er meint die Akzentregeln] ausgebrütet und gezeitigt worden."

Zu beachten ist auch die Formulierung: „ob ich meines geringfügigen Ortes unserer Teutschen *Muttersprache und Poesie* in etwas beförderlich seyn möchte." Das ist Geist von Schottels Geist. Dichtung und Sprachwissenschaft werden hier schon als Einheit gesehen!

Soweit das persönliche Anliegen von Prasch. Inhaltlich werden, wie schon bemerkt, zwei Themen behandelt. Da diese ineinander verschlungen sind, ist es angezeigt, zuerst kurz den Gedankengang der Schrift zu skizzieren, bevor sich die Betrachtung einzelnen Punkten zuwenden kann.

Die deutsche Sprache sei für die Poesie von Natur aus geeignet, in allen Deutschen liege ein ursprünglicher Trieb zum Dichten, hätten sie auch niemals etwas von Kunstregeln gehört. Von den alten Zeiten der Kelten bis heute sei die Dichtung gepflegt worden, im Kirchen- und im Kinderlied, bei gelehrt und ungelehrt; ja sogar bei den Frauen zeige sich eine natürliche Begabung. (An dieser Stelle singt Prasch besonders das Lob der „unvergleichen Frau Greiffenberg".) Darum dürfe man annehmen, daß der „Natur-Eigenschafft" nach die deutsche Dichtung „aller anderer Sprachen Dichterey weit übersteiget", sogar die griechische und lateinische Dichtung[289]. Wirklich wertvolle Dichtung könne aber nur bei Naturveranlagung und gleichzeitiger Beherrschung der Kunstregeln entstehen. Auf beiden Stücken beruhe der Primat der deutschen Dichtung. Er versucht seine Behauptung durch einen Streifzug durch die Gebiete der Poetik zu stützen. Zuerst kommt er auf die Reime zu sprechen. Zwar hätten alle Völker die Reime für sich gefunden und sogar den Griechen und Römern, die sie abgelehnt hätten, hätten sie sich, zum Teil „ungerufen", in die Redefiguren (Anaphora, Homöoteleuton) eingeschlichen. Wir Deutsche aber wären durch Beherrschung aller Reimkünste dahin gekommen, „daß wir alles / was nicht füglich und vernünfftig ist / ungereimt heißen." Die Wirkung der Reime wird sodann charakterisiert. Einen besonderen Vorzug der deutschen Reimkunst sieht Prasch in der Möglichkeit, die männlichen und weiblichen Reime zu wechseln und so viele neue

[289] Wie sich Prasch im Vorwort der lateinischen Eclogen, WK 2, auf Grund des Besitzes der christlichen Wahrheit das Recht zur Selbständigkeit gegenüber der Antike zusprach, so ist auch hier, wie wir später zeigen werden, letztlich ein religiöser Gedanke maßgebend.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0108-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Strophenformen zu erfinden[290]. Die italienische Dichtung z. B. sei dagegen formenarm. Daraufhin geht der Verfasser zur Metrik über. Als besonders lieblich empfindet er das strenge Alternieren der Verse und die kunstvolle Regelmäßigkeit der Dactylen[291]. Er schätzt die deutschen Metren höher ein als die rhythmisch komplizierten der Alten, die ihm einesteils zu künstlich sind, andererseits aber wegen der scheinbaren Annäherung an die ungebundene Rede zu formlos, so als ob „mancherley pedes untereinanderlauffen". Solche Äußerungen sind sehr aufschlußreich für die ästhetische Empfindung des Jahrhunderts. Man mag vergleichsweise daran denken, daß man unter den Blumen die am meisten liebte, die gewissermaßen streng geometrisch gebaut sind wie Tulpen und Hyazinthen. — Die Dichtung der anderen europäischen Völker, vor allem die der oft angeführten Italiener, mache es sich zu leicht. Sie beachte fast gar kein Metrum und sei mit dem Silbenzählen zufrieden wie weiland bei uns die Meistersinger, „deren man sich aber ietzo schämet / und zur Kurtzweil bedienet". Andererseits dürfe das gleichförmige Metrum im Deutschen nichts Gezwungenes an sich haben; die Verse müßten „hübsch gelind und ungezwungen daherlauffen / ohne ungewöhnliche harte Versetzung der Wörter", dann wären sie eine „Quelle der allergrößten Anmut": „Also daß ich in Wahrheit (ob ich wol bemelte auslendische Poesien / eine doch vor der anderen / sonst hoch schätze) unsere viel Poetischer / so zu sagen / und die unzweifliche Keyserin ist." Prasch geht dann auf den Ausdruckswert der einzelnen Metren ein. Ein Verstoß gegen das Metrum verletze unser Gemüt. „Dahero wir auf die unvermischte Reinlichkeit der Natur der Metri in allwege fleißig mehr als bis dato geschehen / zu sehen haben"[292]. Und damit lenkt die Darstellung mehr und mehr in die Erörterung spezieller metrischer Fragen ein. Auch der Darstellungsstil ändert sich. Bis hierher werden in lockerer Weise (unsere Zusammenfassung strafft und glättet den Gedankengang) verschiedenste Themen angeschlagen. Es wird auf andere Poetiken verwiesen, wo Weiteres zu finden sei. Meist sind es geläufige Gedankengänge, wenn sie auch aus dem Zusammenhang des üblichen Poetikenschemas[293] gerissen sind. Der Sprachstil war der der „Lobrede"[294].

Nun wird der Stil erörternd, philologisch, zitatenreich. Es ist jetzt

[290] Durch Wechsel männlicher und weiblicher Verse verschiedenste Strophenschemata aufzustellen hatte besonders Zesen gelehrt und geübt.

[291] Das ein Nachklang von Opitz und Buchner.

[292] Das ist ein Hieb gegen Schottel, der es in diesem Punkt nicht sehr genau nahm.

[293] Zesen, Harsdörffer, Schottel führen die gleiche Gliederung durch: Prosodie, Versfüße, Verszeilen, Strophenformen.

[294] Vgl. die zum Teil hymnischen „Lobreden" in Schottels Teutscher Sprachkunst, a. a. O., die später von ihm auch in die Haubt Sprache,. a. a. O., aufgenommen wurden.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0109-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

ein wissenschaftlicher Traktat. Der Gedankengang strafft sich immer mehr bis Seite 19, wo eine streng gegliederte Einzeluntersuchung beginnt. Die Überleitung vom ersten zum zweiten Teil bildet ein Exkurs über die umstrittene Spondeenfrage. Betont beginnt Prasch dann die eigentliche metrische Debatte: „So wisse nun / daß bei uns etliche Sylben gleichlang ausgesprochen werden." Prasch scheidet nun lange und kurze, das heißt betonte und unbetonte Silben, nach dem Vorbild von Schottel. Schottel habe aber durch Zusammenwerfen mit den antiken Quantitäten große Verwirrung gestiftet, überhaupt sei auch in der Praxis die Aporie im Bau von Jamben und Trochäen groß. Sogar die größten Autoritäten unserer Dichtung ließen sich Verstöße gegen die natürliche Wortbetonung zuschulden kommen. Die allgemeine Unsicherheit beruhe auf der mangelnden Kenntnis, wie einsilbige Wörter metrisch zu behandeln seien. Um auf diesem Gebiet für die Zukunft Klarheit zu schaffen, wird eine systematische Untersuchung über die Prosodie einsilbiger deutscher Wörter angestellt. Im Anschluß daran gibt der Verfasser noch einen Überblick über die antiken Metren, die im Deutschen möglich sind, vor allem die Sapphische Strophe wird behandelt[295]. Die Darstellung kehrt in der Schlußpartie wieder zum Stil des ersten Teiles zurück. Noch viele Vorzüge könnten angeführt werden, doch der Reichtum der deutschen Dichtung sei schließlich unerschöpflich.

Die Schrift ist trotz ihres geringen Umfanges (48 Seiten in Duodez) reich an Einzelheiten und sehr aufschlußreich für die poetische Situation der Zeit. Die komplizierte, gemischte Form, die sprunghafte, knappe Darstellung lassen das Werk nicht als geschlossenes Ganzes wirken. Ihre große Bedeutung zieht die Schrift aber gerade aus der differenzierten Form. Sie ist ein vielschichtiges Gebilde geworden, sie greift die verschiedensten gerade aktuellen Probleme auf und gelangt durch Unvoreingenommenheit zu erstaunlichen Ergebnissen. Abschließend kann das Urteil gewagt werden: Ein anregungsreiches Werk einer bedeutenden theoretischen Begabung spätbarocker Haltung. Das nämliche stellten wir auch über den ersten lateinischen Gedichtband fest. Die „Gründliche Anzeige" ist also ein typischer Erstling von

[295] Antike Strophenformen sind ein Lieblingskapitel der Poetiken. Zesen führte sie auch mit ein paar Versuchen wieder in die Dichtungspraxis ein, in der sie aber auch in der folgenden Zeit nur eine geringe Rolle spielen. Allen Versuchen haftet etwas Ängstliches und Gezwungenes an. Ein Beispiel von Prasch aus der Lobsingenden Harffe, WK 23, S. 129:

Nim/ o Daphnis/ was ich zu reichen
Dir versprach bey schattichten Eichen;
Nim ein Lied von Nachtigallzungen/
Aber von jungen.

Die Steifheit wurde durch die Musik, die für die antiken Formen immer verwendet wurde, natürlich gemildert oder aufgehoben.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0110-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Prasch: Vielschichtig und uneinheitlich, aber auch reichhaltig und in die Zukunft weisend. Wie die späteren lateinischen Gedichtbände sich immer einheitlicher gestalten, indem ein Motiv des früheren Bandes zum beherrschenden Thema des nächsten erhoben wird, so führen auch die folgenden theoretischen Schriften alte Gedankengänge fort.

Um dem Werk gerecht zu werden, müssen wir nach der bisherigen Überschau einzelne Querschnitte ziehen.

Die „Gründliche Anzeige" hat schon einmal breite Darstellung gefunden. Bruno Markwardt widmet ihr als einer der bedeutendsten theoretischen Äußerungen des 17. Jahrhunderts in seiner 1937 erschienenen „Geschichte der deutschen Poetik"[296] nicht weniger als sechs Seiten. Da seine Darstellung sich aber auf die Herausstellung einiger weniger Leitlinien und deren Überbetonung und tendenziöse Verzerrung beschränkt, muß hier Kritik geübt und ergänzt werden.

Den größten Nachdruck legt Markwardt auf den Preis der „Fürtrefflichkeit Teutscher Poesie", oder wie er es nennt, „den nationalpolitisch-kulturpatriotischen Leitgedanken". Mit Recht hebt er hervor, daß die Schrift die deutsche Sprache und Dichtung verherrlichen will. Klar ist auch die Tendenz von Prasch, die deutsche Art der Dichtung von der fremdländischen abzugrenzen. Weiter bemerkt Markwardt richtig, daß sich auch stimmungsmäßig ein Abrücken von dem Anders- und Eigengearteten der griechischen und lateinischen Dichter vollziehe. Er schreibt über Prasch referierend: „Denn den ‚Griechen und Lateinern' können wir ihre Sprachschönheiten nur mittelbar zugestehen aus dem Bemühen heraus, sie zu verstehen, so daß wir ihre metrisch-rhythmischen Werte ihnen ‚fast mehr glauben müssen als selbst empfinden'. Was uns dort mehr ‚künstlich' als ‚natürlich' vorkommt, vermag auch unser Schönheitsempfinden nicht so stark zu kränken und zu treffen als Mängel im deutschen Wort- und Versklang"[297]. Leider wird von Markwardt diese richtig erkannte Leitlinie

[296] A. a. O., S. 208—213.

[297] Aber schon Zesen hat die Ansicht unmißverständlich ausgesprochen. Er nennt die Poesie der Griechen eine „Dichterei derer gesetze von menschen mehr wider die natur gekünstelt/ als von der natur gegeben seind", Helicon, a. a. O., 6. Stuffe der Untertreppe. Die Vorstellung von der Naturgemäßheit der deutschen Poesie geht dann als Topos durch die Literatur der Zeit. Selbst Harsdörffer, dessen Trichter, a. a. O., genz vom fabricatio-Gedanken beherrscht ist, nennt im Vorwort zum 1. Teil die „Natur" eine „Meisterin". Ausführlicher schreibt er im Vorwort zum 3. Teil: „Die Kunst ist sonder Behuf der Natur ohnmächtig und kann so wenig ausrichten als ein Ackermann sonder Saamen und Feld." Jedoch fehlt bei ihm die Abwertung der Antike: „Die jenigen so vermeinen/ man müsse die teutsche Poeterey nach dem Lateinischen richten/ sind auf einer gantz irrigen Meinung. Unsre Sprache ist ein Haubtsprache [Schottell]/ und wird nach ihrer Eigenschafft/ und nach keiner andern Lehrsätzen gerichtet werden können. . . Wie aber die Griechische und Lateinische Sprache/ nach vieler hundert Jahren Arbeit zu endlicher Vollkommenheit ge-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0111-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

übersteigert und zeitgemäß umgebogen: „Das Werkschaffen und Werteschaffen aus deutscher Sprache ist mehr als das Individualwerk. Mit prachtvoller Kraft und doch auch mit rührender Liebe wird der *Gemeinschaftswert der deutschen Sprache* [Sperrung von Markwardt] verherrlicht, gerade von diesem Mann, der einleitend zugesteht, daß er sich bislang der ‚Lateinischen Poesie' verschrieben gehabt habe. Mit verstärkter Freudigkeit hat er nun heimgefunden zum deutschen Wort." Wir wollen zugeben, daß Prasch von Schottels Begeisterung für das Deutsche gewissermaßen „erweckt" wurde. Aber der Bruch ist doch nicht so vollkommen, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Prasch hat schon vor 1680 deutsche Gelegenheitsgedichte verfaßt. Der früheste Versuch stammt von 1660. Von den lateinischen Dichtungen nach 1680 wurde bereits gesprochen[298]. Besonders zu erwähnen ist, daß der „Schwanengesang", wir teilten ihn am Ende der Lebensbeschreibung mit, die lateinische Sprache benützt. Hier muß auch auf Praschens „Epistola ad amicum de opusculis suis"[299] hingewiesen werden. In dem Brief mustert der Verfasser alle seine Werke und verwirft eines nach dem anderen. Über die deutschen Dichtungen schreibt er: „Alcestis, Andromeda, Astrea opuscula sunt Germanica, id est obnoxia contemptui." Es ließe sich also auch die Behauptung aufstellen, Prasch habe später dem Deutschen wieder abgeschworen. Aber hören wir unvoreingenommen auf die deutliche Sprache der Tatsachen. So viel ist sicher, daß Prasch sich seit 1680 mit besonderer Vorliebe und großem Eifer der Pflege des Deutschen zugewandt hat. Die Selbstverkleinerung des Briefes an einen Freund läßt sich nach E. R. Curtius[300] als Topos „Affektierte Bescheidenheit" erklären. Andererseits macht dieser Fall hellhörig, ob nicht auch die Abwertung der antiken Literaturen in der „Gründlichen Anzeige" ein gattungsgebundener Topos[300a] der „Lobrede" auf das Deutsche sein könnte. Daß so Widerspruchsvolles nebeneinander auftritt, ist auch auf die barocke

langet/ so ist solche dieser Zeit bey dem Anfang nicht zu verhoffen/ sondern beruhet alles auf genausichtiger Verbesserung." (1. Teil, 2. Stunde.)

Schottel, der Monograph der Teuschen Haubt Sprache, a. a. O., hat den Begriff der Natürlichkeit der deutschen Dichtersprache selbstverständlich in voller Breite. Vgl. die 7. Lobrede.

Bei Morhof löst sich der Begriff „Natürlichkeit" vom Nationalen. So leitet er zur Aufklärung über.

Zusammenfassend: Die Lehre von der nationalen Naturanlage zur Dichtung ist nur ein Seitenzweig der platonischen Enthusiasmos-Lehre, die von J. C. Scaliger, Opitz und Buchner neu belebt worden war. Sie wurde also nicht erst von Prasch verkündet, wie Markwardt es hinstellt.

[298] Vgl. WK 5—7, 10—21.

[299] WK 94.

[300] A. a. O., S. 93—95.

[300a] Über gegensätzliche gattungsgebundene Meinungen bei Harsdörffer handelt Kayser, Die Klangmalerei bei Harsdörffer, a. a. O., S. 176—180.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0112-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

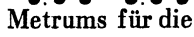
Lust am antithetischen Spiel zurückzuführen. Ferner ist gegen Markwardt, der Praschens Wendung zum Deutschen zu persönlich als Heimkehr eines in die Irre Gegangenen darstellt, einzuwenden, daß der Schritt von der lateinischen zur deutschen Dichtung für einen Barockdichter der natürliche war. Es sei nur an die Entwicklung von Opitz, Fleming und Gryphius erinnert. Man übte sich, schon auf der Schule, in der geschmeidigen fremden Sprache, ehe man in der eigenen Gehversuche machte. Weiter meint Markwardt, Prasch bekunde, trotz der Vorarbeit von Zesen und Schottel, „wärmere gefühlsmäßige Anteilnahme an allen . . . Fragen", die die deutsche Sprache betreffen. Gerade im Preis des Deutschen steht doch Prasch in völliger Übereinstimmung mit der Tradition (vgl. dazu nochmals Anm. 297). Am Beginn seiner Schrift erklärt er ausdrücklich, Schottel habe schon so viel Lobenswertes über die deutsche Sprache gesagt, daß keine weitern Worte mehr darüber zu verlieren seien. Er, Prasch, wolle lediglich auf die Vorzüge der deutschen Dichtung kurz eingehen. Was Markwardt geflissentlich verschweigt, ist, daß die ganze Begeisterung des 17. Jahrhunderts für das Deutsche aus einer religiösen Wurzel hervorging. Für Luther waren die Sprachen die Scheiden, darin die Messer des Geistes stecken. Luthers Bibelübersetzung gab dem protestantischen Deutschland die Gewißheit, die deutsche Sprache müsse ein auserwähltes Gefäß des heiligen Geistes sein, müsse der Paradiesessprache, die Gott den ersten Menschen gegeben, darum besonders nahe stehen. Alle diese primär theologischen Spekulationen kommen in der Lehre zusammen, das Deutsche sei eine „Haubt Sprache". Wir brauchen hier nicht weiter auf diesen Punkt einzugehen, denn Prasch selbst wird uns noch mehrfach daran erinnern.

Noch ein Beispiel dafür, wie gewissenlos in der Darstellung von Markwardt ein barocker Gedanke im modernen Sinne ausgelegt wird. Markwardt schreibt: „Geradezu als eine ‚Mutter der allerempfindlichsten Lust-, Gemüths- und Seelenregung' wird die klanglich-rhythmische Sauberkeit bezeichnet. Und zwar nicht bloße Teilkräfte der Seele treten in Funktion, sondern ‚unser gantzes Gemüth', unser deutsches Gemüt als Träger eines unmittelbaren Erlebens und Erfassens sprachlicher Schönheit in der Muttersprache." Gemüt bedeutet im 17. Jahrhundert, wie Markwardt ursprünglich auch angibt, das Innere des Menschen überhaupt im Unterschied zum Leib, also die Gesamtheit der seelischen Kräfte und Sinnesregungen. Erst in jüngster Zeit wird es zum Sitz der inneren Empfindung[301]. Das bei Markwardt unmittelbar folgende „unser deutsches Gemüt" setzt in raffinierter Vertauschung einen gefühlsgeladenen modernen Begriff dafür ein. Und nachdem der barocke Gedanke, es ist zu befürchten bewußt, verwischt

[301] Grimm, Deutsches Wörterbuch, a. a. O., IV, 1, 2, Sp. 3293—3328.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0113-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

ist, können andere zweideutige Begriffe, wie „unmittelbares Erleben", passieren. Es könnten der leidigen Phrasen noch viele angeführt werden. Wenden wir uns lieber der Betrachtung einer anderen Leitlinie der Schrift zu!

Dabei müssen wir von der gleichen Stelle über das Gemüt ausgehen. Erst aber soll sie im originalen Wortlaut zitiert werden: „Damit wir aber wiederum zu der Reinlichkeit des metri kommen / . . . so ist fürwahr dieselbe bey uns eine Mutter der allerempfindlichsten Lust / Gemüths- und Seelenvergnügung. Wie die Verse steigen / oder fallen / in den Jambis und Trochäis (am mercklichsten aber beschihet es in den Dactylis) so beweget sich gleichsam unser gantzes Gemüth / und muß folgen / als mit Ketten und Zaubersprüchen gezogen . . . Fehlet es aber bei uns an der Reinlichkeit des metri im geringsten / so stosset gleichsam unser Gemüth an / und wird verletzet. Dahero bey uns / die wir so vielerley Arten der Gedichte / und solchemnach die Wahl haben / in Verfertigung Jambischer / oder Trocheischer / und zumal Dactylischer Verse / wie auch der kurzen und der langen / oder gemischten / gute Behutsamkeit gebrauchen / und zusehen sollen / was die Sache erfordere; . . . Mir zweifelt nicht / die Trocheische fallende Verse schicken sich wol zu traurigen / niedrigen / gelinden / schmeichelhafften / tröstlichen; die Jambische aufhüpfende aber zu lustigen / hohen / eyferigen / mühsamen Sachen / zu Aufmunterung / Lob und Dank. . . . Jedoch will ich keinen Zwang daraus gemacht / sondern eines jedem vernünfftigen gutbefinden überlassen haben . . . Allein ist dabey nur dieses zu beobachten / daß man nichts ohne Ursach thue / nicht eine solche Art erwehle / die uns etwa sonst gefällig / oder ohngefehr aufstosset / und mit der Sache keine Verwandtschafft hat; welches dann auf ein gezwungenes Wesen oder eiteles Geschwätz auslauffet." Schon bei Zesen und den Nürnbergern finden sich Ansätze der Anschauung, die hier sehr klar formuliert wird, daß die gewählte Form dem Inhalt und der Absicht der Dichtung adäquat sein muß, wenn kein „eitles Geschwätz" entstehen soll. Ja eigentlich geht die Lehre vom individuellen Ausdruckswert der Metren im Keime auf August Buchner, den Vater der Dactylen, zurück. In konsequenter Weiterführung des Opitzischen Akzentuierungsgesetzes erkannte er Worte wie „himmlische", „heiliger" als Dactylen mit dem Hauptton auf der ersten und einem Nebenton auf der dritten Silbe: hímmlischè. Die Gleichsetzung mit dem in der Musik der Zeit überaus beliebten pastorellen Drei- oder Sechsachtel-Takt  ergab eine wundervolle Verwendungsmöglichkeit dieses Metrums für die Komposition. Nach dem Urteil von Heinrich Schütz kann „kaum einige andere art deutscher Reime, mit beßerer und anmuthigerer manier in Musik gesetzt werden alß eben diese dactylische"[302]. Besonders

[302] Zitiert nach Borinsky, a. a. O., S. 147.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0114-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

für freudige Finales empfand man die leicht gleitende Versart passend. In den Poetiken von Zesen[303] und Harsdörffer[304], die die Errungenschaften von Buchner propagieren, werden Dactylen und Anapäste bereits normativ, ohne Begründung, für freudige Stimmungen empfohlen. Eine gewisse Abhängigkeit Praschens von dieser Schule zeigt sich in der Hervorhebung der Dactylen. Neu in die Poetikenliteratur bringt er: die Ausdehnung der Lehre auch auf Jambus und Trochäus, auf die verschiedene Länge der Verszeilen und die gemischten Strophen, die Erkenntnis, daß zwar unbedingt eine Verwandtschaft zwischen den Sachen und den gewählten Metren bestehen müsse, aber kein Zwang daraus gemacht werden dürfe, daß sich also keine Rezepte geben ließen, was eine besondere ästhetische Feinfühligkeit des Verfassers voraussetzt. Der entscheidende Beitrag, den Prasch neu in die Gedankenwelt der Poetiken bringt, ist die Lehre, die Metren hätten eine Wirkung auf das Gemüt des Hörers, der er sich nicht entziehen könne. Ist das Metrum unrein behandelt, überträgt sich der unrhythmische Silbenschritt auf unser Gemüt. Es wird verletzt. Denn der Empfänger, unser Gemüt, wird beherrscht vom Sender: „Wie die Verse steigen oder fallen . . . so bewegt sich gleichsam unser gantzes Gemüth / und *muß folgen / als mit Ketten und Zaubersprüchen gezogen.*“ Wir sehen in diesen Worten eine Übertragung der musikalischen Affektenlehre auf die deutsche Dichtung. Diese Behauptung ist sehr leicht dadurch zu beweisen, daß ein Hauptvertreter der musikalischen Affektenlehre, Isaac Vossius, es war, der in der Schrift „De pomatum cantu et viribus rhythmi“, 1673[304a], die gebräuchlichsten Metren der lateinischen Dichtung auf ihre Verwendbarkeit in der Musik prüft und die Gleichsetzung vornimmt. Er gibt dabei den Affektgehalt der einzelnen Metren genau an. Den Dactylus nennt er „pulcher et jucundus“. Vom Jambus sagt er: „Jncessum et percussionem habet insignem et virilem, cum a brevi incipiat et desinat in motum gravem. Est itaque non acer tantum et bellicus, sed et mordax et iracundus.“ Vom Trochaeus: „Jambo oppositus trochaeus, a longa incipiens, et in brevem desinens syllabam. Debilem et muliebrem prorsus pes iste imitatur motum, vehemens in initio, sed cito deficiens. Quapropter lenibus et amatoriis affectibus exprimendis est aptus.“ Von hier also, nicht von der üblichen Poetikenliteratur, konnte Prasch für seine Übertragung auf die deutsche Dichtung ausgehen. Prasch hat auch Vossius gekannt. Im „Discurs von der Natur des Teutschen Reimes“ führt er ihn als Autorität an.

Erstaunlicherweise wurde bisher von der Germanistik noch nicht der Versuch gemacht, den in der Musikwissenschaft wohlbekannten Be-

[303] A. a. O., Mitteltreppe, 1.—4. Stuffe.
[304] A. a. O., 1. Teil, 4. Stunde.
[304a] A. a. O., S. 5 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0115-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

griff „Affektenlehre“ auf seine Verwendbarkeit für die Barockforschung hin zu untersuchen[305]. Dieser Versuch sei hier für die Dichtungstheorie gewagt.

Was ist nun die musikalische Affektenlehre[306]? Sie ist eine ästhetische Theorie, die vom Altertum (Pythagoras, Plato, Aristoteles) bis ins beginnende 19. Jahrhundert Einfluß übt. Erst Schopenhauer entthront sie. Affekt ist eine menschliche Leidenschaft als eine unselbständige Folgeerscheinung einer außerhalb des Menschen liegenden Ursache. Aristoteles nennt ihn „pathos“ und denkt sich ihn durch eine „dynamis“ hervorgerufen. Er faßt ihn als eine mechanische Seelenbewegung, welchen die „dynamis“ mit Naturnotwendigkeit herbeiführt. Diese Anschauung blieb auch im ganzen Mittelalter lebendig, vor allem bei den Musiktheoretikern. Im 17. und 18. Jahrhundert beherrscht die Affektenlehre die ganze Musiktheorie und Praxis. Descartes rationalisierte sie (Passiones animae, 1649): Die „passions“ sind nach ihm Emotionen und Empfindungen der Seele. Die Sinne werden durch Reize affiziert. Die „esprits animaux“, die eine der „dynamis“ des Aristoteles verwandte Kraft ausüben, nehmen die Reize auf und verstärken sie. Als feinste Blutteilchen, die sich flammenschnell zum Gehirn bewegen, gelangen die Lebensgeister vom Gehirn aus in die Nerven und Muskeln, die sie in entsprechende Bewegung versetzen (z. B. beim Tanz). Auf diese Weise wird das Gemüt, ja der ganze Mensch in die gleiche Stimmung versetzt, die vom Sender des Reizes ausgeht. Dabei ist die Erzeugung der Affekte naturnotwendig nach mechanistischer Gesetzmäßigkeit, aber entsprechend der harmonischen göttlichen Weltordnung. Will ich nun durch die Musik im Hörer bestimmte Affekte erwecken, so muß ich diejenige Gangart und Melodieführung (Rhythmus und Melodie sind Träger der Affekte) wählen, die beim Hörer den gewünschten Affekt auslösen. Bei freudiger Bewegung dehnen sich die Lebensgeister aus; in der Musik habe ich darum schnelle Gangart und weitere Intervalle zu wählen. Bei ernsten und traurigen Erregungen ziehen sich die Lebensgeister zusammen; die entsprechende Musik benötigt langsame Gangart und enge Intervalle. Jeder Affekt wurde gedacht als ein Komplex von Einzelempfindungen, die sich zu einem logisch klaren Gesamtaffekt zusammenschließen[307]. Es gab verschiedene Versuche, die Affekte einzuteilen.

[305] Lediglich die Begriffe „Affekt“ oder „affektbetont“ werden gelegentlich zur Stilckarakterisierung benützt.

[306] Musik in Geschichte und Gegenwart, a. a. O., 1. Bd., Sp. 113—121, Artikel „Affektenlehre“ von Walter Serauky. Ich stütze mich auf ihn.

[307] Man kann also mit Handschin, a. a. O., S. 332, die Affektenlehre kurz als die Annahme der Entsprechung musikalischer Ausdrucksweisen und seelischer Grundhaltungen definieren. Sehr verfehlt aber wäre es, mit Marianne Wolfskehl, a. a. O., S. 24, Affekthaftigkeit mit Subjektivität gleichzusetzen. Subjektive Musik z. B. ist nach unserem Sprachgebrauch die romantische Musik der

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0116-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Nach den Stoikern nahm man die vier Grundaffekte Freude und Trauer, Verlangen und Furcht an. Athanasius Kircher S.J., der bedeutendste und vielgelesene Theoretiker der Affektenlehre des 17. Jahrhunderts in Deutschland, der wieder auf Kepler fußt (vgl. Anm. 350), schreibt in seiner „Musurgia universalis", 1650, es gebe nur allgemeine Affekte in der Musik, Freude und Trauer, aber keine solchen, die noch ein Objekt benötigen wie Liebe und Haß. Dieser Einteilung folgt Prasch, wie das lange oben mitgeteilte Stück aus der „Gründlichen Anzeige" lehrt.

Das unbedingte Miterleben der musikalischen Affekte nach der Auffassung der Theorie schildert ein vorzügliches Gedicht von Simon Dach. Man muß sich vorstellen, daß so der Vortrag einer modernen Violinsonate im italienischen stilo rappresentativo, dem seit Monteverdi, dem ersten großen Barockmusiker[308], herrschenden affektgeladenen Opern- und Streichmusikstil, erlebt wurde.

An einen Geiger

Fahr fort, o Künstler, als du thust
Und streich die Geige, deine Lust,
Laß hören alle Liebligkeiten.
Mein Herz im Leibe hüpfft und singt,
So wie dein schneller Bogen springt,
Indem er blitzet auff den Seiten.

Jetzt fährst du längsam und gelind,
Gleich wie ein Schiff mit sanfftem Wind
Herauf kömpt in dem stillen Pregel,
Jetzt führest du geschwindern Zug,
Jetzt einen Adler-schnellen Flug,
Gleichwie ein Ostwind-volles Segel.

Du hast mein Hertz in deiner Macht,
Ich lache wird von dir gelacht,
Und klage hebst du an zu klagen,
Du brauchst zu wunderliche Zier,
Ich wahrlich weis nicht, was ich schier
Soll von den süssen Strichen sagen[309].

individuell-einmaligen Stimmungen und Gefühle. Affektive Musik dagegen bringt einen klar umrissenen Gefühlskomplex in allgemein verbindlicher Weise zum Ausdruck.

Freilich geht der Weg vom in sich selbst gleichbleibenden Affekt über die Nachahmung der Natur allmählich über zur Darstellung der sich im beständigen Fluß wandelnden Gefühle. Für die Musiktheorie hat erst Schopenhauer den Umschwung radikal vollzogen. Er wurde dadurch zum Wegbereiter Richard Wagners. Ähnlich verläuft der Weg in der Dichtungsentwicklung.

[308] Es bezeichnet bereits der späte Orlando di Lasso der Bußpsalmen die Musik als Ausdruck der Affekte. Vgl. Handschin, a. a. O., S. 245. Es wird denn auch neuerdings dieses Werk als Anfang der Barockmusik gewertet: Artikel „Barock" von Fr. Blume in Musik in Geschichte und Gegenwart, a. a. O., 1. Bd.

[309] A. a. O., 4. Bd., Nr. 67., S. 117.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0117-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Die gleichen Grundaffekte der Freude und Trauer, die in den Versen Dachs beschworen werden, schreibt Prasch der Gangart der Metren zu. Die fallende Bewegung des Trochäus, die kein Ziel im Ton anstrebt, sondern sich ständig entspannt und in passiver Haltung verbleibt, verbindet sich für ihn mit dem Grundaffekt der Trauer: „Mir zweifelt nicht / die Trocheische fallende Verse schicken sich wol zu traurigen / niedrigen / gelinden / schmeichelhafften / tröstlichen Sachen." Den Jambus dagegen, der den Schwerpunkt nach vorne wirft, macht die zielstrebige Dynamik zum gegebenen Maß einer aktiven Haltung, des Affektes der Freude: „Die Jambische aufhüpfende [Verse schicken sich wol] zu lustigen / hohen / eyferigen / mühsamen Sachen / zu Aufmunterung / Lob und Dank." Der Dactylus, obwohl ihm Prasch besondere Affektwirkung zuschreibt, wird nicht genauer charakterisiert. Es trete dafür die Beschreibung Zesens ein[310]: „Die rollende Dattel- oder palmenahrt / so ihrer färtigen und hüpfenden springe wegen fast nirgend zu / als zu lustigen liedern und kling-gedichten / darzu sie sich für den andern allen am bästen schikket / wil gebrauchen lassen." Die tanzende, schwebende Bewegung des Dactylus findet auch wirklich gerne in Versen gesteigerter Freude und rascher Bewegung Anwendung.

Noch der alte Goethe hat sich zu einem ähnlichen Ausdruckswert der Metren bekannt. Er setzt sie so, wenn auch in unendlich feinfühligerer Differenzierung, im Faust II ein[311].

Man wird einwenden, Prasch verwende in seiner Theorie das entscheidende Wort Affekt selbst nicht. Es ist zu vermuten, daß er es nur als Fremdwort in den deutschen Schriften vermieden hat[312]. Es taucht dafür in drei lateinischen an betonter Stelle auf. Im Prolog zur Komödie „Amici" von 1663, einem Werk von sprudelnder Lebendigkeit, in dem verschiedenste Charaktere in Gefühlsausbrüche geraten, wird dem Zuschauer gesagt: „Cognoscetis varias indoles, varios affectus". Das Vorwort zu den Eclogen, 1671, preist Vergil als den Meister verschiedenster Affekte. Die einschlägige Stelle wurde oben im Zusammenhang der Besprechung des Bandes zitiert. Am unmißverständlichsten jedoch sind die Anmerkungen zur „Paraphrasis Psalmi XLVII", 1685[313]. Prasch gibt hier nämlich Einzelheiten an. Träger des Affektes ist einmal das Metrum: „Ingens laetitiae affectus exigere videbatur alacre metrum." Wirklich ist in Übereinstimmung mit der deutschen Dichtungspraxis für den Affekt der Freude der Dactylus gewählt. Zum anderen werden auch rhetorische Mittel als Affektvermitt-

[310] A. a. O., Mitteltreppe 1. Stuffe.
[311] Dazu: May, a. a. O.
[312] Über das Fremdwort Affekt und seine Anwendung: Schulz-Basler, a. a. O., 1. Bd., S. 10.
[313] WK 29; 2; 5.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0118-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

ler gewertet: „Nunc im summam rapitur [David!] laetitiam, quam geminatio expedita vocum indicat. Quare et nos [Prasch bei seiner Paraphrase] praeter alacritem metri, verbis et figuris, utcunque potuimus, affectum hunc expressimus."

Soweit die Theorie von Prasch. Für sie dürfte damit bewiesen sein, daß hier wirklich die behauptete Übertragung vorliegt. Es muß noch betont werden, daß Prasch der einzige deutsche Poetiker des 17. Jahrhunderts ist, der in so ausführlicher, klarer und vollständiger Weise eine latente Grundanschauung und unbewußt geübte Praxis seiner Zeit grundsätzlich formuliert, was seiner theoretischen Begabung ein glänzendes Zeugnis ausstellt.

Einen Beweis, daß Prasch sich auch in seiner deutschen Dichtung nach der Affektenlehre gerichtet hat, werden wir bei der Besprechung der Gedichtbände erbringen. Da viele seiner Gedichte vertont erschienen, ist das nicht schwer.

Wir greifen den liegengelassenen Faden wieder auf. Das Metrum ist Träger des Affektes, ein falsches Metrum macht darum die Verse zu einem „eitlen Geschwätz". Das „Gemüth" empfindet dann eben automatisch anders, als es der Sinn der Worte will.

Auch fehlerhafte, in sich uneinige Verse verletzen das mitschwingende Gemüt des Hörers. Darum sieht Prasch so streng auf die „Reinerhaltung des Metri". Er scheut sich nicht, auch an anerkannten Autoritäten Kritik zu üben, wenn ihnen Fehler unterlaufen. Damit kommen wir zu einer weiteren Leitlinie der Schrift, zur kritischen Grundeinstellung. Über die Autoritäten hinweg verläßt sich Prasch auf das eigene gefühlsmäßige Urteil, er stellt seine eigenen Sinne als Richter auf: „Man darf allhier nit auf die position, und andere Regeln / so der Jugend nicht wol eingehen / oder auf auctoritatem sehen / und den Smetium[314] viel fragen / wie man das Wort gebrauchen solle; sondern unser Mund und Ohr ist hie der einige Lehrmeister / den wir stets bey uns haben. Welches Ohr ist so dick / daß es die Lieblichkeit des metri oder Reimmasses nicht empfinden / und sobald vernehmen kan / was Verse sind?" Mit Recht erkennt Markwardt in solchen und ähnlichen Äußerungen Keimzellen einer ästhetischen Urteilsbildung vor Einsetzen der Geschmacksdebatte in Deutschland. Die Problematik des subjektiven Geschmacksurteiles taucht auf. Sogar der Terminus Geschmack, den Harsdörffer als erster im Deutschen gebraucht, findet sich bei Prasch und zwar noch entschiedener als

[314] Der Arzt und Philologe Heinrich Smetius a Leda (1537—1614) verfaßte eine oft aufgelegt und vielbenützte lateinische Prosodie: „Prosodia in novam formam digesta", 1599. Die Erwähnung des Smetius ist hier eigentlich nicht am Platz, da Prasch ja von deutscher Prosodie spricht. Wendet er sich damit gegen die Übertragung lateinischer Regeln auf die deutsche Sprache? Oder war der Smetius einfach sprichwörtlich wie unser Duden?

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0119-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

bei Harsdörffer im metaphorischen Sinn eines ästhetischen Eindrukkes. Prasch betont z. B. die Wichtigkeit des ungezwungenen Dahinfließens des Metrums und verbessert einen fehlerhaften Vers; er fährt fort: „O es ist viel ein anderer Geschmack / wann ein Vers (geschweige dann ein gantzes Gedicht) sich dieser Lehre hält; welches durch geringe Ubung / nach Anweisung der Natur selbst / leicht erhalten wird." Die Problematik des subjektiven Geschmacksurteiles taucht auf, aber es ist doch davor zu warnen, mit Markwardt schon eine Beurteilung nach dem „guten Geschmack" anzunehmen. Diesen Sinn bekommt das Wort erst durch die Bemühungen von Christian Thomasius. Dieser empfahl, sich die Grundsätze d'un bel esprit, d'un homme de bon gout et d'un homme galant nach französischem Muster zum Vorbild zu nehmen[315]. Prasch setzt seine Sinne zum Richter über Geschmacksfragen ein, auch wenn Autoritäten entgegenstehen, weil er sich seiner Sinne sicher ist und auch sicher sein kann: Die Sicherheit gibt ihm die nach der Affektenlehre formulierte Anschauung vom unmittelbaren Mitschwingen des Gemütes. Er kann gar nicht von den Sinnen betrogen werden, denn sie affizieren mechanisch sein Gemüt nach den Eindrücken. Aus dieser Sicherheit heraus übt er dann sein kritisches Amt. Die hier vorgetragene Deutung kann belegt werden: „ . . . Ob es mir schon nicht unbewust / daß es [die eben von ihm verworfene Verwendung von Spondeen] mit Fleiß iezuweilen gesuchet wird; als / wann Opitz aus Heinsio von dem Weingott singet / nach Art der griechischen Lobgesänge:

Nachtleuffer / Hüfftesohn / Hochschreyer / Lüfftenspringer /
Gutgeber / Liebesfreund / Haubtbrecher / Löwenzwinger.

Wann sich die Verse also streuben / streubet sich auch mein Gemüth / und will sie nicht für Verse erkennen." Auch gegen andere hochangesehene Poeten wie Fleming, Zesen, Schottel werden ebenso wohlgezielte wie treffsichere Schläge geführt: „Dann es sind keine Stümpler sondern die Heerführer unserer Poeten / die hin und wieder unbedencklich solchermassen schreiben . . . ".

Die Fehler kämen hauptsächlich von der falschen Betonung der einsilbigen Wörter. Darum schiebt Prasch hier eine wissenschaftliche Erörterung über ihre richtige Betonung ein. Die ganze Unsicherheit in der Prosodie war wegen der Vermischung der akzentuierenden und quantitierenden Messung der Silben entstanden. Es ist das Verdienst von Opitz, die dem Deutschen entsprechende akzentuierende Dichtung zur Herrschaft gebracht zu haben. Er fordert nämlich die völlige

[315] Thomasius, Von der Nachahmung der Frantzosen, a. a. O., S. 85. Dazu auch: Trübners deutsches Wörterbuch, a. a. O., Artikel Geschmack. Der Begriff ist breit behandelt bei Gottsched, a. a. O., S. 114—135: „Vom guten Geschmacke eines Poeten".

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0120-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Übereinstimmung von Wort- und Versakzent[316]: „Nachmals ist auch ein jeder verß entweder ein iambicus oder trochaicus: nicht zwar das wir auff art der griechen unnd lateiner eine gewisse grösse der sylben können in acht nemen; sondern das wir aus den accenten unnd dem thone erkennen, welche sylbe hoch unnd welche niedrig gesetzt soll werden."

Mit der Einführung von zweisilbigen Senkungen (Buchners Dactylen) und des Senkungsausfalles (Zesens gemischte Reimbänder) bildet sich das rein akzentuierende Prinzip völlig aus. Die Linie wird später auch von Morhof weitergeführt[317]. Jedoch hatte Clajus wieder auf die antike Quantitätslehre zurückgegriffen[318]. Lang und kurz der Antike werden nach ihm häufig mit Hebung und Senkung gleichgesetzt. Diese Gleichsetzung zeigt deutlich die oft gebrauchte musikalische Transskribierung der Versmaße. So erklärt Zesen den Jambus so: ◊ II | ◊ II | ◊ II | (= ♪♩|♪♩|♪♩|). Besondere Verwirrung wird noch dadurch gestiftet, daß auch die der deutschen Sprache völlig fremde Positionslänge Auferstehung feiert. Allerdings muß sich die deutsche Metrik die völlige Ausrichtung nach der antiken erst von Gottsched gefallen lassen[319].

Auch Schottel spricht im Anschluß an die antiken Quantitätsregeln von längerer, kürzerer und mittlerer Wortzeit[320]. Harsdörffer folgt ihm, wenn er auch nur lang und kurz unterscheidet[321]. Prasch übernimmt zwar von Schottel die irrige Terminologie (lang, kurz, frey), hält sich aber sonst von den Unstimmigkeiten, die aus der Vermischung von Akzent und Quantität resultieren, frei[322]. Er vertritt rein das Akzentuierungssystem und will ihm in der Poetik wieder

[316] Poeterei, a. a. O., S. 36.

[317] Merker-Stammler, a. a. O., 1. Bd., S. 4 ff., Artikel „Akzent" von P. Habermann.

[318] Grammatica Germanicae linquae, a. a. O., 1578. Das Problem Akzent: Quantität ist sehr schwierig und läßt sich nicht so ohne weiteres zugunsten des Akzentes entscheiden. Es gebe hier keinen wesentlichen Punkt, wo die wissenschaftlichen Meinungen nicht weit auseinandergingen, sagt Andreas Heusler. Soviel ist jedoch durch die Forschungen von F. Saran sicher, daß die Quantität aus dem deutschen Vers nicht mehr völlig ausgeschieden werden kann. (Saran, Deutsche Verslehre, a. a. O., und Quantitätsregeln der Griechen und Römer, a. a. O.). Jedoch ist es mit der Gleichsetzung lang — betont und kurz — unbetont nicht getan, wie man damals meinte.

[319] A. a. O., S. 347—353, besonders S. 352: „Unter den vielfältigen Gattungen des Sylbenmaaßes, die von Griechen und Lateinern erdacht und gebraucht worden, ist zwar keine einzige, die sich nicht auch in unsrer, ja in allen andern Sprachen nachmachen liessen. Wir, und alle übrige Völker haben lange und kurze Sylben".

[320] Haubt Sprache, a. a. O., 4. Buch, 1.—6. Cap., S. 799—839.

[321] Trichter, a. a. O., 1. Teil, 2. Stunde.

[322] Um das schon vorwegzunehmen: Bei der Komposition von Prasch-Gedichten durch Kradenthaler, auf die der Dichter sicherlich Einfluß genommen hat, ist die übliche Transskription des Jambus als ♪♩|♪♩| und des Trochäus als ♩♪|♩♪|, die auf der Quantitätslehre beruht, nicht angewendet worden.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0121-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

zum Durchbruch verhelfen. Fehler kämen daher, „daß man vermeynet hat / die einsylbigen Wörter . . . seyen alle / oder meystentheils frey / kurtz und lang / nach dem man sie gebrauchen will . . . Daß aber selbige Regel / oder vielmehr Ausziehung von der Regel irrig sey / lehret die Erfahrung oder Aussprache . . . Darum muß man Augen und Ohren spitzen / und dem gemeinen Mann auf den Mund sehen / oder wol und öffters prüfen / wie man alle Sylben in ungebundener Rede auszusprechen hätte / wo ein Nachtruck sey oder nicht sey / damit nichts alber[n] und widersinnisch klinge; so daß man gleich ohne Anstoß möge erkennen / in diser langen Silben sey was sonderliches / und wiederum. Hoc erit artis opus. Sintemal / wann der geringste Handwercksmann in seinem reden der Sylben Länge misset und beobachtet / solches ja vielmehr einem Poeten obligt. Wiewol es Herr Schottel [Haubtsprache p. 825] umkehren wollen." Schottel schreibt nämlich dort: „Alle einsilbige Wörter haben in gebundener Rede die Mittlere Wortzeit / das ist / können beydes kurtz und lang / gebraucht werden." Die Anmerkung I erklärt das noch weiter: „Es wird hie gesagt in gebundener Rede / weil wir von der Reimkunst / und nicht von der Redekunst handelen: Denn in einer ungebundenen / tapferen / dringenden Rede wird man die starkklingenden Stamwörter / so auf etwas sonderliches deuten / mit sonderbarem Trukke und haltendem Laute aussprechen müssen: In einem Teutschen Verse aber kann man das Stammwort / es habe einen so starcken Tohn / und so viele Lettern / als es wolle[323] / dennoch wol zu einem kurtzen Laut werden." Schottels Verse schauen denn auch entsprechend aus. S. 826 führt er folgende „Musterbeispiele" an. Es wäre nach ihm nebeneinander möglich:

Zu dir mein Gott wil ich treten /
Dich mit Demuth halten fest /
Nur mit Seufftzen / nur mit Beten
Gott du nimmer mich verlest

und:

Zu dir mein Gott wil ich hintreten /
Dich mit der Demuth halten fest /
Nur mit dem Seufftzen / mit dem Beten
Gott du ja nimmer mich verlest[324].

[323] Die Positionslängen lehnt Schottel hier denn doch ab.
[324] Schottel besaß kein scharfes Gehör, auch war er für ästhetische Reize nicht sehr empfänglich. Die entsprechenden Partien seiner Poetik sind darum die schwächsten.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0122-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Gegen diese Anschauung geht Prasch in langen Ausführungen vor, indem er mehrmals ausdrücklich betont, daß bei der Aussprache eines Wortes, auch im Vers, „auf den sensum . . . zu sehen ist." Der Kraft und Wichtigkeit der Wörter pflege der Ton zu folgen. Diese treffliche Beobachtung findet sich sonst nirgends in der Poetikenliteratur des 17. Jahrhunderts[325].

Man könnte vom heutigen Standpunkt aus urteilen, die ganze Bemühung um Einteilung in kurze, lange und mittlere Silben sei unnötig, denn letzten Endes hält Prasch doch nur die der Sinnschwere folgende Aussprache der natürlichen Rede für das allein ausschlaggebende Kriterium, wie man im Vers eine Silbe betonen muß. Heißt doch von „Natur lang" oder „kurtz" bei ihm wirklich nichts anderes als: für gewöhnlich wird diese Silbe akzentuiert oder nicht. Aber die Anschauung von den natürlichen Quantitäten der Silben war schon zu fest in der Theorie der Zeit verwurzelt, als daß sich Prasch mit einem Schlag hätte von ihr befreien können. Jedoch ist er ihr nur noch formal verbunden. Erstaunlich und eine große kritische Leistung bleibt, daß er sie vermöge seines scharfen Ohres innerlich völlig überwunden hat.

Auch das späte 18. Jahrhundert hat noch um die gleichen Fragen gerungen. Goethe spricht in der „Italienischen Reise"[326] davon, er hätte sich nicht getraut, die „Iphigenie" in Jamben zu übersetzen, wenn ihm nicht die Prosodie von Karl Philipp Moritz als Leitstern erschienen wäre: „Es ist auffallend, daß wir in unserer Sprache nur wenige Silben finden, die entschieden kurz oder lang sind. Mit den anderen verfährt man nach Geschmack oder Willkür. Nun hat Moritz ausgeklügelt, daß es eine gewisse Rangordnung der Silben gebe und daß die dem Sinn nach bedeutendere gegen eine weniger bedeutende lang sei und jene kurz mache, dagegen auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe von einer anderen gerät, welche mehr Geistesgewicht hat . . . Ich habe diese Maxime öfters zu Rate gezogen und sie mit meiner Empfindung übereinstimmend getroffen."

Die gleichen metrischen Fragen nach der Betonung der einsilbigen Wörter im Gedicht greift Prasch noch einmal in der Vorrede zu seinem 1685 erschienenen Gedichtband „Geistlicher Blumenstrauß"[327] auf. Es ist angebracht, diese Vorrede schon hier im Zusammenhang des Themas zu besprechen.

Die „Gründliche Anzeige" hatte wohl manche Ablehnung erfahren.

[325] Im 18. Jahrhundert zeigt dann in ähnlicher Weise Klopstock einen Weg aus dem Chaos der metrischen Theorien durch seine Erkenntnis, nicht die Laute, sondern die Sinngewichte der Silben und Wörter bedingten die akzentuelle Schwere.

[326] Eintrag vom 10. Januar 1787.

[327] WK 25, 12 Bl. Vorrede.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0123-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Prasch ergreift darum in der späteren Schrift die Gelegenheit, seine Thesen nochmals zu beweisen, die Gedankenführung schärfer zu fassen und das System zu erweitern.

Hatte er bisher als Kerngedanken ausgesprochen, der Kraft und Wichtigkeit der Wörter pflege der Ton zu folgen, so sagt er jetzt fortführend, es gründe „sich solchemnach die Länge oder Kürtze der Sylben bey uns auf die Wichtigkeit der Sachen / das ist / auf eine kluge Überlegung der Natur alles dessen / davon man redet; zu dem Ende / daß was wichtig ist / und demnach lang ausgesprochen wird / uns vor andern zu Gemüthe dringe / haffte / und wircke. Denn was laut und langsam in die Ohren fället / wircket gleich demjenigen / das hell in die Augen leuchtet. Ita quisque, ut audit, movetur; saget gar wol Quintilianus." Gegenüber der „Gründlichen Anzeige" hat Prasch hier die Affektenlehre noch auf ein weiteres Gebiet ausgedehnt. Dort wurde sie nur auf den Rhythmus angewendet: Der rhythmische Schritt hämmert sich dem Gemüt ein und bringt es zu einer entsprechenden Gefühlsreaktion. Hier werden die sinntragenden Wurzelwörter ebenfalls zu Affektträgern erklärt. Gleichzeitig ist damit die Affektenlehre mit dem Logischen verknüpft, beanspruchen doch die Wurzelwörter und -silben entsprechend ihrer Würde und Aussagekraft schwereres Gewicht in der Betonung: Form und Inhalt klingen zusammen. Die hier geforderte Dichtung ist vor der Gefahr gerettet, bloßes ästhetisches Spiel und Reiz-Kunst zu sein, einer Gefahr, die besonders für Zesen und die Nürnberger drohte. Die eigene deutsche Dichtung von Prasch opfert nie den Sprachlogos zugunsten des Klanges oder eines anderen ästhetischen Effektes. Auffällig für den Dichtungsstil von Prasch ist ferner die Bevorzugung besonders drastischer und eindrucksvoller Wörter, was eine Folge seiner Wertung des sinntragenden Wortes als affekthaft sein dürfte.

Weiter behauptet die Vorrede, der Reichtum an Wurzelwörtern[328] und vor allem deren starke Betonung zeichne das Deutsche vor anderen Sprachen aus. „Die Teutsche Sprache . . . hat in ihrer Natur vor anderen Dingen / und vor andern Sprachen / etwas treffliches / welches anzeiget / daß sie aus tieffer Göttlicher Weißheit entsprungen. Und ist dieses / daß sie alle Sylben ausspricht / nach dem die Sache in denselben wichtig / oder nicht wichtig ist. Dann im Teutschen bedeutet eine iegliche Sylbe etwas gewisses. Sintemal / wie die Hebreische Sprache ihre gewisse Wurtzelwörter hat / also hat auch die Teutsche ihre gewisse eynsylbige Stammwörter." In diesen Ausführungen klingt bereits die Hauptsprachentheorie an, die Schottel in die deutsche Theorie eingeführt hatte. Nach ihr steht das Deutsche nächst

[328] Schottel stellt solche in der Haubt Sprache, a. a. O., 5. Buch, 7. Traktat zusammen.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0124-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

dem Hebräischen der Paradiesessprache besonders nahe und erhält so eine tiefe religiöse Weihe. Alle hierhergehörigen Theoreme hat Prasch in den sprachwissenschaftlichen Arbeiten der Spätzeit eingehend behandelt. Wir brauchen hier noch nicht weiter auf sie einzugehen. Es soll lediglich noch angemerkt werden, daß Prasch von der Behandlung metrischer Fragen ganz organisch und notwendig den Übergang zu den sprachtheoretischen Werken findet und daß sein Lebenswerk auch so wieder Entwicklung und Zusammenhang besitzt. Wichtig ist ferner noch die Feststellung, daß die uralten Lehren von den Affekten und von den Hauptsprachen von Prasch mit kühnem Griff verkoppelt, neu gedeutet und aktualisiert werden. Modernismus und Traditionalismus gehen, wie es für den Barock kennzeichnend ist, einen Bund ein.

Es ist nicht nötig, die ganze folgende Debatte über die Silbenlänge nochmals aufzurollen, da sie inhaltlich keine wesentlichen Neuerungen gegenüber der früheren Schrift bringt.

Die Lektüre dieser Schriften bleibt, wenn auch der Inhalt heute überholt ist, gewinnreich, will man sich ein Bild darüber machen, welche Anstrengungen nötig waren, die deutsche Dichtersprache nach dem Verfall wieder zu schmeidigen und das Auseinandertreten von Form und Geist abzustellen.

Vielleicht haben manche Zitate den Eindruck erweckt, Prasch sei in seiner Theorie schon von Weise beeinflußt. Zeitlich wäre das möglich. Die Poetik von Weise wird ab 1675 allgemein bekannt. In diese Richtung könnte die oft wiederholte Forderung des natürlichen, ungezwungenen Sprachakzentes, der pronuntiatio legitima, deuten, die man erkenne, wenn man „dem gemeinen Mann auf den Mund sieht"; ferner die Ablehnung harter, ungewöhnlicher Wortumstellungen; vor allem auch der Preis des natürlichen Flusses der Verse: „Wenn die Verse hübsch gelind und ungezwungen daherlauffen." Dem widersprechen aber viele Äußerungen, die eine ästhetische Anschauung erkennen lassen, die weit davon entfernt ist, die Alltagssprache für die Dichtung zu fordern. Zwar sollen die Metren rein sein, aber nur deshalb, daß der schwere alternierende Schritt sich ohne Störung ins Gemüt einhämmern kann. Prasch ist nicht für verschwebende Klänge und Leichtigkeit der Verse. Wenn er auch im Anschluß an Zesen und die Nürnberger gern von der „Lieblichkeit" spricht. Prasch will, daß die Dichtung „allen Sachen einen prächtigen Glantz und körnigen Nachtruck verleiht." Nachdruck ist sein Lieblingswort. Mehr als ein dutzendmal steht es an wichtiger Stelle. Er liebt eine kräftige, drastische Art, einen schweren Schritt der Verse, wie ihn auch seine eigenen Dichtungen aufweisen. Besonders zu seiner Art passen die männlichen Reime. „Die Männlichen Verse sind an sich selbst vollkommener und wichtiger [als die weiblichen]; dabey die kräfftige Wirckung und Bequemlichkeit der einsylbigen Wörter / sonderlich der Stämme / an

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0125-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

denen wir so reich sind zu verspühren. Dann sie gehen ein / wie Pfeile und Donnerschläge". Auch im „Discurs von der Natur des Teutschen Reimes" betont er mehrmals den besonderen Wert der männlichen Versausgänge. Wir stehen also noch trotz aller vorwärtsweisenden Momente im hochbarocken Raum.

2. *Discurs von der Natur des Teutschen Reimes, 1685*

Wie entwicklungsfähig die in der „Gründlichen Anzeige" vorgetragenen Gedanken sind, zeigt die Tatsache, daß aus den wenigen Seiten über den Reim eine eigene, sehr selbständige Schrift sich entwickelt hat. War der eben behandelte Traktat formal vieldeutig und reich an Themen, so ist der zweite von großer Geschlossenheit im Bau und in der Gedankenführung. Alleiniges Thema ist der Reim. Prasch geht es vor allem um seine Wesensbestimmung. Nur in zweiter Linie verfolgt er praktische Zwecke. In streng systematischem Fortschreiten werden in 12 Kapiteln von historischen Fragen bis zur philosophischen und theologischen Fundierung alle den Reim betreffenden Probleme erörtert. Entsprechend ist die Schrift im wissenschaftlichen Stil abgefaßt. Die souveräne Beherrschung und Darbietung des Stoffes und die ihm zuteil werdende Vertiefung heben den Traktat weit über das normale geistige Niveau der Poetikenliteratur hinaus. In ihm steht das Beste, was die Barockzeit über den Reim zu sagen wußte[329].

Bei der Betrachtung können im allgemeinen dem Kapitelaufbau folgen.

Im *1. Kapitel* wird gleich schweres wissenschaftliches Geschütz aufgefahren. Es geht um die Frage nach dem Ursprung des Reimes; also, welches Volk hat den Reim erfunden? Genau werden die einzelnen Autoritäten zitiert: Schottel, H. Neumarck, Isaac Vossius, Hofmannswaldau und Morhof. Die einzelnen Theorien interessieren hier nicht, ob die Hebräer oder Araber, die Goten, die Deutschen, die Griechen oder Lateiner oder die Franzosen zuerst den Reim verwendet haben. Von Wichtigkeit aber ist, daß Prasch genau über den neuesten Stand der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiet unterrichtet ist. Er verrät beispielsweise intime Kenntnis von Morhofens „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie", der gerade erst, 1682, erschienen war[330]. Bemerkenswert auch, daß er die einzelnen Theorien nicht nur erwähnt, wie es damals üblich war, sondern kritisch wertend durchnimmt.

[329] WK 36.

[330] A. a. O. Das bedeutende Buch steht bereits unter dem Einfluß der von Frankreich her einströmenden Aufklärung.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0126-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Das *2. Kapitel* handelt von dem Begriff Reim[331]. Zuerst wird der mittelalterliche Reimbegriff nach den Quellen dargestellt. Reim, lateinisch „rhythmus“[332], sei „verborum modulatio et compositio, non metrica ratione, sed numeri sanctione ad iudicium aurium examinata; nach den Worten Maximi Victorini, de Carmine Heroico und Bedae, de Metris.“ Rhythmus bedeutet also im Mittelalter zuerst einen nicht quantitierend, sondern akzentuierend gebauten lateinischen Vers. Diese (Hymnen!) wurden allerdings bald stets gereimt, weshalb das Wort einen Bedeutungswandel durchmachen konnte[333]. Nach der mittelalterlichen Schulüberlieferung „gehören diese rhytmi zur Geometrie oder Meßkunst / und zwar zu dem Theile / der Κανονικὴ genennet wird; qua Musici, ut fundamento artis suae, utuntur; quae longitudines et altitudines vocis emetitur.“ Als Gewährsmann fungiert Isidor mit seinem Etymologienwerk. Die mittelalterliche Reimvorstellung führt Prasch wohl deshalb an, weil er später (4. Kapitel) selbst für seine Theorie auf ähnliche Gedankengänge zurückgreift und hier schon vorbauen möchte.

Im heutigen Deutschen sei dagegen der Reim „ein künstlicher . . . Gleichlaut zweyer oder mehr Wörter.“

Das *3. Kapitel* behandelt Reime im weiteren Sinn: Binnenreime, rücklaufende Reime, Schlagreime usw. Aber Prasch liebt sie nicht: „Solche Reime sind gemeiniglich gezwungen / und verfehlen des rechten Zwekkes“. Diese Abschätzung ist auffällig, denn Reimspielereien waren zu seiner Zeit sehr beliebt. Zesen, Schottel, Harsdörffer handeln breit über sie; und zwar werden sie im Abschnitt Reimstrophen vorgeführt, d. h. also als architektonisches Hilfsmittel gewertet. Die dichterische Praxis der Nürnberger verwendet sie in verschwenderischer Fülle. Prasch hat eine zu hohe Meinung von der Wichtigkeit und Würde des Reimes, als daß er ihn gerne durch Spielereien verharmlost sähe. „Es bleibt also dabey / daß der Reim eigentlich und insgemein die Verse beschließe. Woher aber solches rühre / kan man desto besser verstehen / wann man des Reimes Ursprunge etwas genauer nachforschet.“ Im folgenden rückt er weit ab von den üblichen Anschauungen seiner Zeitgenossen und geht seine eigenen Wege. Er spricht als Theologe und gibt eine vertiefte Lehre vom Wesen und Ursprung des Reimes. Wir wollen aber an dieser Stelle noch nicht auf seine Begründungen eingehen, sondern sie mit den verwandten Schlußkapiteln gemeinsam analysieren.

[331] Ähnliche Gedanken bei Morhof, Unterricht, a. a. O., 3. Buch, 9. Kap.: „Von dem Ursprung der Reime“. Doch führt Prasch seinen Gedankengang so selbständig, daß von einer eigentlichen Abhängigkeit nicht gesprochen werden kann.

[332] Prasch nimmt im 1. Kap. eine etymologische Verwandtschaft beider Wörter an. Diese Deutung wird auch von der heutigen Wissenschaft noch als die wahrscheinlichste angesehen. Merker-Stammler, a. a. O., Artikel Reim.

[333] Curtius, a. a. O., S. 393 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0127-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Das *4. Kapitel* kommt zu dem Ergebnis:

In Zahl / in Maß / und in Gewichte
Besteht ein Teutsches Kunstgedichte.

Maß, Zahl und Gewicht werden in rationalistischer Analogiefindung auf die Teile eines Verses übertragen: „Was die Zahl angehet / ist bekant / daß man alle Sylben zehlen / und demnach gebührende Gleichheit in den Versen oder Strophen halten müsse", welche Grundregel sogar von den Meistersingern eingehalten worden wäre. Prasch bringt ein hübsches Beispiel im Stil von Hans Sachs, das 1605 eine Vorfahrin von ihm gedichtet hat.

Das *5. Kapitel* handelt über das Maß der Verse, die Prosodie. Weil die Meistersinger das Metrum noch nicht beachtet, „können sie nicht für rechte Poeten gehalten werden. Es ist das Teutsche Versmaß eine Göttliche Gabe und Licht / so uns in diesem letzten Jahrhundert / neben andern Wissenschafften / aufgegangen." Auch solch eine Bemerkung zeigt, wie stark man schon damals das Reformwerk von Opitz als völligen Neuanfang wertete. Es werden sodann in gedrängtester Kürze die wesentlichen Ergebnisse der „Gründlichen Anzeige" rekapituliert. Dabei findet sich die interessante Bemerkung, wir könnten durch Betonung oder Unbetonung den Sinn eines Wortes ändern „fast wie die Chineser die Bedeutungen ihrer Wörter nach einem Musikalischen Laut ändern." Der Blick des Polyhistors schweift in immer weitere Fernen[334].

Im *6. Kapitel* endlich ist die Rede vom Gewicht der Verse, dem Reim. „Die Reime wollen nicht nur ergetzen / sondern auch stark bewegen; und das aus diesem Grunde: Denn es hat das Ansehen / daß eine Natürliche Einhelligkeit oder liebliche Verwandtschafft zwischen den Sachen sey / deren Wörter übereinstimmen." Mit dieser Erkenntnis schreitet Prasch in ästhetischer Feinfühligkeit über die Anschauung seiner Zeit hinaus. Zesen meint, durch den Reim würden zwei Verse gleichsam vermählt[335]. Harsdörffer hat für die nämliche Anschauung ein anderes Bild: „Die Reimen sind gleichsam die Riemen / durch welche das Gedicht verbunden wird"[336]. Schottel verlagert das Gewicht mehr auf den Klang: „Es muß auch die Reimung den Ausgang und gleichsam ein liebliches / sich wol schließendes Ende den Teutschen Versen geben"[337]. Morhof fordert, daß zwei Verse, die eine

[334] Es fragt sich, woher er zu solchem Wissen kam. Damals wurde durch die Jesuitenmissionare in China die Sinologie begründet. Ihr Material verwertete Athanasius Kircher S. J. (1618—1680) in seinem vielbeachteten Werk: China illustrata, Amsterdam 1667. Vielleicht hat Prasch das Buch gekannt?

[335] A. a. O., Untertreppe, 5. Stuffe.

[336] A. a. O., 1. Teil, 3. Stunde.

[337] Haubt Sprache, a. a. O., S. 857.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0128-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

„natürliche dependance" und eine „connexion" haben, also eine grammatikalische Sinneinheit bilden, durch das klangliche Erlebnis des Reimes zusammengeschlossen werden. So kann „der andere Vers nothwendig aus dem ersten fliessen"[338]. Allen gemeinsam ist also die Wertung des Reimes als architektonisches Bauprinzip. Ganz logisch werden darum an die Darstellung des Reimes in den angeführten Werken die Strophenformen und alle formal möglichen Gedichtgattungen angeschlossen. Wie stark die gestaltgebende Kraft empfunden wurde, erhellt sich aus der in der Praxis konsequent durchgeführten Einrückung der Verse mit gleichem Reim im Druckbild.

Prasch bringt dazu die wesentliche Erkenntnis, daß es mit einem Gleichklang der Silben nicht getan ist, da beim guten Reim eine Einhelligkeit und Verwandtschaft zwischen den Sachen sein müsse. Wir können ihm hier nur zustimmen, denn heute empfinden wir einen Reim, der nur durch den Gleichklang beziehungsloser Silben entsteht, nicht mehr als vollkommen[339].

Die Sonderstellung des Deutschen beim Reimbau hat Prasch ebenfalls erkannt. In der „Gründlichen Anzeige" meint er, wir Deutschen hätten es gegenüber den Romanen dahin gebracht, daß wir, was nicht vernünftig ist, ungereimt heißen. Unseren Reichtum an Stamm- und Wurzelwörtern sieht er ganz richtig als die Ursache dafür an.

Doch gehen die Beobachtungen von Prasch noch weiter: „Oder es drukket sich auch ein Unterschied und Mißhelligkeit durch den ungleichen Vorlaut des Reimes aus . . . Dieses ist also die Ursach und der Ursprung des Reimes. Der Reim ist das doppelte Gewicht der Verse; wie eine künstliche Uhr beydes ein Gewicht und Gegengewicht hat. Und wo viel gute Reime (als in einem gantzen Getichte) da sind viel pondera. Ist demnach nichts künstlicher / als ein gutes Teutsches Gedicht; welches gleichsam aus lauter kräfftigen Sprichwörtern und Oraculis bestehet." Der Gedanke von oben tritt in der Umkehrung auf: Nicht nur Gleiches findet im Reim zusammen, auch an sich Fernliegendes, ja Widerspruchsvolles, sich gegenseitig Aufhebendes kann durch eine magische Kraft des Reimes („Zaubersprüche" sagt Prasch in der „Gründlichen Anzeige") zu einer sinnvollen Einheit, zur Harmonie gezwungen werden, wie auch die Reime gleichsam symbolisch aus gleichen und ungleichen Buchstaben bestehen und trotzdem eine berückende Klangwirkung haben. Ein besseres Beispiel als Prasch könnte man nicht finden, um die gelösten „Unstimmigkeiten" zu zeigen:

[338] Unterricht, a. a. O., S. 522.

[339] Die moderne Reimlehre und ihre Forderungen verkündeten Franz Werfel und Karl Kraus in Gedichtform: Franz Werfel, Gedichte aus den Jahren 1908—1945, Los Angeles 1946. Das Gedicht von Karl Kraus zitiert und interpretiert: Johannes Pfeiffer, Wege zur Dichtung², Hamburg 1953, S. 47.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0129-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Seyn wir schon Sünder /
Seyn wir doch deine Kinder;
Obschon nur Tröpfe /
Seyn wir doch dein Geschöpfe;
So durch dein Leiden
Seyn zum Reich bescheiden
Und ewigen Freuden.
(Aus dem Kirchenliede: „Deinen Zorn o Herre").

Der vom Barock so tief erlebte Zwiespalt von Welt und Überwelt steht hinter den Versen. Und doch nennt Prasch die Verse mit Recht oracula, Weissagungen. Die Weissagung von der Erlösung ermöglicht es, daß durch den Reim die weitgespannten Antithesen der kunstlosen Verse versöhnt werden. Prasch denkt religiös. Der Reim ist ihm eine Analogie zur Heilung des Bruches in der Welt durch den Kreuzestod Christi[340]. Wir gehen hier in der Deutung nicht zu weit. Im gleichen Zusammenhang zitiert Prasch in der „Gründlichen Anzeige" ein anderes Kirchenlied:

Wie uns nun hat ein fremde Schuld
In Adam all gehöhnet;
Also hat uns eine fremde Huld
In Christo all versöhnet.

Sicher hat Prasch etwas Wahres getroffen, denn es kommt doch nicht von ungefähr, daß die Antike den Reim nicht verwendete und daß er mit dem Christentum zur glänzenden Ausbildung kam.

Das *7. Kapitel* kehrt zum gängigen Stoff der Poetiken zurück, stellt ihn aber in der Kürze ausgezeichnet dar. Es werden die einzelnen Stücke des Reimes behandelt, der Vorlaut, der verschieden sein muß, will man kein Echo haben, der Reimlaut und der Nachlaut, der ein-

[340] Augustinus, Über die Dreieinigkeit, a. a. O., 1. Bd., S. 143 f.: „Gott wurde also ein gerechter Mensch und setzte sich bei Gott für den sündigen Menschen ein. Übereinstimmung besteht nämlich im Menschsein und Menschsein, nicht aber im Gerecht- und Sündigsein. Indem also Christus seine der unsern ähnliche menschliche Natur mit uns verband, hob er die in unserer Ungerechtigkeit liegende Unähnlichkeit auf. Indem er unserer Sterblichkeit teilhaftig wurde, machte er uns seiner Göttlichkeit teilhaftig. Der Tod des Sünders . . . wurde ja gelöst durch den Tod des Gerechten, der vom Erbarmungswillen kam, indem, was einmal an ihm geschah, unserem doppelten Mangel entspricht. Dieses Übereinstimmen oder Zusammentreffen oder Zusammenstimmen oder Zusammenklingen, oder wie man sonst sagen will, wenn eins zu zweien paßt, ist in jedem Gefüge, oder, wenn man lieber sagt, in jedem einheitlichen Ganzen von größter Bedeutung. Ich will mit diesen Bezeichnungen, die mir eben einfallen, das ausdrücken, was die Griechen Harmonie nennen. Es ist hier nicht der Ort, die große Bedeutung zu zeigen, welche das Zusammenklingen von mehreren Tönen zu einer Symphonie hat." Auch die Verse und Reime haben nach Prasch eine Kraft zur Harmonie. Wir können hier den Harmoniegedanken schon andeuten, der später von Prasch in der Vordergrund gerückt wird.
Übrigens kannte Prasch diese Schrift von Augustinus ausgezeichnet. Er zitiert sie in den verschiedensten Werken.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0130-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

silbig bei den weiblichen und zweisilbig bei den gleitenden Reimen[341] ist. Prasch legt wieder sein Bekenntnis für die kräftigeren männlichen Reime ab.

Das *8.—10. Kapitel* erörtert die Probleme der Reinheit der Reime. Die überlegene und scharfsichtige Darstellung besticht auch hier, doch gewinnt man den Eindruck, daß dem Verfasser grundsätzliche Themen (wie in den Kapiteln 6 und dann 11 und 12) mehr am Herzen liegen.

Hier bei der Reinheit der Reime zeige sich erst, „ob der Poet ein geborener ist", denn das „Ohrenmaß", eine angeborene Fähigkeit also, entscheidet. Mache doch nicht Gleichschreibung, sondern Gleichlaut den Reim aus[342]. Prasch scheidet nicht nur, wie die bisherige Theorie, reine und unreine Reime, er hört schärfer zu und kommt zu einer komplizierten Differenzierung in vollkommene, unvollkommene, böse und falsche Reime.

Das Bairisch-Mundartliche bestimmt noch manche Urteile. Angestrebt ist eine Dichtung, die alle Stämme in gleicher Weise billigen können. Oberste Instanz bei der Entscheidung von Streitfragen bleibt das „iudicium aurium".

11. Kapitel: „Sonst ist die Reinlichkeit des vollkommenen Reimes überaus annehmlich. Sintemal über das / was von der Natur und dem Ursprunge des Reimes bisdaher gemeldet worden / zu merken / daß der Reim eine verborgene / natürliche / liebreiche Verwandtschafft und Verständnüß mit dem Menschlichen Gemüthe hat. Gleichwie / wann zwo Lauten beysammen / und an einer eine Seyte berühret wird / die andre an der andern Laute / so gleiches Thones / auch beweget wird / und klinget / ob man sie schon nicht berühret; also wird durch den Gleichlaut des Reimes unser Gemüth zu lieblicher Beystimmung bewogen. Je reiner nun der Laut / je stärker die Bewegung. Unterweilen beweget es auch ein künstlich gesuchter Mißlaut / wie in der Music." Wie in der Musik, das gibt wieder das Stichwort. Wir erinnern uns an die Ausführungen über die Gemütswirkung der Metren. Nachdem schon das 6. Kapitel darauf hingewiesen hatte: „Die Reime wollen nicht nur ergetzen / sondern auch stark bewegen", wird an dieser Stelle ganz parallel von der Affektensprache der Reime gehandelt. Der angeführte Vergleich belegt deutlich, daß wirklich die Affektenlehre gemeint ist. Wie mit physikalisch-mechanistischer Notwendigkeit eine angeschlagene Seite eine zweite gleichgestimmte zum Klingen bringt, so wird der Resonanzkörper Gemüt von einem aufge-

[341] Für die weitgespannten Interessen zeugt wieder die Anmerkung, die gleitenden Reime seien besonders in den orientalischen Literaturen im Gebrauch. Im poetischen Anhang zur Gründlichen Anzeige, WK 35, veröffentlicht er sogar die Übersetzung von 50 Zweizeilern „aus dem Arabischen des berühmten Chalifa Ali". Wahrscheinlich hat er aber nicht das Original gekannt.

[342] Schon Buchner, ebenfalls mit feinem Ohr begabt, hatte das gefordert. Borcherdt, a. a. O., S. 96.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0131-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

nommenen Reiz bewegt. Doch warum bewegt auch ein Mißlaut im Reim? Damit wird noch ein weiterer Begriff aus der musikalischen Affektenlehre auf die Dichtung übertragen. Es ist der Begriff der Dissonanz. Die Dissonanz wird nur empfunden im Gegensatz zur Consonanz und Harmonie. Sie ist ein Moment der Spannung, der Dynamik und Bewegung. Als einer Verletzung der Harmonie, als einem treibenden Moment wird ihr in der Theorie starke affekterregende Kraft zugebilligt. Nun soll auch in der Dichtung ein absichtlicher Mißklang, der in die Ruhe der gleichklingenden Reime fährt, von erregender Wirkung sein. Es will scheinen, als habe Prasch nur aus Systemzwang diesen Begriff aus der Musiktheorie mit übernommen, denn die dichterische Praxis kann sicher wenig mit ihm anfangen.

Mit den hier vorliegenden Ausführungen ist die Übertragung der Affektenlehre vollständig. Zwei hauptsächliche Affektträger kennt die Musiktheorie, den Rhythmus und die Melodie. Auch die Dichtung kennt die gleichen Affektträger. Das Metrum vertritt die Bewegung, der Reim die Melodie.

Prasch begnügt sich aber noch nicht mit der Darstellung der Wirkung der Affektenlehre. Die Frage nach den Ursachen der Wirkung des Reimes läßt ihn immer tiefer bohren. Er steigt in die theologische Wissenschaft ein, um das Phänomen Reim zu erfassen. Das 11. Kapitel fährt nämlich fort: „Und bewegen nicht allein die Reime / so gehöret / sondern auch die / so gelesen werden. Also daß die jenigen Weltweisen recht daran sind / die gelehret / daß das Menschliche Gemüth auf Harmonische Art gemacht sey." Die direkte Affizierung der äußeren Sinne ist also gar nicht nötig, um das Gemüt in Mitschwingung zu versetzen. Auch die gelesenen Verse können das Gemüt bewegen, denn das menschliche Gemüt sei auf harmonische Art gemacht, so gibt Prasch als Erklärung an. Welche Lehre steht nun dahinter und welche Weltweisen vertreten sie?

Prasch verknüpft hier die Affektenlehre mit dem Harmoniebegriff, der seit der Übertragung des rein musikalischen Harmoniebegriffes auf All und Seele durch die Pythagoräer durch die Geistesgeschichte geht. Unter den antiken Philosophen ragt besonders Plato mit seinen Spekulationen über die Harmonie[343] hervor. Augustinus, ein Hauptträger der antiken Überlieferung, verbindet den Gedanken mit dem christlichen Gottesbegriff und übergibt ihn so dem Abendland. Er ist Gemeingut des Mittelalters. Bei Nicolaus von Cues findet er großartige Ausformung. Auch Dürers theoretisches Werk ringt um sein Verständnis. Für Kepler im frühen 17. Jahrhundert wird er zum Zentrum

[343] Es sei an den Timaios erinnert. „In seinen Dialogen Laches (188 D) und Gorgias (482 B) vergleicht Plato die Stimmung der Seele mit der Stimmung eines Musikinstrumentes." Musik in Geschichte und Gegenwart, a. a. O., Artikel: Harmonie von H. Hüschen, 5. Bd., Sp. 1600.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0132-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

für seine Anschauung der Ordnung im Weltall. Kepler, so selbständig er überall harmonische Proportionen aufspürt, zehrt ebenso von der mittelalterlichen Spekulation wie, um einen Vergleich zu ziehen, Hugo Grotius bei der Vollendung des Naturrechtsdenkens der Scholastik verpflichtet bleibt.

Prasch steht nun geistig in unmittelbarer Nähe von Kepler. Ob er dessen Schriften gekannt hat, wird schwer nachzuweisen sein[344]. Jedenfalls bestehen überraschende Übereinstimmungen zwischen Gedanken von Prasch und solchen, die Kepler in seinem Werk „Harmonice Mundi“[345] niedergelegt hat.

Was versteht Kepler unter Harmonien? Harmonien sind nach ihm geregelte, durch Zahlen ausdrückbare Proportionen der Quantitäten. Kepler spricht auch von urbildlichen harmonischen Proportionen, die abstrakte Qualitäten ordnen[346]. Diese sind ebenfalls dem menschlichen Geist eingeboren: „Die Geometrie, vor der Entstehung der Dinge von Ewigkeit her zum göttlichen Geist gehörig, Gott selbst (denn was ist in Gott, das nicht Gott selbst wäre), hat Gott die Urbilder für die Erschaffung der Welt geliefert und mit dem Bild Gottes ist sie in den Menschen übergegangen, also nicht erst durch die Augen in das Innere aufgenommen werden“. Von ihr sind die sinnlichen Harmonien gespeist. „Die Natur liebt die (von der Geometrie gelieferten) Verhältnisse in allem, was des Verhältnisses fähig ist. Es liebt sie auch der Verstand des Menschen, der ein Ebenbild des Schöpfers ist.“ Sinnliche Harmonien trifft Kepler in allen irdischen Dingen von den Himmelserscheinungen bis zu den Gerüchen, Geschmäcken und Farben. Auch in den Werken der Menschen, doch davon unten. Dabei bedeutet für Kepler eine Harmonie in den Sinnendingen finden: „die Ähnlichkeit der Proportion ... mit einem bestimmten, innen im Geist vorhandenen Urbild einer echten und wahren Harmonie aufdecken, erfassen und ans Licht bringen“[347], denn Kepler bejaht die idealistische Erkenntnistheorie der Scholastik, die Spezieslehre, nach der die Seele keine tabula rasa, wie Aristoteles meinte, ist, sondern nach der Ansicht des Plato schon ursprünglich alle mathematischen Begriffe in sich und aus sich selbst als die Urbilder der sinnlichen Harmonien trägt[348].

Nun hat die Seele ein „doppeltes Vermögen betreffs der harmonischen Proportionen“, worüber Kepler ausführlich im 2. Kapitel des

[344] Die Möglichkeit besteht zumindest. Die Werke von Kepler, der in Regensburg starb und begraben wurde, standen in der Regensburger Ratsbibliothek.
[345] A. a. O.
[346] Ebenda S. 214.
[347] Zitiert nach Caspar, a. a. O., S. 318.
[348] „Die Bezugsglieder der urbildlichen Harmonien sind schon zuvor innen in der Seele gegenwärtig. Bei den Sinnendingen ist außerdem noch eine Aufnahme mit Hilfe der von ihnen ausgesandten Species erforderlich, die durch die Sinne, die Diener der Seele, vollzogen wird“. Weltharmonik, a. a. O., S. 215 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0133-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

IV. Buches[349] handelt: „Von Zahl und Beschaffenheit der Seelenvermögen in bezug auf das Harmonische." Das eine, ein höherer Bestandteil des menschlichen Geistes, erkennt abstrakte und sinnliche Proportionen. Das andere ist ein niederes Seelenvermögen, im Vitalen verankert, das durch die Sinne informiert werden muß. Durch dieses werden Harmonien instinktiv aufgenommen. Mit dieser Gegebenheit rechnet seine Affektenlehre. (Auch Kepler vertritt sie!) „Wenn wir ein wohlklingendes Lied hören, sind wir nicht auf die Töne bedacht, nicht auf die musikalische Theorie." Durch eine natürliche Erregung wird die Seele geweckt. „Dazu gelangt sie nicht durch Überlegung oder Willensentschluß, sondern durch natürlichen Instinkt; sie trägt auch von Anfang die Ideen sowohl der in Tönen verkörperten Harmonien als auch der entsprechenden Gemütsstimmungen miteinander verknüpft und gleichsam verschmolzen in sich, so daß ihr die Idee der Harmonie nicht anders eingepflanzt ist, als insofern diese erfreut und etwas Ergötzliches ist und mit der Idee einer entsprechenden Gemütsstimmung verflochten ist"[350]. Harmonie und Affekte sind untrennbar miteinander verbunden, nur verschiedene Seelenvermögen sprechen auf sie an.

Vollkommen gleiche Gedankengänge liegen bei Prasch vor. Der Reim, also ein Sinnending, hat eine „natürliche Verwandtschaft und Verständnüß mit dem menschlichen Gemüthe", also der Seele. Das Aufeinanderzugerichtetsein der beiden veranschaulicht äußerst glücklich der Vergleich mit den Lauten. Hätte die zweite Laute den auf der ersten angeschlagenen Ton nicht in sich, sie käme nicht zum Tönen. Ebenso spricht die „auf Harmonische Art gemachte" Seele auf jede Harmonie des Reimes an. Ebenso kennt Prasch die Unterscheidung des sinnlichen und geistigen Seelenvermögens bei der Erkenntnis. Gehörte Reime und, so dürfen wir ergänzen, gehörte Metren, werden instinktiv in ihrem Affekt von dem vitalen Seelenvermögen aufgefaßt, das Gemüt

[349] Ebenda S. 216—219.

[350] Über die Affektenlehre spricht Kepler ausführlich im 3. Kap. des 3. Buches der Weltharmonik, a. a. O., S. 163 ff.: „Welchen Affekten die einzelnen Modi oder Tonarten dienen." Er nimmt die 2 Grundaffekte Freude und Trauer an. Bei der Melodie schreibt er der hohen Lage und den weiten Intervallen freudigen Affekt zu, der tiefen Lage und den engen Intervallen schmerzlichen Affekt. Beim Rhythmus, der die beste Vergleichsmöglichkeit zur Dichtung liefert, haben Schnelligkeit und Langsamkeit die gleiche Wirkung: „Unter die allgemeinen Elemente ist ganz besonders auch die Schnelligkeit oder Langsamkeit des Rhythmus oder des Takts zu rechnen. Die erstere dient dem Ausdruck des Zorns, der Erregung, der Kampfeslust, der Fröhlichkeit; die letztere den Affekten, denen wir uns in Ruhe hingeben, der Trauer, der Liebe, der Sehnsucht." „Dazu kommt noch der Modus, d. h. der Rhythmus selber. Anders ist die Wirkung des sog. dreiteiligen, anders die des zweiteiligen. . . Der dreiteilige Rhythmus nun ist stürmisch und leidenschaftlich, der zweiteilige ruhiger, friedlicher, gelassener."

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0134-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

„muß" folgen und wird bewegt. Gelesene Reime und Metren dagegen werden intellektuell vom Geist aufgefaßt und in ihrem harmonischen Zusammenschwingen von Klang und Inhalt begriffen, ohne daß die äußeren Sinne affiziert worden wären, denn die harmonisch gemachte Seele enthält ihrem Wesen nach die Urbilder der sinnlichen Harmonien[351].

Wir kehren nochmals zu Kepler zurück. Der Mensch erkennt nicht nur die Harmonie in den Sinnendingen, auch in seinen Schöpfungen formen sich die Proportionen aus, in der Architektur, in den Tanzrhythmen, im Takt der Musik und in den Metren der Dichter[352]. Solch ein Schaffen ist nicht „imitatio naturae", sondern „similitudo in mente artificis", der Mensch schafft nicht nach, sondern wie die Natur, auf Grund der Ähnlichkeit des Menschengeistes mit dem Schöpfergeist Gottes.

Das ist auch die Meinung von Prasch. Um sie genauer kennenzulernen, greifen wir jetzt auf das zurückgestellte 4. Kapitel zurück. Dort heißt es: „Pondere, mensura, numero Deus omnia fecit[353]. Gott / der Allweise / der / des Plato Meinung nach / stets die Geometrie übet / hat alles in Zahl / Maß und Gewicht erschaffen / und lässet es

[351] Die Anschauung der Zeit hat diese Lehre auf alle Sinne übertragen. Alle äußeren Sinne folgen dem Gesetz der inneren, von Gott geschenkten Harmonie. Das besagen z. B. die prächtigen Verse der Sor Juana Ines de la Cruz, der zehnten Muse von Mexico. Sie bezieht ihre Gedanken von Athanasius Kircher, der seinerseits auf Kepler aufbaut.

Nur wie Harmonie und Schönheit
sich zusammenfinden, will ich
zeigen, denn ein einig Maß
ist für Ohr und Auge gültig.
Eingespannt in seine Schranken
wähnt ein jeder unsrer Sinne
sein besonder Maß zu haben
für die wahrnehmbaren Dinge.
Daher kommt die Unterscheidung,
wie man hört und wie man sieht
oder tastet oder schmeckt.
Doch die Seele steht darüber
und erkennt mit voller Klarheit,
daß es ein Verhältnis ist,
stets dieselbe Proportion,
nur dem Scheine nach verschieden
das was unserm Tastsinn schmeichelt,
was sich dem Geschmacke bietet,
oder was dem Aug' gefällt,
oder was dem Ohre klinget.

Sor Juana Ines de la Cruz, a. a. O., S. 14 f.

[352] Weltharmonik, a. a. O., S. 221 ff. Speziell über Metren S. 222.

[353] Buch der Weisheit XI, 21. Luther hat das Buch der Weisheit verworfen und darum nicht übersetzt. Die Aufnahme des Wortes durch Prasch beweist, daß der Protestantismus wieder Anschluß an die Tradition gewonnen hatte.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0135-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

darinnen gehen. Alle Pfunde im Sack sind seine Wercke / spricht Salomon. Disem ahmet die Kunst / und die Teutsche Poeterey / als die vollkommenste auf der Welt / in allen ietzt erwehnten Stükken nach."

Gott hat alles nach Maß, Zahl und Gewicht geschaffen, diese von der Septuaginta aufgegriffene pythagorärische Weisheit[354] vom harmonischen Zahlenverhältnis der Welt verbindet Augustinus mit der Trinitätslehre. Besonders die Analogie der Trinität in der menschlichen Seele verfolgt er nach Maß, Zahl und Gewicht: „So mahnt denn nun die Zeit, diese selbe Dreiheit im inneren Menschen zu suchen, und von dem irdischen und sinnlichen Menschen her . . . nach innen zu trachten. Dort hoffen wir eine Dreiheit finden zu können, die ein Bild Gottes ist; er selbst wird unseren Versuchen beistehen, er, von dem, wie die Dinge selbst es anzeigen, so auch die Heilige Schrift bezeugt, daß er alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet hat"[355]. Im gleichen Kapitel sagt er noch: „Deshalb möchte ich es jetzt schon vorwegnehmen, diese drei: Maß, Zahl und Gewicht auch in allen übrigen Dingen der Beachtung zu empfehlen." Seine Anregung wurde von der mittelalterlichen Theologie freudig aufgegriffen. Überall in der Welt werden die „Vestigia Trinitatis" nach Maß, Zahl und Gewicht aufgespürt. Ja das Mittelalter hat sogar, wie Hermann Krings in seiner Schrift: „Das Sein und die Ordnung. Eine Skizze zur Ontologie des Mittelalters"[356] einwandfrei nachgewiesen hat, auf diesem einen Bibelwort seine ganze Ontologie aufgebaut. Vor der Schöpfung waren Maß, Zahl und Gewicht in Gott. Mit der Schöpfung aber werden sie in die Welt gelegt, die so ihren ordo in der Offenbarung des trinitarischen Gottes erhält. „Die für das Mittelalter wohl entscheidendste Aussage im Ontologischen . . . war die Lehre von der similitudo Dei . . . Die ontologische Begründung dieser Aussage über das Seiende, daß es Gott ähnlich sei und daß es diese Ähnlichkeit gewinnen und verlieren kann, kann nur in der Lehre vom Vestigium gefunden werden"[357]. Soweit Kings und das Mittelalter. Aber damit ist die Kraft dieser Idee noch nicht erschöpft. Sie hat in die folgenden Zeiten fortgewirkt. Dürer wollte aus „Maß, Zahl und Gewicht" sein „Fürnehmen anfohen"[358]. Der Forscher Kepler schreibt: „Reinen Sinnes bete ich, wir möchten nach dem gnädigen Willen des allweisen Schöpfers, mit der Zustimmung und nach dem Geheiß seines Geistes über die Geheimnisse seiner Planungen zu reden vermögen. Ich halte es für ein Recht, ja für eine Pflicht, in behutsamer Weise nach den Zahlen, Maßen und Gewichten zu forschen, nach deren Norm er alles geschaffen hat. Denn er selbst hat

[354] Curtius, a. a. O., S. 493 f.
[355] Augustinus, a. a. O., 2. Bd., S. 125.
[356] A. a. O.
[357] Ebenda S. 249.
[358] Curtius, a. a. O., S. 494, Anm. 1.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0136-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

den Menschen an der Kenntnis dieser Dinge teilnehmen lassen und damit nicht zum kleinsten Teil sein Ebenbild in den Menschen gesetzt"[359]. Die Barockkunst versteht oft ihre Würde in der Aufgabe, die Dreifaltigkeit zu verehren:

Es bringt dir einen Gott ein jedes Gräslein bei,
Und macht es dazu klar, daß er dreifaltig sei.

So singt Daniel von Czepko[360]. Ja die Kunst wird in ihrem Wesen selbst zum Spiegel der Dreifaltigkeit. Hieronymus Kradenthaler, Organist an der Neuen Pfarre in Regensburg und Komponist der Gedichte von Prasch, schreibt in einem 1671 erschienenen musikalischen Lehrbuch „Horologium Musicum": „Neben dem alten Herkommen entspringet auch die Würde dieser Kunst, dass nicht allein in derselben die himmlische Freude uns etlicher Maßen fürgemahlet, sondern dass auch das große Geheimnüss der heiligen Drei-Einigkeit, fast in keinem Exempel, so schön und klar, als in einer hochseligen dreystimmigen Music präsentiret und fürgebildet wird"[361].

Bei diesem Stand der Überlieferung ist es müßig zu fragen, von wem Prasch mit seinen Spekulationen über das Wesen der Dichtung und des Reimes abhängig ist. Er hat die mittelalterlichen Quellen, besonders die Patristik, gut gekannt. Er konnte auch aus zeitgenössischen Werken schöpfen, die die Tradition lebensfrisch erhalten hatten. Wesentlich ist jedoch, daß Prasch als einziger die poetische Theorie an diese Tradition angeschlossen und ihr so großes geistiges Gewicht gegeben hat. Man wird nicht annehmen dürfen, er habe nur eine unverstandene Überlieferung mitgeschleppt, weil er die ontologischen Grundbegriffe Maß, Zahl und Gewicht etwas naiv auf die Bestandteile des Verses, auf Metrum, Silbenzahl und Reim anwendet. Dagegen spricht, daß er, was die Poetik angeht, wissenschaftlicher Alleingänger ist. Dagegen spricht besonders das 12. und *Schlußkapitel* des Discurses, in dem er den bisherigen knappen wissenschaftlichen Stil aufgibt und durchdrungen von der göttlichen Sendung seiner Kunst in hymnischen Worten die himmlische Herkunft der Dichtung und ihre Macht, zum göttlichen Ursprung zurückzuleiten, preist. Darin werden die Hauptgedanken der Schrift nochmals vereinigt und mit einer weiteren uralten Lehre, die im Barock wieder besonders aktuell geworden war, mit der Hauptsprachentheorie in der modernen nationalen Ausprägung verknüpft: „Der Reim scheinet[362] auch etwas Himmlisches und Göttliches hinter ihm zu haben. Ist es wahr / daß das Gemüth Harmo-

[359] Zitiert nach Caspar, a. a. O., S. 458.
[360] Hederer, a. a. O., S. 173.
[361] Zitiert nach Mettenleiter, a. a. O., S. 47.
[362] Die vorsichtige Formulierung zeigt, daß Prasch sich der Neuartigkeit solcher Gedanken in der Poetikenliteratur durchaus bewußt war.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0137-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

nischer Natur / und zum Reime innerst geneigt ist / so wird es in dem Himmel vollkommentlich besitzen / was sothaner seiner Natur gemäß und annehmlich / und wozu es allhie manchmal durch den H. Geist getrieben wird; massen aus so vielen schönen hymnis und iudicijs eruditorum zu verspühren. Solte ich dann nicht sagen dörffen[362] / daß die gereimte Poesie / als die vollkommenste (ob sie schon auf Erden noch in großer Unvollkommenheit / und Zeit bedarf) vere enthea ac momentosa / und die ordinari Sprache der Auserwehlten seyn wird? Ja ich wolte sagen[362] / die Englische Sprache / so zu reden / dadurch die Engel einander verstehen / sey fast nichts anders / als eine gereimte Poesie; und Gott rede also mit den Himmelsbürgern. Gott / der allezeit (wie obgedacht) Geometriret / hat den Menschen geschaffen nach seinem Bilde. Darum wird er auch [der Mensch] allezeit in diesem edlen Stükke Geometriren / und den Schöpfer preisen. Aber es werden unaussprechliche Worte seyn / von lebendiger Lieblichkeit. Schnelle / lautere / hochwichtige / ewigfließende Wechsel-Reime von der Dreyeinigkeit werden den unermeßlichen Himmelssaal durchschallen / in einer gantz natürlich (oder vielmehr übernatürlich) allgemeinen Sprache. Gleichwie ich davor halte / und zu beweisen mir getraue / daß im Paradeis eine recht natürliche / allgemeine / unveränderliche / halb Göttliche Sprache gewesen / so die Reime geliebt; daß derselben Sprache Vollkommenheit / oder völliges Verständnüß / nach dem Sündenfalle abgenommen / vermindert / verdunkelt / und geschwächet worden; daß solches die Hebräische Sprache sey; daß (ausgenommen diese) die Teutsche der Paradeissprache am nächsten komme; daß besagtes abnehmen der Vollkommenheit nach und nach durch die Kunst wiederum in etwas ersetzet werde“[363].

Hier spricht Prasch ganz deutlich aus, worum seine sprachlichen Bemühungen gehen. Die Poesie kann schon auf Erden einen Abglanz der überirdischen Vollkommenheit wiederspiegeln. Je genauer und richtiger sie die Ordnung und Harmonie der Welt in sich selbst aufspürt, desto besser kann sie den Verlust der paradiesischen Vollkommenheit mit ersetzen helfen. Die Sprachwissenschaft unterstützt die Dichtung. Aber auch als Rechtsgelehrter, Theologe und Politiker ist Prasch bemüht, den göttlichen ordo in der Welt zu verwirklichen. Als hochbarocker Forscher an der Schwelle der Aufklärung bekennt er sich noch zu einer Kunsttheorie und einem Weltbild, die beide aus dem Mittelalter stammen. Hofmannsthal hatte recht, wenn er das Wort prägte: „Barock, die verjüngte Form jener älteren Welt, die wir die mittelalterliche nennen.“

[363] In säkularisierter Form treten m. E. solche ursprünglich theologischen Gedankengänge noch zweifach auf. Einmal in der Hamann-Herderschen Auffassung von der Poesie als Muttersprache der Menschheit, sodann als des Novalis Idee von der progressiven Universalpoesie.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0138-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

C. Die deutschen Gedichtbände

Die strengen Vorschriften von Prasch über Reinerhaltung des Metrums, die nachdrückliche Forderung, die natürliche Wortbetonung auch in der Dichtersprache zu beachten und der Kampf gegen die Dialektismen und für eine Schriftsprache, in der alle Stämme übereinkommen, mögen allgemein notwendig und berechtigt gewesen sein, wie die von ihm aufgeführten fehlerhaften Stellen berühmter Dichter zeigen. Alle seine hiehergehörigen pädagogischen Bestrebungen gewinnen eine ausgesprochene Dringlichkeit, wenn man bedenkt, daß sie zwar unausgesprochen, doch sicher vor allem auf die Lage der Dichtung in Regensburg gemünzt waren. Hier war man hinter dem Zeitstil weit zurückgeblieben und es bedurfte strenger und energischer Maßnahmen, wenn man aufholen wollte. Ein Spiegel für den jeweiligen durchschnittlichen Stand des dichterischen Stiles in Regensburg sind die Gedichte in den Leichenpredigten. Die Gedichte um die Jahrhundertmitte sehen alle ähnlich aus wie folgende Verse für einen verstorbenen Exulanten-Geistlichen[364]:

Zwey und viertzig Jahr hab ich glehrt
In Christi Kirchen hie auff Erd /
Gepredigt das rein Göttlich Wort
In Lindach / Schwanß und Gmünden dort /
Biß ich hierher gen Regenspurg kam /
Man mich auch ins Predigtamt nam /
Meim Vatterland ich diente gern
Nach der Gnad / die mir GOTT thät bschern /
Gieng nun ins sechs und sechtzigst Jahr /
Mein Gott mir helff aus vieler Gfahr /
Der thät regirn mich aller Ort
Biß ich erlangt des Himmels Port.

Das ist noch ganz der Knittelvers von Hans Sachs mit der Zählung der acht Silben, mit der unbekümmerten Verwendung von Synkope und Apokope. Auch geistig fühlt man sich durch das Gedicht, das unter einen Stich des Toten gesetzt ist, um 100 Jahre zurückversetzt.

1667 war wenigstens äußerlich die Opitzreform schon durchgedrungen und der akzentuierende Alexandriner zum beherrschenden Vers geworden[365]:

Steh! Wandersmann! Steh still! eil nicht geschwind vorbey /
Sieh doch mit Schmertzen an / wer hier begraben sey.
Ein edles graues Haupt der Regenspurger Stadt. /
So weißlich gar viel Jahr daselbst regieret hat.
Ach! sieh wie hat Ihn doch / der Mörder so vermessen
Gar plötzlich und geschwind genommen und gefressen.
O rauhes Todten-Recht! Ist dann gar kein Anschauen

[364] Kreisbibliothek Regensburg, Rat. Civ. 417/149 von 1646.
[365] Kreisbibliothek Regensburg, Rat. Civ. 402/92, Nr. XXI.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0139-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Der Weißheit / Adels-Ruhm! darf dann kein Mensch nicht bauen
Auf Hoheit und Verstand! gilt kein Gerechtigkeit?
Ach nein es hilft hier nichts / ein jeder muß die Strassen /
Keyn Kayser / König / Fürst / wird hierinn frey gelassen.
Drum liebster Wanders-Mann merck du daß hier auf Erden /
Ich / Du / Er / Wir / Ihr / Sie / müssen zu Aschen werden.

Der Rhythmus entspricht schlecht und recht den modernen Forderungen, mit Ausnahme natürlich der letzten Zeile, bei der einem sogleich die Erörterungen von Prasch über die „Länge oder „Kürze" der einsilbigen Wörter in den Sinn kommen müssen. Der Alexandriner wirkt noch sehr ungelenk und zerfällt eigentlich immer in zwei Kurzverse, da die Cäsur überbetont ist. Die Stimmung der Verse steht gerade in den Anklängen an die Totentanzthematik der früheren Zeit recht nahe.

In den siebziger Jahren vollzieht sich stilistisch und geistig durch die Anwesenheit der Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft[366] ein grundlegender Wandel. Neben die Gelegenheitspoesie tritt eine selbständige Kunstdichtung. Es erscheinen nämlich in diesen Jahren regelrechte Gedichtbände, was es vorher nicht gab. Doch wirkt bei den eingesessenen Regensburgern das Mundartliche im Gebrauch von Synkope und Apokope[367] stark nach. Wir zitieren eine Strophe von Gottlieb Balduin von 1680[368]:

Dein Geist und Engel-Schutz
Scheid mich dein Schäflein von
  Gottlosen Böcken;
Des Satans Tück und Trutz /
Der Welt Betrug / das Fleisch /
  Den Höllen Schrecken
Mich scheiden nimmermehr von dir!
Der Seelen einge Lust-Begier
Sey nach dem Heilig'n Wort auf
  Deinem Wege /
Biß ich in dir zur seelig'n Ruh'
  Mich lege.

Diese Stelle für viele ähnliche. Der Apostroph spielt eine große Rolle bei Balduin. Auch im Vokalismus bleiben mundartliche Anklänge. So fehlt häufig der Umlaut. Sonst aber kann seine Dichtung als ein Musterbeispiel eines hochbarocken religiösen Liedes gelten.

Mit Prasch steht dann die Regensburger Dichtung ganz auf der Höhe der Zeit. Seine Verse laufen ganz reibungslos dahin: Vers- und Wortbetonung decken sich, die vorgegebenen Vers- und Strophenschemata sind sinngemäß verwendet. Die Reime verraten manchmal die mund-

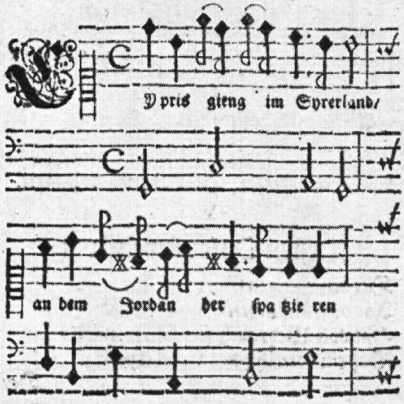
[366] Hohberg, Portner, Stubenberg.
[367] Verworfen von Opitz: Poeterei, a. a. O., S. 32 ff.
[368] Vorbild- und Betrachtungen, a. a. O., S. 576.

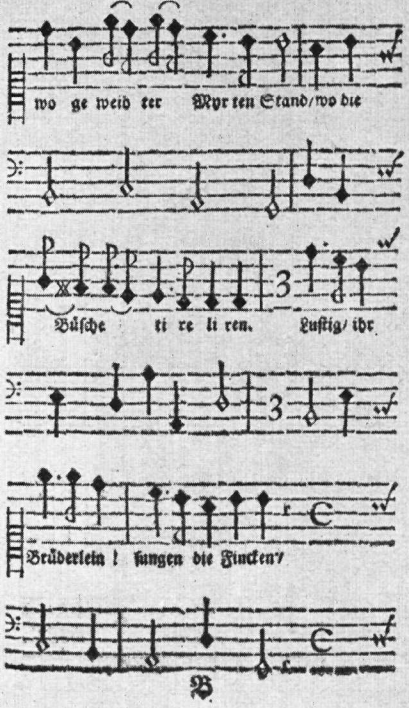
Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0140-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Der hat warlich des Gottes Wesen
Wol verstanden/ und nachgelesen.
Dann was ist er ein süsses Feuer/
Und dem Himmel beliebte Steuer.
Darum will ich mich auch bestreben/
Solchen Weyrauch herfür zu geben;
Will Astreen den Amor senden
Von des dienstbaren Hertzens Enden.
Ja/ ich weiß es/ sie wirds erhören/
Und die Schliche zu ihr mich lehren.

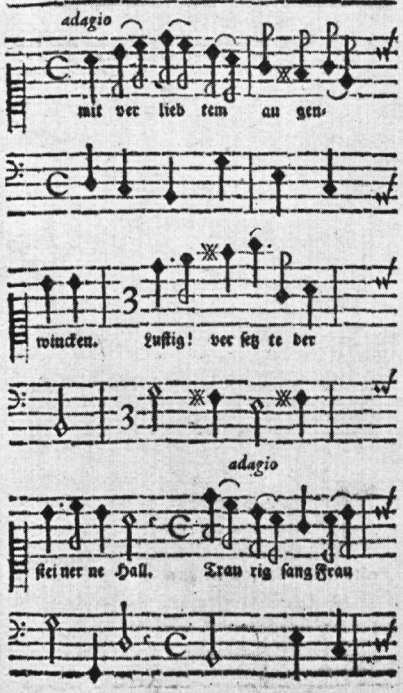
VIII.

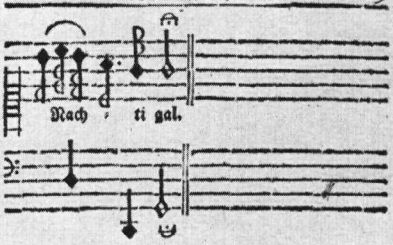
Astreen angeflamte Gegenliebe.





B





1.

Cypris gieng im Syrerland
An dem Jordan her spatzieren/
Wo geweihter Myrten Stand!
Wo die Büsche tireliren.
Lustig/ ihr Brüderlein! sungen die Fincken/
Mit verliebtem Augenwincken.
Lustig! versetzte der steinerne Hall.
Traurig! sang Frau Nachtigall.

2.

Diser süsse Vogelstreit
Hat der Göttin wol gefallen;
Noch mehr aber sie erfreut
Erstberührtes Flysses lallen.
Heiliges Wasser aus doppelter Quelle/
(Sprach sie) Libanons Geselle:
Weil du so freundlich beruffest zu dir/
Soltu mein seyn für und für.

Probeseiten aus dem Gedichtband „Astrea“
(Seite 137 ff.)

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0142-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

artliche Herkunft des Verfassers, sonst aber kommt er dem zur damaligen Zeit möglichen Ideal der Schriftsprache sehr nahe.

So hat man also in Regensburg im Laufe von gut dreißig Jahren in rascher Entwicklung die alten Versäumnisse wieder gutgemacht. Wie der neue Regensburger Stil aussieht und wie er sich in das allgemeine Bild der Barockliteratur einordnet, das lesen wir am besten an den Dichtungen von Prasch selbst ab.

1. Astrea, 1681

Dieser erste deutsche Gedichtband von Prasch[369] nimmt allerdings eine gewisse Sonderstellung in der Regensburger Entwicklung ein, während die beiden anderen Bändchen sich mit der sonstigen Regensburger Produktion gut vergleichen lassen. Wir lassen hier darum den Gedankenfaden liegen und werden ihn an gegebener Stelle wieder aufgreifen. Die Astrea muß aus der Entwicklung von Prasch erklärt werden.

Wie steht die Astrea im Gesamtwerk von Prasch? Sie ist ein Neueinsatz und gleichzeitig die Fortführung der bisherigen lateinischen Dichtung mit neuen sprachlichen und formalen Mitteln. Zunächst sei der Vorwurf und der Zweck der Sammlung angegeben. Die anderen Fragen, die wir stellen müssen, lassen sich daran gut anschließen.

Astrea ist ein Beiname der Dike, der Gerechtigkeit, der Tochter des Zeus und der Themis. Als Beschützerin des Rechtes und der Gerichte lebte sie im goldenen Zeitalter auf Erden. Im ehernen Zeitalter ging sie als letzte unter den Göttern zum Himmel, wo sie als Sternbild erglänzt[370]. Thema des Gedichtbandes ist also die Gerechtigkeit, genauer gesagt, die Liebe zur Gerechtigkeit. Das Ganze bietet sich nämlich als ein kleiner, wenn auch locker gebauter Liebesroman an. Astrea, das abstrakte Prinzip der Gerechtigkeit, wird personifiziert und als Geliebte verehrt und besungen. Der liebende Sänger stellt sich als einfacher Hirte Damon vor. So wird der Roman zur Schäferei. Über die Deutung besteht kein Zweifel, da der Verfasser im Vorwort Erklärungen gegeben hat: „Hat er [der Leser] Lust und fähige Neigung zu verblümten Reden und Tugendlehren / sonderlich was die Politische Gerechtigkeit [= Gerechtigkeit im sozialen Leben] angehet; so wird er deren hie genug / auf ungemeine [= nicht gebräuchliche] Art verfasset / finden. Ist er aber höher gesinnet / und ein tieffgelehrter Liebhaber der Gerechtigkeit / die für Gott gilt; hält er es auch nicht für unrecht / aus den Heidnischen Götternahmen und Fabeln / wie auch aus den Weltlichen Liebessachen / etwas nützliches von dem wahren Christenthum / und dessen Geheimnüssen / herfür zu bringen;

[369] WK 22.
[370] Roscher, Mythologisches Lexicon, a. a. O., Bd. 1, 1, Sp. 659.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0143-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

so wird er gleichfalls hie nicht wenig dessen / was er suchet / und also eine doppelte Allegorie / antreffen." Es soll also in der Form einer antik-mythologischen Liebeshandlung allegorisch eine Lebenslehre eingekleidet werden. Ohne Allegorie ist die „politische Gerechtigkeit" das Thema der barocken Epigrammatik von Logau oder Grob. Für Prasch aber, das sahen wir bei der Betrachtung der juristischen Werke, gibt es kein von der Transzendenz gelöstes Naturrecht und ebensowenig ein positives Recht oder eine Sitte, die nicht im von Gott gesetzten Naturrecht verankert sein müßten. Dieses Naturrecht kann der Christ in der Bibel greifen, er trägt das Gefühl dafür nicht nur im Herzen. Viele Gedichte der Astrea sind darum Versifizierungen von Bibelworten. Der „Tieffgelehrte Liebhaber der Gerechtigkeit", der die Bibel kennt und die natürliche Theologie studiert hat, weiß auch, daß durch die einfache „politische Gerechtigkeit", insofern sie Gerechtigkeit ist, notwendig göttliches Recht durchschimmert, und er wird den Liebesroman darum doppelt allegorisch auffassen. Es ist sehr tiefsinnig, wenn Prasch die Gerechtigkeit, die ihm als Juristen und Senator der Stadt Regensburg so am Herzen lag, in einer Liebesdichtung feiert, da für ihn als Anhänger von Grotius die Grundlage allen Rechtes im „appetitus socialis", oder wie er es nennt, in der „lex caritatis", in dem von Gott gegebenen Gebot der Liebe, beruht.

Damit verschränkt wird das Schäfermotiv: „wird es ihn [den Leser] nicht wunder nehmen / daß allhie der Damon / als ein Liebhaber der Astrea / aufgeführt wird / sonderlich im Geistlichen Verstande / da es heisset: Nicht viel Weise nach dem Fleisch / nicht viel Gewaltige / nicht viel Edle sind beruffen; sondern was thöricht ist für die Welt / das hat Gott erwehlet." Hier wird das Schäferkostüm theologisch gerechtfertigt. Der Schäfer wird als Sinnbild eines, „der der Welt ein Tor ist", der nicht klug ist wie die Kinder dieser Welt, verstanden. Der Schäfer Damon bedeutet den wahren Christen, der sich bemüht, als „Gerechter" zu leben.

Die Vorrede fährt weiter: „Warum aber diser Damon sich nicht wollen binden lassen / alles durchaus auf Schäferische nidrige Art auszusprechen, zeigt er seines Orts selber an. Er hätte auch auf des Virgilianischen Damons Beyspiel sich beruffen können. . . Dannenhero der geehrte Leser / sowol was ihn zu schlecht [= schlicht] und einfältig / als auch was ihn für einen Schäfer zu hoch düncken wird / . . . im besten zu vermercken geruhen wolle." So erneuert Prasch die Gedankengänge des Vorworts zu seinen Eclogen (1671)[371] und setzt mit der Astrea die Eclogendichtung in deutscher Sprache fort. Wir erinnern uns kurz. Prasch hatte aus dem Schwanken der Stilhöhe bei Vergil geschlossen, dieser wolle seine Allegorie absichtlich durchbrechen, um

[371] Vgl. Kap. II, A, 2. dieser Arbeit.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0144-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

wichtige politische Gedanken gebührend hervorzuheben. Bei seinen lateinischen Eclogen verfuhr Prasch nach dem nämlichen Prinzip und hier will er es wieder tun. Doch ist die Entwicklung unterdes weitergediehen. Schäferliche und lehrhafte Partien trennen sich von einander und das Ergebnis ist, „daß hier allerley Arten einzelner Gedichte untereinanderlauffen". Das erinnert wieder an den „Poematum libellus". Tatsächlich ist in der Astrea der Formenreichtum nicht geringer: Schäfergedichte, Liebesgedichte, Lehrgedichte, emblematische Gedichte, Epigramme, Satiren und Fabeln reihen sich in freier Folge aneinander. Ebenso steht es mit den metrischen Formen: Strophenlieder, längste und kürzeste Alexandrinergedichte, dreifüßige Jamben oder Trochäen, „gemischte Reimbänder" und Madrigale treten auf. Trotzdem ist die Anordnung nicht mehr willkürlich, wie im ersten lateinischen Gedichtband, wenn auch noch nicht streng zyklushaft, wie beim nächsten deutschen, der „Lobsingenden Harffe". Die 141 Gedichte der Astrea sind auf 3 Bücher verteilt und diese Bücher lassen einen architektonisch-symmetrischen Aufbau in der Gedankenführung der zusammengestellten Gedichte erkennen (nicht in der Zusammenstellung der Formen).

Das erste Buch enthält den ersten Teil des Schäferromans von der „lieblosen Jugend Damons", über das Erwachen des Liebesgefühls, die Liebeswahl, Zweifel und Entsagung, Widerruf der Entsagung bis zu dem Moment, da Damon zum erstenmal seine Geliebte erblickt. Die restlichen Gedichte preisen in immer neuen Variationen die Schönheit der Geliebten.

Nun muß man sich immer vor Augen halten, daß der ganze Liebesroman allegorisch gemeint, daß die Astrea das personifizierte göttliche Gebot der Liebe ist. Astrea zu lieben, heißt also gerecht leben. Das zweite Buch gibt dazu die Anweisungen, Damon und Astrea werden nur mehr erwähnt, handelnd treten sie nicht auf. An Stelle von Liedern und epischen Stücken finden sich hier Lehrgedichte und Epigramme usw. Zwei große Gruppen treten dabei einander antithetisch gegenüber. Die erste gibt die Gesetze und Gebote der Gerechtigkeit, die zweite stellt einen Katalog von Lastern und sozialen Ungerechtigkeiten zusammen. Das dritte Buch gleicht in der Art dem ersten, nimmt aber sozusagen eine rückläufige Bewegung. Es beginnt mit Lobgedichten und Hymnen an Astrea und mündet im zweiten Teil wieder in den Liebesroman ein. Das irdische Leben war nur eine Zeit der Brautschaft, der Vorbereitung. Erst im Tode wird Damon Astrea, die Gerechtigkeit, vollkommen besitzen. Mit einem schönen Abschiedsgesang an die noch unvollkommene irdische Welt klingt der Gedichtband aus.

Diese Gedanken- und Handlungsführung steckt allerdings oft verborgen unter reichem Rankenwerk, das beliebig vertauscht werden könnte. Aus diesem Grunde kann man die Astrea keinen strengen Zyklus heißen.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0145-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Soviel über die Stellung der Astrea in der dichterischen Entwicklung von Prasch und über die sehr geistreiche gedankliche Konzeption des Themas.

Hat Prasch sein Thema dichterisch bewältigt?

Gedanklich bilden alle Gedichte eine Einheit und folgen logisch aufeinander, gehören aber verschiedensten Gattungen an. Sollten alle auf den einheitlichen Nenner der gewollten geistigen Aussage gebracht werden, dann mußte die Allegorie und die doppelte Allegorie zur Anwendung kommen. Die Gattungen können sich nicht mehr rein erfüllen. Es ist klar, daß dadurch die ganze Sammlung mühsam und gezwungen wurde. Besonders deutlich wird das an den Gedichten des schäferlichen Liebesromans. Ein religiöses Schäfergedicht liegt durchaus im Bereich der dichterischen Möglichkeiten. Bei diesem „Roman" aber ist es anders. Die Liebe zu der in Gott ruhenden Gerechtigkeit birgt als Stoff keine epischen Möglichkeiten in sich, aber gerade die sucht ihm Prasch zu entlocken. Das allegorische tertium comparationis ist meist einfach an den Haaren herbeigezogen. Ein Beispiel: Der Hirte Damon schneidet in die Rinde der Weidenbäume, wie Verliebte zu tun pflegen, den Namen seiner Geliebten Astrea. Das soll nun auf das in der Seele erwachte Gerechtigkeitsgefühl deuten! Am glücklichsten fährt Prasch noch, wenn er die Situation nicht konkret, sondern ganz allgemein wählt und sich nur auf die Ausmalung des Affektes verlegt. So im „Bericht vom Himmel". Damon hat zum erstenmal Astra gesehen und gibt stammelnd seine Gefühlseindrücke wieder:

O Götter! o Menschen! o Herden! o Weiden!
Was hab ich erflogen für heimliche Freuden?
Was hab ich gesehen / gehöret / gefühlt /
Gerochen / geschmäcket / wo Paphius hielt?

Gesehn die Astrea; gehört die Sirenen /
So lieblich an allen Frontieren erthönen;
Gefühlet die Wolcken; gerochen den Most /
Den Hebe credentzet; geschmäcket die Kost.

Ambrosia / da sich die Dichter mit zahlen /
Die hab ich versuchet aus güldenen Schalen.
Es ward mir ein ewiges Labsal und Heil /
So neunmal noch süsser / als Hybla / zu theil.

Das liebliche Nectar hat Damon getruncken /
Bis daß er im Tummel zu Boden gesuncken;
Und fühlet noch ietzo den göttlichen Rausch.
O herrliches Leben! o glücklicher Tausch!

Nun mag es wol schlossen / und donnern / und blitzen.
Ich förchte mich gar nicht vor solchen Geschützen.
Das Erdreich mag zittern und beben dafür.
Ich bin ja im Himmel / der Himmel in mir.

Und solten die Blitze / die Donner / die Schlossen
Mich dennoch zu Pulver verbrennen und stossen;
So bin ich zufriden / so grauet mir nicht.
Das alles versüsset ein holdes Gesicht.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0146-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

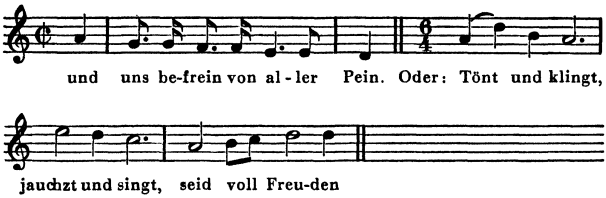
Laß Marspiter wüten mit sengen und morden /
Laß Juno durch Eol mit grausamen Norden
Sich üben / laß zürnen die unterste Welt.
Wann Damon nur seiner Astrea gefällt.[372]

Das Gedicht ist mit Noten versehen. Der punktierte Dreierrhythmus und die sprunghafte Führung der Melodie, das daktylische Versmaß, das rasche Tempo des Vortrages, die Kurzgliedrigkeit und der Parallelismus der syntaktischen Fügung, die Ausrufe, die lautmalenden Wörter, die Assonanzen, der deutliche Ansatz zu reichen Reimen und inhaltlich die Bestürmung aller fünf Sinne, das zusammengenommen bringt den beabsichtigten Affekt der Freude ausgezeichnet zur Darstellung.

Da die Rede auf Affektdarstellung gekommen ist, erinnern wir uns des bei der Behandlung der Poetik-Schriften gegebenen Versprechens, an den Dichtungen zeigen zu wollen, daß Prasch sich selbst tatsächlich an die Regeln der Affektenlehre hält. Aus dem „Bericht vom Himmel" kann der Beweis abgeleitet werden, wir haben es selbst schon andeutungsweise getan. Noch beweiskräftiger ist das Gedicht „Astreen angeflammte Gegenliebe". Auf der nächsten Seite findet der Leser das Lied mit zwei Strophen. Bemerkenswert an dem Gedicht ist der mehrmalige Wechsel im Metrum zwischen trochäischen und daktylischen Verszeilen. Nach der Theorie von Prasch, die in der „Gründlichen Anzeige von Fürtrefflichkeit und Verbesserung Teutscher Poesie"[373] niedergelegt ist, müßte der Trochäus sich schicken: „zu traurigen / niedrigen / gelinden / schmeichelhafften / tröstlichen Sachen", während der Daktylus als Darstellungsmittel gesteigerter Freude zu gelten hat. Genau den gleichen Stimmungsgegensatz drückt der Text aus, vor allem in der ersten Strophe. Die Komposition stammt von Hieronymus Kradenthaler, der sie im Auftrag von Prasch eigens für die Veröffentlichung geschrieben hat. Sie wendet auf musikalischem Gebiet die gleichen Prinzipien an, die Prasch bei der Dichtung befolgt. Die trochäischen Verse sind im Viererrhythmus wiedergeben, also akzentuierend, nicht quantitierend aufgefaßt. (Prasch vertritt ja wie Opitz das reine Akzentuierungssystem in seiner Theorie). Als Grundmaß für eine Silbe verwendet der Komponist eine Viertelnote. Hätte er die deutschen Verse quantitierend wiedergeben wollen, dann müßte der Trochäus in punktierten Vierteln oder im Dreiertakt vertont worden sein. Andere zeitgenössische Komponisten vertonen deutsche Verse tatsächlich quantitierend. Ein Beispiel aus einem Gedicht der „Heiligen Seelenlust" von Angelus Silesius. Die Musik schrieb Georg Joseph[374]:

[372] S. 47—50.
[373] Ausführlich dargelegt: Kap. II, D, 1.
[374] 1657 und 1688. 1. Buch, Nr. XXV, „Das neugebohrne Kindelein".

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0147-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg



So geht Kradenthaler nur bei quantitierend gebauten lateinischen Gedichten von Prasch vor[375], bei den deutschen aber nie. Jamben und Trochäen stehen hier stets im Vierertakt. Das Metrum ist dadurch genügend gekennzeichnet, daß die betonten Silben immer auf einen guten Taktteil treffen, was aus dem mitgeteilten Beispiel klar zu ersehen ist. Die freudigen daktylischen Verse setzt Kradenthaler stets in den punktierten Dreiertakt. Die Entsprechung im gewählten Rhythmus bei der Dichtung und bei der Musik entspricht ganz den Forderungen der musikalischen Affektenlehre. Kepler schreibt (vgl. Anm. 350): „Anders ist die Wirkung des sog. dreiteiligen, anders die des zweiteiligen . . . Der dreiteilige Rhythmus nun ist stürmisch und leidenschaftlich, der zweiteilige ruhiger, friedlicher, gelassener." Diese gegensätzlichen Affekte wollen Text und Musik tatsächlich herausarbeiten. Nicht nur durch den Rhythmus, auch durch das Tempo. Es wechselt hier zwischen Adagio und Allegro. Auch beim bloßen Lesen der Verse käme man notwendig darauf, das Sprechtempo langsamer und schneller zu wählen. Über diesen Punkt schreibt Kepler: „Unter die allgemeinen Elemente [der Affektenlehre] ist ganz besonders auch die Schnelligkeit oder Langsamheit des Rhythmus oder des Taktes zu rechnen. Die erste dient dem Ausdruck des Zorns, der Erregung, der Kampfeslust, der Fröhlichkeit; die letztere den Affekten, denen wir uns in Ruhe hingeben, der Trauer, der Liebe, der Sehnsucht." Darüber hinaus beachtet Kradenthaler noch die Affektwirkung der Melodieführung. Die trochäischen Partien stattet er mit kleinen, die daktylischen mit großen Intervallen aus, auch darin den Lehrvorschriften gehorsam.

Die Übereinstimmungen in der Gestaltung von Dichtung und Komposition sind nicht zufällig. Im ganzen 17. Jahrhundert verwendete man viel Sorgfalt auf das Wort-Ton-Verhältnis. Bei allen Werken aus der Zusammenarbeit von Prasch und Kradenthaler passen Wort und Ton besonders gut aufeinander, sie helfen zusammen, den gewollten Ausdruck zu erreichen. Es ist zu vermuten, daß beide sich ein eigenes System zurechtgelegt haben, nach dem sie arbeiten konnten. Die Prinzipien dafür holten sie aus der musikalischen Affektenlehre, das ist sicher.

[375] Geistlicher Blumenstrauß, WK 25, Nr. XXV u. XXVI.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0148-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Wir aber können hier lernen, wie verfehlt es ist, bei der Beurteilung von Barocklyrik nur einseitig auf den Text zu sehen. Erst Wort und Ton zusammen machen bei Liedern das Kunstwerk aus. Die oft schwachen Texte der 16 komponierten Lieder der Astrea wirken viel überzeugender, wenn man sie musikalisch aufführt.

Noch eine stilistische Bemerkung: Wenn Prasch in dem Gedicht „Astreen angeflammte Gegenliebe" verschiedene Metren in einer Strophe mischt, dann verwertet er eine Errungenschaft von Zesen, die von der Germanistik noch nicht gebührend gewürdigt wurde. Von Opitz bis Zesen kam innerhalb einer Strophe nur ein einziges Metrum zur Anwendung. Zesen führt die „gemischten Reimbänder" neu ein und tut sich auf seine Erfindung viel zugute[376]. Markwardt[377] z. B. geht an der wichtigen Neuerung achtlos vorüber. Gemischte Reimbänder in einer Strophe bedeuten bei den stets komponierten „Oden" einen Affektwechsel auf engstem Raum. Erst durch den unmittelbaren Kontrast wird der Affektcharakter so deutlich spürbar. Zesen hat mit seiner scheinbar unwichtigen Erfindung eine nervösbewegliche, emotionale hochbarocke Kunst heraufführen helfen.

Nach diesem Exkurs über die Affektenlehre zurück zur Betrachtungslinie! Bei den Gedichten und Liedern des Liebesromans stellten wir den wenig geglückten Versuch fest, das abstrakte Thema episch zu gestalten. Die Schwierigkeiten in den rein lehrhaften Partien wären an sich geringer. Tatsächlich finden sich hier einige recht gute Gedichte, so beispielsweise das „Lob der Gerechtigkeit"[378] oder die biblische Parabel vom Turmbau[379]:

Wer ein festes Haus / einen Thurn will bauen /
Pflegt wol der dem Glück also blind zu trauen?
Sitzt er nicht zuvor manchen lieben Tag /
Ecket alles aus / macht den Überschlag /
Und bevor den Riß / fraget seine Renten /
Fraget seinen Muth / ob ers auch mög enden?
Findet er bey sich / daß es thunlich sey /
Dann beschleust er Ja / und verharrt dabey. etc.

Indes sind die meisten lehrhaften Stücke nicht so schlicht und gegenständlich gehalten. Auch sie sind von dem etwas verkrampften Willen zur Versinnlichung besessen.

Ein Beispiel:

Warum die Ehrsucht dieses Buch [das II.] beschliesse.
Die Ehrbegier die schleust mit recht allhie den Tantz.
Denn also sagt Astree: Wer Kopf will seyn / ist Schwantz.

[376] Helicon, a. a. O., Mitteltreppe und Obertreppe.
[377] A. a. O., 1. Bd., S. 141 ff.
[378] Ganz abgedruckt in dieser Arbeit S. 48 f.
[379] S. 94 f. Nach Luc. 14, 28—30. Die Art der Versifikation entspricht der Technik der Aureae Parabolae, WK 3. Darüber: Kap. II, A, 3. dieser Arbeit.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0149-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Der Zweizeiler umschreibt allegorisch das Bibelwort von den ersten, die die letzten sein werden.

Die ganze Astrea also strebt einen sinnlichen Stil an, den es nun näher zu bestimmen gilt. Am besten geht wohl die Betrachtung von einem Beispiel aus, das in Stil, Technik und Qualität dem Durchschnitt der Sammlung entspricht.

Pans Pfeiffenwerck.[380]

Zur Zeit Astreen war sein Orgelwerck zu finden /
So groß als unser Dorff / beseelet von den Winden;
Da allweg eine Pfeiff empor für andre gieng /
Und gab den süssen Laut / gleichwie sie ihn empfieng /
Auf blosses wincken nur. Dahero dann entsprungen
Die schöne Harmonie / und Himmel-ein gedrungen.
Der Phebus stund bestürtzt / Bootes selber lieff /
Und hörte die Siren / Arions Pferd entschlieff.
Allein der Neid / der Schwantz an allen schönen Dingen /
War emsig / seinen Rost und Wust hinein zu bringen /
Versetzte manches Rohr / verstimte das Clavier.
Es wollte nunmehr nichts erschallen nach Gebühr.
Was nidrig solte gehn / vermaß sich hoch zu klingen.
Ein gar erbärmlich Spiel / ein rechtes Eulen-singen /
Und Katzen-Orgelwerck. Die Windeslade brach.
Register / und Pedal / und Kuppel folgten nach.
Als dieses Pan gesehn / da macht er aus dem grossen
Ein kleines Pfeiffenwerck / dem Neide recht zum Possen.
So klein / so artig ists. Auch Jovis Hoheit gibt
Dem süssen Thone statt / so offt ihm Lust beliebt.

Unbildlich ausgedrückt will das Gedicht sagen: Gott hat die Welt nach seinem Bild, nach harmonischen Proportionen geschaffen. Alle Teile klangen richtig zusammen. Da hat des Teufels Neid den Menschen verführt und mit der Erbsünde kam ein Riß in die ganze Welt. Erst durch den Erlösungstod Christi wurde der Mensch, die „kleine Welt" wieder in den Gnadenstand aufgenommen[381]. Der Mensch kann sich, vermutlich gerade mit seiner harmonischen Kunst, an Gott wenden und findet bei ihm Gehör.

Die Gedankenführung stammt aus den Bereichen der harmonischen Spekulationen, denen wir in den Schriften zur Poetik begegneten. Woher kommt das Bild von der Orgel? Man denkt unwillkürlich an eine emblematische Darstellung. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß ein Kupferstich aus der „Musurgia Universalis" des Athanasius Kircher[382] die Anregung gegeben hat. Auf diesem Stich ist nämlich die harmonisch geschaffene Welt als ein Orgelprospekt dargestellt.

Wie bei diesem Gedicht, so sind auch bei vielen anderen Einflüsse von der Emblematik her, einer Sonderform der optischen Allegorie,

[380] S. 73 f. Das Eröffnungsgedicht des 2. Buches.
[381] Nur der Mensch, nicht die ganze Welt. Das ist echt protestantisch gedacht.
[382] A. a. O., 2. Bd., nach S. 366.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0150-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

nachzuweisen. Die Technik der emblematischen Dichtung wurde von Harsdörffer in den „Frauenzimmergesprächsspielen" entwickelt und von den Nürnbergern allgemein viel angewendet. Prasch geht über die Nürnberger Praxis hier noch hinaus. Er erweitert das Bild zur allegorischen Gleichniserzählung, bleibt aber im Bild. Zu diesem Zweck dienen eine Reihe von Metaphern, die alle die Orgel stellen muß.

Die Metaphorik ist ein weiterer allgemeiner Stilzug der Astrea. Umschreibung, Metapher, ständige Wiederholung des gleichen Gedankens mit neuen Bildern (nicht immer wird ein Bild in allen Möglichkeiten erschöpft wie hier) finden sich in allen Gedichten. Solche hochbarocke, litaneiartige Metaphernketten, oft aus bekannten und geläufigen Concetti zusammengesetzt, verwenden die Nürnberger und Hofmannswaldau gleicherweise. An welchem Vorbild hat Prasch seinen Stil geschult? Cysarz reiht ihn als unmittelbaren Nachfolger Hofmannswaldaus ein[383]. Für seine Ansicht spricht manche Stelle, die ohne die Beeinflussung durch Hofmannswaldau schwer denkbar wäre.

An deinen Brüsten hangen
Und Göttermilch empfangen
Durch diese beiden Ballen /
Aus warmem Schnee gefallen.

An die Heldenbriefe erinnern die Verse eines Lobgedichtes an Astrea:

Astrea / sey gegrüsst / du Gifft und Tod der Sorgen /
Du Leben des Gemüths / so lieblich als der Morgen /
So nützlich / als der Tag / du Sündenhasserin /
Du weiser wahrer Mund / du Sittenkönigin. etc.

Doch sind derartige Stellen verhältnismäßig selten. Die ganze sonstige Art ist denkbar weit von Hofmannswaldau entfernt. Es fehlt die urbane Eleganz, die rhythmische Beweglichkeit, der Nuancenreichtum. Bei Hofmannswaldau sind alle marinistischen Concetti zu einem organischen Stil eingeschmolzen. Formale Mittel und Inhalt klaffen nicht auseinander[384].

Ganz anders bei Prasch. Dem gelingt es selten, einen Gedanken sprachlich wirklich zu verkörpern. Der Bilder- und Metaphernreichtum bleibt meist eine willkürliche rhetorische Ausschmückung eines ohne weiteres abziehbaren Gedankengerüstes. Das erinnert stark an die Schmuck-Technik der Nürnberger Dichter. Tatsächlich läßt sich ihr Einfluß auf Schritt und Tritt nachweisen. Die Einstufung durch Cysarz ist also dahin zu korrigieren, daß Prasch ein Nachfolger der Nürnberger ist.

[383] A. a. O., 2. Bd., S. 219 ff.
[384] Die einzige überzeugende Interpretation von Hofmannswaldaus Stil: Stöcklein, Hofmannswaldau und Goethe, a. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0151-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Doch bestehen auch zu ihrer Art Unterschiede. Prasch kennt nicht die Lust am reinen Formenspiel. Ihm gerät alles ernster, oft zu ernst. Sein Eigenstil ließe sich mit den Beiwörtern schwerflüssig, drastisch, derb umschreiben. Jeder Zug ist überbetont und grell. Beispiele aus unserm Gedicht: „der Neid / der Schwantz an allen schönen Dingen; Rost und Wust; erbärmlich Spiel; Eulen-singen; Katzenorgelwerck; zum Possen." Wo man die Astrea aufschlägt, trifft man auf ähnliche Bildungen: „Phyllis ist ein grobes Holtz; der Liebsten saure Lust; wer hie nicht nach will fliegen / der bleib im Drecke liegen; mein Hertz ist durchgesäget." Ja ganze Gedichte bestehen aus grellen Bildern.

Wer bistu / daß du darfft um Jovis Tochter werben?
Ein fauler Madenkäs / ein alt Geschirr von Scherben /
Ein Liechtlein ohne Glantz / ein Nachen ohne Port /
Ein angebranter Baum / so allgemach verdorrt.
Ein rechtes Elendthier / ein Gaul / zur Last erkohren /
Ein eingefleischter Tod / ein Muster von den Mohren. usw.

Manchmal kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß geschmackliche Entgleisungen und häufig vorkommende harte Konstruktionen auf Unbeholfenheit zurückzuführen sind. Prasch hatte ja noch kaum Erfahrung in der deutschen Dichtung. Wie groß ist der Abstand zu den flüssigen und feinnervigen lateinischen Gedichten! Es besteht ein ähnlicher Zwiespalt, wie bei den vollendeten lateinischen Versen von Balde und seinen unbeholfenen deutschen.

Trotzdem ist ein ausgesprochener Stilwille in der Astrea nicht zu übersehen, der eben in die angegebene Richtung aufs Grelle, Schwülstige, Überladene zu geht.

Noch ein zweiter Punkt scheidet die Dichtung von Prasch von der üblichen Art der Nürnberger: die überreiche Verwendung der antiken Mythologie. Fast jedes Gedicht ist von vielen, oft schwerverständlichen mythologischen Anspielungen durchsetzt. Auch die Hauptallegorie der ganzen Sammlung, himmlische Gerechtigkeit = Astrea, ist aus dem Schatz der antiken Mythologie genommen. Wir müssen uns darum grundsätzlich darüber klar werden, warum und auf welche Anregung hin Prasch ein religiöses Thema in antik-mythologischer Verkleidung behandelt, sonst bleibt der ganze Gedichtband unverständlich. Das Gleiche gilt auch für das Drama „Alkestis" und den Roman „Psyche Cretica".

Wir gehen wieder mit der Betrachtung vom Beispielgedicht aus. Seltsam mutet die mythologische Stelle an:

Der Phebus stund bestürtzt / Bootes selber lieff /
Und hörte die Siren / Arions Pferd entschlieff.

Sie ist nur von Opitz her zu verstehen. Der prägte die nachgeahmten Verse:

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0152-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Der Monde stund verzagt /
Und meynt' er würde nun auß seiner Bahn verjagt;
Der weisse Beer hat fast die Flucht von dar genommen /
Auß Furchte Phaeton der wäre wieder kommen.

Ähnlich ließe sich für viele Stellen die Vorlage bei Opitz ermitteln. Sind doch bei diesem wie bei keinem anderen zeitgenössischen Deutschen mythologische Tropen die Fülle zu finden. Vor Opitz fanden nur wenige heidnische Götternamen in der deutschen Dichtung Verwendung. Mit ihm tritt eine große Wandlung ein. Er wollte die neuzuschaffende deutsche Dichtung mit der Antike, den Neulateinern und den europäischen Nationalliteraturen konkurrenzfähig machen, ja mit ihr sie noch übertreffen. Alle Dichter dieser Literaturen waren gelehrt und bezogen ihren Schatz an Bildern und Vergleichen weitgehend aus der antiken Mythologie. Also tut es ihnen Opitz an Gelehrsamkeit zumindest gleich und er lenkt darum in seine Dichtungen[385] einen breiten Strom von Mythologemen. Wesentlich für seine Technik ist, daß er die Mythen selten ganz erzählt, sondern sie nur als Metaphern benützt. Das heißt, er verwendet sie rein allegorisch für moralische und andere Begriffe. Ein Beispiel für diese Opitztechnik aus dem Beispielgedicht von Prasch: „Zur Zeit Astreen war ein Orgelwerck zu finden". Es wird nicht der ganze Mythus erzählt, daß die Göttin Astrea im goldenen Zeitalter auf Erden lebte usw. Der gebildete Leser versteht die Anspielung sofort: Zeit Astreen, das heißt goldenes Zeitalter, das heißt für uns Christen Zeit des Paradieses. Wie hier die Astrea sind die anderen heidnischen Figuren bei Prasch und bei dessen Vorbild Opitz keine numinosen Wesen, sondern Kennmarken für klar umrissene, logisch greifbare Bedeutungsinhalte, die man in ein Werk beliebigen Inhaltes als Metaphern einsetzen kann. Wofür sie Opitz als Metaphern nimmt, das sagt er selber[386]: „Die nahmen der Heidnischen Götter betreffendt, deren sich die stattlichsten Christlichen Poeten ohne verletzung jhrer religion jederzeit gebrauchet haben, angesehen das hierunter gemeiniglich die Allmacht Gottes, welcher die ersten menschen nach den sonderlichen wirckungen seiner unbegreifflichen Maiestat unterschiedene namen gegeben, als das sie, wie Maximus Tyrius meldet, durch Minerven die vorsichtigkeit, durch den Apollo die Sonne, durch den Neptunus die Lufft welche Erde unnd Meer durchstreichet; zue zeiten aber vornehme Leute, die wie Cicero im andern buche von den Gesetzen saget, umb jhres vordienstes willen in den Himmel beruffen sein, zue zeiten was anders angedeutet wird, ist allbereit hin und wieder so viel bericht darvon geschehen, daß es weiterer außführungen hoffentlich nicht wird von nöthen sein." Für

[385] Vor allem in die Lehrgedichte: Vesuvius, Lob des Krieges-Gottes, Zlatna, Lobgesang Jesu Christi.
[386] Poeterei, a. a. O., S. 12.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0153-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

diese Abhandlung ist nur der erste Punkt, die allegorische Umschreibung religiös-christlicher Inhalte von Bedeutung.

Sie ist keine von Opitz oder einem anderen erfundene Gelehrtenwillkür, sondern basiert auf einer alten religionsgeschichtlichen Spekulation, die nur bei Opitz sehr klar zutage tritt: Alle Menschen stammen von Adam und Eva ab, denen der dreieinige Gott sich geoffenbart hat. Aber die kommenden Geschlechter waren zu „ungeschlacht", um die Lehren von den himmlischen Dingen recht zu fassen. Weise Männer hätten darum die Wahrheit in Reime und Fabeln versteckt, um sie dem einfachen Volk schmackhaft zu machen[387]. Auf diese Weise sei die Poesie eine verkappte Theologie geworden, denn ein einiger und ewiger Gott sei von allen Völkern geglaubt worden. „Weil aber Gott ein unbegreiffliches wesen und über menschliche vernunfft ist, haben sie vorgegeben, die schönen Körper über uns, Sonne, Monde und Sternen, item allerley gutte Geister des Himmels wehren Gottes Söhne und Mitgesellen, welche wir Menschen vieler grossen wohlthaten halber billich ehren solten". Die Götterlehren aller Völker sind also aus den Resten der in Verwirrung und Vergessenheit gekommenen Uroffenbarung entstanden und somit gleichsam geheiligt und in ihrer Verwendung für die neue Dichtung sanktioniert. So konnte man getrost gewagte Allegorien verwenden. Im 16. Jahrhundert wurde Jason mit Josua identifiziert, die versteinerte Niobe mit Loths Frau, die Ilias behandelte Kanaans Eroberung durch Josua und Heinsius brachte im Trauerspiel „Herodes Infanticida" die Furien als Teufel mit den Engeln auf die Bühne. Das berühmteste Lehrbuch der Mythologie, die „Genealogia Deorum" von Boccaccio, hatte in mystischer Apologetik die Mythologie auf die Offenbarung zurückgeführt. Im 14. Jahrhundert hatte Thomas von Walleys die Metamorphosen des Ovid religiös erläutert. Ein Höhepunkt des Renaissancewitzes ist es, wenn in den „Dunkelmännerbriefen" Frater Konrad Dollenkopfius mit Entzücken seinem Magister berichtet, er könne nunmehr die Fabeln Ovidii vierfach erklären: naturaliter, liberaliter, historialiter und spiritualiter nach dem Magister Th. von Walleys. Wenn Cadmus seine Schwester sucht und eine große Stadt gründet, so sei Christus gemeint, der die Seele des Menschen sucht und die Kirche stiftet[388]. Wir sehen eine Tradition verlacht, die bis in altdeutsche Zeit zurückreicht. Es sei nur an den Phönix im Physiologus erinnert, der auch als Symbol

[387] Topos: die süß verpackte bittere Pille. Er wurde von Plato geprägt: Staat, III 405 D. In der Literatur aller Jahrhunderte läßt er sich nachweisen. Im 17. Jahrhundert begegnet er auf Schritt und Tritt. Besonders gern bezeichnete man die Dichtung als süß verpackte bittere Pille. Man verstand darunter, die Aufgabe der Dichtung sei: „prodesse et delectare".

[388] Nach Cholevius, a. a. O., 1. Bd., S. 343—353. Dazu auch: Curtius, a. a. O., S. 222 ff.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0154-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Christi aufgefaßt wird. Keineswegs war aber die Macht der Tradition durch die Dunkelmännerbriefe gebrochen. Sie erfuhr im 17. Jahrhundert eine glänzende Neubelebung. Das Beste sind wohl Autos von Calderon mit mythologischer Handlung (Der göttliche Orpheus, die beiden Amor und Psyche-Stücke). Durch die oben erwähnte Uroffenbarungslehre gestützt, pflanzte sich die Tradition in ihren Ausläufern bis ins 19. Jahrhundert fort. Eine ältere Richtung der neubegründeten mythologischen Wissenschaft (Chateaubriand) glaubte in den Mythen des Heidentums christliche Dogmen in symbolischer Einkleidung zu entdecken; eine jüngere Richtung (Creuzer, Görres) versuchte durch symbolische Interpretation philosophische Wahrheiten aus den Götterlehren herauszuschälen. Opitz ist also nur ein Glied in einer langen christlichen Traditionskette.

Von Opitz lernte das deutsche 17. Jahrhundert die religiöse Umdeutung der antiken Mythologie. Er kommt aus dem Gelehrtenstand und findet darum die stärkste Resonanz und die treueste Gefolgschaft auch hier. Doch der von Opitz angeführte Einzug der alten Götter in die neue deutsche Dichtung vollzog sich nicht ohne heftigen Kampf. Die Gegner kamen aus zwei Lagern; einmal aus den Reihen der volkstümlichen Schriftsteller und Satiriker (Rachel, Schupp, Wernicke), die an dem übergelehrten Wesen Anstoß nahmen; zum anderen aus ängstlich orthodoxen Kreisen, die die heidnische Mythologie als Aberglauben ablehnten. Ein Seelsorger von Gewicht wie J. Rist warnte vor Terenz und der Schar der alten Götter. Schottel sagt in der Hauptsprache: „Wir haben ja unsere Christliche Religion / und die schüldige Pflicht unseren Gott aufs höchste zu loben; also / daß das alte Latium, das abgöttische Griechenland / die Trojanischen Mährlein und derogleichen lauter Affenwerck / Kinderspiel und nichts hergeben zu halten sey." Sogar Zesen erklärt im Helicon: „Die nahmen der Heidnischen Götsen und Götsinnen / wie auch die aus dem heidenthum entsprießende ahrten zu reden / sollen von uns / die wier Kristen seind / gantz nicht gebraucht / oder doch zum wenigsten verändert / werden, usw."[389]. Die Nürnberger, von denen Prasch, um auf ihn zurückzukommen, dichterisch abhängig ist, gebrauchen die Mythologie in ihren weltlichen Gedichten sparsam und meiden sie in den geistlichen. Von ihnen konnte Prasch, der sie gerade in geistlichen Werken bevorzugt einsetzt, also nichts lernen. Er hat tatsächlich auf Opitz zurückgegriffen, soweit ihm die Mythologie nicht schon aus der neulateinischen Tradition geläufig war. Er war wie Opitz von Herzen Gelehrter. Die von Opitz aufgegriffene Uroffenbarungslehre mußte ihm sehr behagen, da sie wundervoll mit seinen sprachtheoretischen Anschauungen übereinstimmte. So handelte er nur nach seinen innersten Überzeugungen, wenn er wie Opitz

[389] Haubt Sprache, a. a. O., S. 108. Helicon, a. a. O., Mitteltreppe, 6. Stuffe.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0155-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

seine Werke mit Mythologie überlud. Trotzdem besteht auch zu der Praxis von Opitz ein Unterschied. Der behandelt die mythischen Figuren nicht ausschließlich als moralisch-religiöse Metaphern. Er nimmt sie z. B. auch als Schmuck in rein weltlichen Liebesgedichten. Prasch dagegen ist streng religiös orientiert. Er gebraucht die Mythologie nur im geistlichen Verstand. Pan und Jupiter sind Gott, Amor oder Cupido Christus, die Venus die göttliche Liebe, die Astrea die göttliche Gerechtigkeit. Die Unterweltgottheiten versinnbildlichen Hölle und Teufel, die Furien das böse Gewissen, Fortuna und die Parcen das von Gott verhängte Schicksal. Die Heroen und Helden der Sage geben Exempla für richtiges und falsches sittliches Verhalten ab. Der ganze Liebesroman des Schäfers Damon zur Sterngöttin Astrea schließlich, wie wir schon wissen, handelt eigentlich vom Erwachen der Gerechtigkeitsliebe in der christlichen Seele. In ähnlicher Weise versinnbildlicht der in dem lateinischen Roman „Psyche Cretica“ (1685) gestaltete Amor- und Psyche-Stoff die Liebe der christlichen Seele zum Seelenbräutigam Jesus. Dort ist also eine für epische Gestaltung ausgezeichnet geeignete volle Erzählung als allegorischer Rahmen gewählt. Die Astrea dagegen blieb reine Personifikation. Die vielen mythologischen Anspielungen konnten sich nicht zum Gesamtbild zusammenschließen, sie wurden nur eine weitere, das Verständnis erschwerende Belastung der ohnehin gedanklich und bildlich schon überfrachteten Sprachform des Werkes. Der kühn gedachte und mit großem Ernst unternommene Versuch von Prasch, ein abstraktes Thema barock zu versinnlichen, muß — mindestens für heutiges Empfinden — als gescheitert betrachtet werden. So kehrt der Kreis der Untersuchungen über die dichterische Qualität der Astrea zu seinem Ausgangspunkt zurück. Vereinzelt, das wurde schon betont, gelingen Prasch freilich recht beachtenswerte Gedichte in männlich-schwerer, düster-kraftvoller hochbarocker Art. Als versöhnlicher Abschluß folge so ein Gedicht:

Der Soldaten Feldzug.

Die Trummel klinget schon.
Wir müssen fort / allon!
Gradiv / du starcker Gott /
Zeuch aus mit deiner Rott /
Und höre disen Klang /
Und segne disen Gang.
Wir wollen ja dir nun
Ein blutigs Opfer thun;
Verheeren weit und breit /
Was Amor ausgestreut;
Zerbrechen Caij Thron /
Und manche Landeskron.
Der kleine Ruhm soll dein /
Der Raub soll unser seyn.
Entzünd uns nur den Muth
Mit reicher Höllenglut.
Ihr Furien / auf / auf!
Begleitet unsern Lauf /
Bewaffnet uns allzeit.
Mit Unbarmhertzigkeit.
Iacchus / schenck uns ein /
Den besten Brantewein.
Es muß der Rhea Sohn
Uns heute noch vom Thron.
Astrea muß in Hafft /
Beraubt der Jungferschafft.
Die Pallas wollen wir
Carthaunen spannen für;
Die Musen alle neun
In Mörser laden ein.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0156-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Taff / taff. Es gehet an.
Ihr Helden / auf den Plan!
Und Bruder / weistu was?
Sey kein gehelmter Haas.
Es komt ein toller Hund /
Der hat die Wehr im Mund.
Erschieß! erhau! erstich!
Du bist ja fest / wie ich.
Beym hundert Element /
Der Feind ist weggerennt.
Es hat ihn / wie man spührt /
Der Pluto fortgeführt.
Wolan / so folgen wir
Hinnach zur Höllenthür /
Mit rother Siegesfahn /
Und unser Fürst voran.
Es wartet auf ihn schon
Die glüend heisse Kron.

Der 1680 erschienenen „Gründlichen Anzeige“[390] ist eine recht umfangreiche „Poetische Zugabe“ beigebunden. Es sind in ihr fast nur Epigramme und gnomische Dichtungen enthalten, die als Nebenwerk oder Abfallspäne von der Arbeit an der Astrea leicht zu erkennen sind. Man kann sich fragen, warum Prasch sie nicht gleich in die Hauptveröffentlichung gesetzt hat. Stilistisch hätten sie hineingepaßt. Es sind aber in ihnen mehr bürgerliche Moralforderungen ausgesprochen als theologische Tugendlehren. Darum wird sie der Verfasser der Aufnahme in die Astrea nicht für würdig befunden haben. Dazu treten in der „Poetischen Zugabe“ noch einige Gedichte über das Thema „Lob des Weines“. Sie verdienen insofern Beachtung, als sich in ihnen der unkomplizierte, heitere, persönliche Tonfall der frühen lateinischen Lyrik in der deutschen Dichtung fortzusetzen scheint. Man würde gar nicht vermuten, daß die folgenden unbeschwerten, leicht ironisch gefärbten Verse aus der Zeit der Entstehung der Astrea stammen.

An das / Weinglas.

1.

Du Ruhm Venedigs / von Muran /
Du edles Glas / auf welchem man
Von Pallas selbst geschnitten sihet
Ein Kind / das Seiffenblasen macht /
Und lehret (wie anbeiy gedacht)
Daß alle Wollust also fliehet:

2.

Es wird ein guter Freund anheut
Um drey aus seiner Einsamkeit
In meiner Musen Tempel kommen;
Ein Freund / mit dem ich allzeit-pur
Nicht ein gefülltes Saltzfaß nur /
Und Weinfaß auch / zu mir genommen.

3.

So steig nu bald herab vom Schranck /
Und harre sein auf diser Banck.
Du must dich aber voraus baden /
Und heller / als du selber seyn;

[390] WK 35.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0157-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Damit des trinckbarn Goldes Schein
Die Lippen möge zu sich laden.
. . .

8.

Allein sieh zu / daß keiner dich
Zu Scherben mache freventlich.
Du hast mich gleichwol viel gestanden.
Und wisse / daß ich nicht vermag
Um Geld zu schaffen alle Tag
Ein solch Gefäß aus fernen Landen.

9.

Zu dem so mustu / wann ich hin
Ins Grab / wie alle / werde ziehn /
Auf meine Bahr zu stehen kommen.
Wann Ritter fallen / pflegen wir
Die Waffen auf den Sarch herfür
Zu thun / davon sie Ruhm genommen.

Unverkennbar steht das Gedicht in der humanistischen Tradition. Seit Horazens Ode III, 21 hatten viele Dichter (auch J. Balde) die Zusammenkunft gelehrter Freude beim Wein und die Beschreibung des Trinkglases als lyrisches Thema behandelt. Ein Abschied an diese dichterische Tradition und die ihr zugrundeliegende Form der Geselligkeit sind die Verse aus dem Faust:

Nun komm herab[391], krystallne reine Schale!
Hervor aus deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht.
Du glänztest bei der Väter Freudenfeste,
Erheitertest die ernsten Gäste,
Wenn einer dich dem andern zugebracht.
Der vielen Bilder künstlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht, sie reimweis zu erklären,
Auf einen Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugend-Nacht.

Auch dem „Discurs von der Natur des Teutschen Reimes“ sind einige Gedichte als Anhang beigegeben[392]. Es sind fast lauter Liebesgedichte an die beiden Frauen von Prasch. In der Vita wurde an der betreffenden Stelle schon von ihnen gesprochen und eine Probe gegeben. Hier sei nur darauf verwiesen. Wir können aber den Schluß ziehen, daß sich Prasch neben seinen ernsten und lehrhaften großen Dichtungen gerne an kleinen, persönlich gefärbten Gelegenheitsgedichten versucht hat, für die er offenbar eine geschickte Hand besaß. Leider hielt er wohl die meisten von ihnen für die breite Öffentlichkeit nicht für geeignet. Wir sind ihm Dank schuldig, daß er wenigstens einige in die Anhänge seiner theoretischen Werke versteckt hat.

[391] Es liegt hier wohl ein Topos vor: Horaz od. III, 21: „descende“; Prasch: „So steig nu bald herab“; Goethe: „Nun komm herab“.
[392] WK 36.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0158-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

2. *Lobsingende Harffe, 1682*

Mit der Lobsingenden Harffe[393] erreicht das lange Ringen von Prasch um die Form des Zyklus für den Gedichtband seinen krönenden Abschluß. Bei der Besprechung der Gedichtbände wurde immer darauf hingewiesen, welche Stufe auf dem Weg von der Gedichtsammlung zum Gedichtzyklus jeweils erreicht war.

Carl Becker handelt in seiner trefflichen Untersuchung „Das Buch Suleika als Zyklus"[394] grundsätzlich über das Verhältnis von Sammlung und Zyklus: „Unter ‚Gedichtsammlung' sei verstanden, daß eine Anzahl von Gedichten, die zu verschiedener Zeit und aus verschiedenem Anlaß entstanden sind und bis dahin einzeln ein eigenes Leben geführt haben, nachträglich miteinander vereinigt werden, während ein ‚Zyklus' Dichtungen umfaßt, die sämtlich ein und demselben ‚Augenblick', (Kommerell), ein und derselben seelischen und geistigen Verfassung entstammen und von vornherein zueinander gehören. Im ersten Fall liegt die Vereinigung den einzelnen Gebilden ihrem Wesen nach fern; um sie zusammenzuhalten, bedarf es eines äußeren Bandes — der Komposition. Beim Zyklus dagegen ist von Anfang an alles auf ein Zusammenwirken angelegt; jedes Gedicht strebt nach Ergänzung und verbindet sich sogleich mit Verwandten. Eine Gedichtsammlung erscheint daher eher als etwas Gebautes, der Zyklus als etwas Gewachsenes. . . Seine Gedichte schließen sich jedoch nicht, wie bei einer Sammlung, zu einer blossen Kette zusammen, bei der es vor allem auf die Verbindung von Glied zu Glied ankommt, sondern sie füllen einen ganzen Raum und bilden um ihren Mittelpunkt eine Welt für sich". Grundsätzlich sei diesen Erörterungen zugestimmt. Sollen sie aber über Goethe hinaus allgemeine Gültigkeit beanspruchen können, dann müssen sie in zwei Punkten erweitert werden. Zum ersten ist es mit der Abgrenzung des Gegensatzpaares nicht getan. Eine Reihe von Zwischenformen sind möglich und in der Literatur auch häufig nachzuweisen. Um das zu erkennen, brauchen wir nur noch einmal kurz auf die Gedichtbände von Prasch zurückblicken. Der „Poematum libellus" mit seiner unbekümmerten Zusammenstellung von Gedichten verschiedenster Gattungen, liegt eigentlich noch außerhalb dessen, was Becker für die Sammlung erforderlich hält. Nennen wir ihn eine „lose Sammlung". Die logisch verknüpfte Kette von „Eclogen" entspricht ungefähr dem strengen Begriff „Sammlung". Die „Aureae Parabolae" nehmen die Mitte zwischen Sammlung und Zyklus ein. Mit jener verbindet sie die Vertauschbarkeit der Glieder, mit diesem die einheitliche Grundthematik und Stilgleichheit. Es paßt vielleicht die Bezeichnung „Variationenreihe". Die „Astrea" ist bereits von einem gedank-

[393] WK 23.
[394] A. a. O., S. 243 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0159-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

lichen Mittelpunkt aus gestaltet, doch macht sich noch zu viel Rankenwerk selbständig, als daß man von mehr als von einem „losen Zyklus" sprechen könnte. Erst die „Lobsingende Harffe", das soll gezeigt werden, ist ein „strenger Zyklus". Will man das sagen, dann muß allerdings Becker's Anschauung in einem zweiten Punkt erweitert werden. Seine Forderung, ein Zyklus müsse gewachsen sein, kann nur eine „kardiozentrische" Dichtung[395] erfüllen. Sollte aber in Zeiten, da man „logozentrisch" dichtet[395], nicht auch ein „gebauter" Zyklus geschaffen werden können? Kann nicht auch von einem abstrakt gefaßten Gedanken als Mittelpunkt aus ein „Raum gefüllt" werden. Das trifft für die Lobsingende Harffe zu.

Diese setzt sich aus 25 komponierten Strophenliedern zusammen. Nr. I und XXV geben als Vor- und Nachspiel einen festen Rahmen. Jedes der restlichen 23 Lieden stellt sich als Thema den Lobpreis eines der vielen „Namen Jesu", wie sie zum größten Teil die Heilige Schrift überliefert. Prasch hat sich also eine ähnliche Aufgabe gestellt wie bei der Paraphrasierung der biblischen Parabeln. Doch besteht ein grundlegender Unterschied im Aufbau, der auch der Grund ist, warum die „Harffe" ein Zyklus geworden ist: Die Gleichnisse werden einfach gereiht, die Lobgesänge dagegen in eine strenge geistige Ordnung gebracht. Prasch will mit seinen Gedichten aus den Namen Christi das Wesen des Gottmenschen und seines Erlösungswerkes deuten. Das ist kein neuer Gedanke von ihm, vielmehr ein alter Brauch der Theologie. Durch die Bibel selbst war die Namendeutung autorisiert. Isidor von Sevilla erhebt in seinem Etymologienwerk die Wörter- und Namendeutung zum System[396]: „Vis verbi vel nominis per interpretationem colligitur . . . Nam dum videris unde ortum est nomen, citius vim eius intellegis." Er stellt auch bereits Namen Christi zusammen[397]: „Multis etiam modis Christus appellari in scripturis invenitur divinis. Nam ipse Dei Patris Unigenitus filius, dum esset aequalis Patri, propter salutem nostram formam servi accepit. Proinde quaedam nomina in illo ex divinitatis substantia, quaedem ex dispensatione susceptae humanitatis adsumpta sunt." Es folgt eine Aufzählung von 59 Namen, die aber nicht weiter geschieden werden. Durch Luis de León schließlich wurde die zum locus theologicus gewordene Deutung der Nomina Christi der Dichtung als Thema einverleibt[398]. In dieser klassischen spanischen Prosadichtung unterhalten sich drei Gesprächspartner

[395] Stöcklein, Hofmannswaldau und Goethe, a. a. O., Der Vergleich des Stiles beider Dichter gelangt zur Unterscheidung einer „logozentrischen" und einer „kardiozentrischen" Dichtung.

[396] A. a. O., I, 29.

[397] Ebenda VII, 2, „De filio Dei".

[398] De los nombres de Christo, Salamanca 1583. Dazu: Vossler, a. a. O., S. 51—62.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0160-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

tiefsinnig über 14 Namen. Prasch braucht das Buch aber nicht gekannt zu haben. Es ist viel wahrscheinlicher, daß er durch ein systematisches theologisches Werk zur dichterischen Gestaltung des Stoffes angeregt wurde. In den großen Werken von Gerhard und Calov, den Lehrern der protestantischen Orthodoxie[399], werden die Namen Christi nicht nur gereiht, sondern in dem Kapitel „De Persona et Officio Christi" in ein dogmatisches System gebracht. Eben das tut auch Prasch und wird dadurch in die Lage versetzt, einen „logozentrischen" Zyklus aufzubauen.

Die Theologen unterscheiden zwischen „appellationes propriae" (z. B. Messias, redemptor, salvator usw.) und „figuratae" (z. B. sponsus, caput, lapis angularis). Prasch wählt zur Bearbeitung nur allegorische Namen aus der zweiten Gruppe, weil er hier einen sinnlich-bildlichen Stil anwenden kann, z. B. „Der Seelenbräutigam" (= sponsus), „Der Baum des Lebens" (= arbor vitae), „Der bewährte Eckstein" (= lapis angularis), „Die unvergängliche Leibs- und Seelennahrung" (= panis a caelo), „Die Gnadensonne" (= sol). Weiterhin zählt er zu den Namen Jesu alttestamentliche Praefigurationen[400], wie: „Die eherne Schlange", „Der lebendig begrabene Jonas". Endlich gibt die seit alter Zeit vorgenommene Parallelisierung von biblischer Geschichte und griechischer Mythologie, bei der Besprechung der „Astrea" wurde davon gesprochen, die Möglichkeit, Christus auch als den „großen Pan" zu feiern, im Gedicht „Der Ertzhirt"[401] den Hirten Daphnis als Christus-Allegorie einzuführen.

Nun zur Anordnung der Gedichte: Die Namen sind in eine dogmatische Ordnung gebracht. Dabei schließen sich drei Gruppen enger zusammen. Die erste, ein alttestamentliches Lehrvorspiel, umfaßt die Gedichte II—VII und behandelt die Praefigurationen Christi. Die zweite Gruppe, Gedicht VIII—XVI, feiert in hymnischen Tönen das Erdenwallen und die Erlösungstat des Gottmenschen. Die dritte Gruppe schließlich, Gedicht XVII—XXIV, besingt Christus als den Lehrer und Stifter seiner Kirche.

Die geistige Verbindung zwischen den Gedichten ist sehr eng. Nicht nur, daß der Übergang von Gesang zu Gesang notwendig ist, es besteht auch ein weitverzweigtes Netz von Anspielungen, von geistigen, thematischen oder wörtlichen Bezügen unter allen Gedichten des Bandes. Es wäre sehr verlockend, diese Bezüge aufzudecken, doch führte das hier viel zu weit. Nur auf eine Entsprechung sei aufmerk-

[399] Loci theologici, Systema locorum theologicorum, beide a. a. O.

[400] Gerhard, a. a. O., S. 409: „Ad συνωνυμίαν referri etiam possunt typi, quibus in V. T. Christus cum suis beneficiis fuit praefiguratus, quorum numerari possunt longe plurimi."

[401] An sich eine im Alten und Neuen Testament häufig vorkommende Benennung.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0161-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

sam gemacht. Im Eröffnungsgedicht greift der Dichter zur „Harffe" und verkündet sein Thema, den Preis des Herrn. Im Schlußgedicht legt er sie demütigen Sinnes wieder nieder. Das eine Lied wirkt wie eine Spiegelung des anderen, die bis in wörtliche Einzelheiten geht.

Mit weiser Ökonomie setzt Prasch auch die künstlerischen Mittel zum Aufbau des Zyklus ein, jedenfalls soweit dies auf Grund von Überlegungen und bewußter Absicht geschehen kann; denn für die „Lobsingende Harffe" gilt wie für alle anderen deutschen Dichtungen von Prasch, daß die geistige und formale Bewältigung des Themas weit besser gelingt als die sprachliche und dichterische. Prasch bringt drei verschiedene Stile des geistlichen Liedes gemischt zur Anwendung, den lehrhaften, den affektbetonten und den erbaulichen. Aus jedem Gedicht ließen sich die drei Stilschichten herauslesen. Doch ist in jedem einzelnen Gedicht, ganz wie es der jeweilige Vorwurf fordert, einer dominierend. Weiter bringt es der gedankliche Aufbau des Zyklus mit sich, daß in der ersten Gruppe die betont lehrhaften, in der zweiten die betont affektgeladenen und in der dritten die erbaulichen vorherrschen. Für jede Stilart sei ein Beispiel gegeben:

Die lehrhafte Gruppe vertrete „Der Löw aus Juda". Zwar gehört das Gedicht dichterisch zu den sprödesten Stücken, ist aber inhaltlich sehr bemerkenswert[402].

1.

Sag an / du weisse Himmeltaube /
Von der uns kommet Lieb und Glaube /
  Warum du nennest Gottes Lamm
  Den Löwen von des Juda Stamm?
Es herrscht der Löwe bey den Thieren;
Es hat auch Christus zu regieren.
  Die Löwen creutzigt Africa;
Auch JEsus hangt am Creutze da.

2.

Gleichwie der Löw ist eitel Hitze /
Als bürtig von des Hammons Sitze;
  Den Diamant erweicht sein Blut;
  Aus seinen Beinen fähret Glut:
Also bedünckt mich Christi Wesen
Aus lautter heisser Glut erlesen.
  Er ist die Lieb / es zündet auch
  Sein Eifer an der Höllen Rauch.

[402] S. 34—40. Die klangliche Sprödigkeit hat ihren Grund darin, daß solche Gedichte noch nicht literarisch und somit auf sich selbst gestellt sind. Sie erklangen ja komponiert zu einer bestimmten Gelegenheit. „Ehedem konnte das dichterische Wort einen Teil des zu Leistenden auf diese Weise abladen, die Musik genug machen wird — es selbst braucht nicht für Musik zu sorgen." Kommerell, a. a. O., S. 12.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0162-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

3.

Ein Löw erzeigt an Feinden Rache /
Und ist barmhertzig gegen schwache;
Verzehret kein gespielig Kind /
Zumalmet nur / was Jäger sind.
Deßgleichen thut auch unser König.
Er weiß zu siegen / feyret wenig
Die stoltzen Ritter / so ihm gram.
Bey zahmen Hertzen ist er zahm.

4.

Ein Löwe birgt auch seine Wege;
Des Herren Rath und Überschläge
Sind ebenmässig uns verdeckt.
Das Ziel ist all zu hoch gesteckt.
Ein Löwe läst die Augenlieder
Imfall er ruhet / niemals nieder;
Des grossen Herren Augenliecht
Erfähret gar kein Dunckel nicht.

5.

Die Löwen straffen hart mit Klauen
Den Ehbruch ihrer geilen Frauen:
Wie JEsus scharff zu anden draut
Die Untreu seiner Seelenbraut.
Des Löwen Fett verjagt die Schlangen /
Und läst dich keinen Wolf belangen;
Herr Christ / dein Oel und Seitenblut
Verbannet auch der Höllen Brut.

6.

Der Parther-Löwen lautes brüllen
Kan andre Thiere mächtig stillen /
Und hemmen ihren freyen Lauf;
Die Jungen aber weckt es auf.
Nicht minder zähmet und durchdringet
Das Wort des Herren / wo es klinget;
Und wird uns in der letzten Zeit
Erwecken zu der Herrlichkeit.

Rational wird Punkt für Punkt aneinandergereiht; eine starke Neigung macht sich bemerkbar, die logischen Zusammenhänge deutlich zu formulieren; Syntax und Wortschatz sind meist recht prosaisch; die unentwegt festgehaltene Gegenüberstellung von Bild und Auslegung läßt keine poetische „Stimmung" aufkommen. Dazu tritt dann noch der fabulöse Inhalt. Man glaubt eher einen mittelalterlichen Traktat zu lesen, etwa in der Art des Physiologus oder der Schrift „Cur leo et agnus?" von Rupert von Deutz (1070—1135), denn ein Barockgedicht. In der Tat führt Prasch in den Anmerkungen auch Belegstellen aus Aristoteles, Plinius, Rupert von Deutz und dem Tierbuch des Schweizer Arztes Konrad Gesner (1516—1565) an. Er hat also mit der Zusammenstellung und Auslegung der dem Löwen angehängten Legenden auf

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0163-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

eine alte Tradition zurückgegriffen. Ist aber sein Gedicht geistig und formal ein Anachronismus für das 17. Jahrhundert? Keineswegs! Schlagen wir beispielsweise die „Loci theologici" des J. Gerhard auf, so finden wir unter den Namen Jesu auch die Bezeichnung „Leo ex tribu Juda"[403] aufgeführt mit einer langen Erläuterung[404]. Dem Löwen, der Christus versinnbildlichen soll, werden auch hier noch die gleichen sagenhaften Eigenschaften beigelegt wie in Antike und Mittelalter. Einige Beispiele, die die Überschneidung mit dem Gedicht zeigen können: Jesus heiße Löwe „propter principatum et eminentiam. Leo est rex omnium animalium. "(Prasch: Str. 1, V. 5 f.); „propter vigilantiam. Leo dormit oculis apertis." (Prasch: Str. 4, V 5 ff.); „Catuli leonis ut primum nati tribus diebus ac noctis dormiunt, patris autem rugitu excitantur." (Prasch: Str. 6, V. 4). Ebenso wie Gerhard die einzelnen Züge als Steinchen zum Mosaik zusammensetzt und häufig auch die Fundstellen angibt, so verfährt auch Prasch, nur verweist er die Angabe der Fundorte in die Anmerkungen. Die gleiche Technik wendet er grundsätzlich in allen Gedichten an, doch ist die lehrhafte Tendenz bei dem vorliegenden besonders ausgeprägt. Beide, der Theologe und der Dichter, verwenden also die humanistisch-philologische Loci-Methode[405]. Prasch hat aber ihre Anwendung für die Dichtung nicht erst von Gerhard oder Calov lernen müssen, sie war bereits von Opitz in die deutsche Dichtung eingeführt worden. Seine teils weltlichen, teils geistlichen Lehrgedichte (z. B. Lob des Krieges-Gottes, Lobgesang Jesu Christi) kompilieren in ganz verwandter Weise alles zum Thema gehörige Material und bringen es in eine logische Ordnung. Ebenfalls war von Opitz in die deutsche Dichtung der Humanistenbrauch eingeführt worden, Gedichte zu kommentieren und die „Fundorte" in Anmerkungen anzugeben. Prasch ist nicht sein einziger Nachfolger. Zesen hält es so bei seiner „Assenat", Gryphius und Lohenstein bei ihren Dramen. Ein kommentierter Gedichtband vor Prasch ist Schottels „Eigentliche und sonderbare Vorstellung des jüngsten Tages", 1668[405a].

Wir stellen abschließend über den lehrhaften Stil der Lobsingenden Harffe fest: Es machen sich zwei Einflüsse geltend. Die theologische und dogmatische Durchdringung des Stoffes wurde durch Werke der protestantischen Orthodoxie gefördert[406], die dichterische Form wurde durch die Lehrgedichte des Opitz und seiner Nachfolger angeregt.

Die affekthafte Stilkomponente sei durch Strophen aus dem XVI. Gedicht belegt[407]:

[403] Nach Apocal. 5, 5.
[404] Gerhard, a. a. O., I, S. 408.
[405] Curtius, a. a. O., S. 534 f.
[405a] A. a. O.
[406] Vgl. dazu die Ausführungen im I. Kap. dieser Arbeit.
[407] S. 97—103.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0164-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Der himmlische Gärtner

1.

Gefunden / gefunden.
O seelige Stunden /
In welchen ich reiste von Salem herab /
Und suchte das Grab.
Die Gräber sind sonsten Magnete der Zähren;
Nur dises kan hupfende Freuden gebähren /
Als welches den Meister uns lebendig stellt
Ins blumichte Feld.

. . .

5.

Ihr Beume / lobsinget /
Lobsinget und springet.
Es hat sich ein anderer Adam gezeigt /
Zum pfropfen geneigt.
Den Gärtner / so himmlische Pflantzen kan bauen /
Den kriegt ich ohn alles vermuthen zu schauen.
Gewißlich ist dises das seelige Land /
Da Eden sich fand.

. . .

7.

Ich kunte vor Freuden
Das weinen nicht meiden.
Die Myrrhene Füsse berührte mein Kuß /
Die Ohren mein Gruß.
O Gnade / daß meiner nicht worden vergessen /
Die neulich so greulich von Sünden besessen!
Die vorderste Zeugin der Urstend bin ich.
Er tröstet durch mich.

Über diesen Stil brauchen nicht viele Worte verloren zu werden, denn er ist uns aus der „Astrea" bereits geläufig. Die Reflexion bildet einen beim ersten Hören gar nicht spürbaren Untergrund. Darüber aber entfaltet sich als Ausdruck des Osterjubels der ganze Reichtum der sprachlichen und musikalischen Möglichkeiten, den wir von dem Gedicht „Bericht vom Himmel" aus der Astrea ablesen konnten. Es ist klar, daß besonders auch die erwähnten allegorisch-mythologischen Gedichte die sinnlich-emotionalen Sprachmittel zur Anwendung bringen. Dieser Stil leitet sich, auch das wurde bereits ausgeführt, von den Nürnbergern, daneben in schwächerem Maße von Hofmannswaldau her.

Die dritte Stilkomponente nannten wir erbaulich. Auch dafür ein Beispiel: Nr. XVIII[408]:

Der Betmeister

1.

Wer bittlich / weil er achtet
Auf GOtt / das schöne Liecht /

[408] S. 122—127.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0165-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Ihn an zu kommen trachtet /
Und weiß die Hof-art nicht;
Der trette her / und lerne.
Sein Lehrer ist nicht ferne.

2.

Fürs erste muß er beugen
Den Phariseer-Sinn /
Und Buß im Hertzen zeigen /
So nimmt er alles hin.
Denn Christus hat geschworen /
Die Müh sey unverlohren.
. . .

4.

Wir sollen unsre Schmertzen
Nur tragen ohne Scheu
Zum süssen Vaterhertzen /
Und kosten seine Treu.
Der Geist soll selber reden
Im Hertzen für die blöden.

Ziel und Zweck dieses und ähnlicher Gedichte ist die Belehrung und Erbauung der christlichen Seele. Es wäre aber verfehlt, hier schon einen pietistischen Einfluß annehmen zu wollen. Das pietistische Lied, eine Vorform des „Seelenliedes", nimmt von einem undogmatisch-religiösen Erlebnis seinen Ausgang, während hier der Ausgangspunkt ein starr festgehaltenes dogmatisches System ist. Untersucht man die „erbaulichen" Lieder von Prasch genauer, so findet man auch bei ihnen die Gedankenführung von der Dogmatik, nicht von der Bewegung des Gemütes bestimmt. Die straffe Gliederung, nach der eine moralische Lehre nach der anderen vorgetragen und dem Leser bildhaft nahegebracht wird, erinnert vielmehr an die Predigt. Tatsächlich berührt sich der Stil der erbaulichen Lieder, ja des ganzen Zyklus von Prasch mit dem Stil der geistlichen Lieder, die um diese Zeit in Süddeutschland von orthodox-protestantischen Pfarrern und Predigern geschaffen wurden. A. Fischer, der Herausgeber des sechsbändigen Quellenwerkes: „Das deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts", faßt alle süddeutschen Dichter geistlicher Lieder der zweiten Jahrhunderthälfte unter dem Begriff „Nürnberger Dichterkreis" zusammen[409]. Die einzelnen Dichter wohnten nicht nur in Nürnberg, sondern über das ganze Land verstreut. In Nürnberg selbst aber wurde ihr Stil, der sich von dem der norddeutschen Schule um Paul Gerhardt[410] durch eine kraftvollere, bildfreudigere, drastischere und derbere Art abhebt, entwickelt[411]. Er breitete sich nach allen Seiten hin aus. Auch in Re-

[409] A. a. O., 5. Bd.
[410] Ebenda 3. u. 4. Bd.
[411] Vorbild waren die geistlichen Gedichte der Klai, Harsdörffer, Birken.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0166-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

gensburg fand er in den siebziger Jahren Aufnahme. Die geistlichen Lieder Hohbergs klingen bereits nürnbergisch[412], noch mehr die des Regensburger Pfarrers Gottlieb Balduin. Gedichte von Balduin wurden sogar im „Nürnbergischen Gesangbuch", 1677[413], abgedruckt. Dieses sehr umfangreiche Werk enthält neben den kirchlichen Kernliedern einen breiten Querschnitt durch die Produktion dieses „Nürnberger Dichterkreises" und hat seinen Stil im ganzen Land endgültig durchgesetzt. Auch Prasch steht als geistlicher Liederdichter im Banne dieses Stiles. Ganz gilt das für seinen nächsten Gedichtband „Geistlicher Blumenstrauß", doch teilweise auch schon für die „Lobsingende Harffe", die allerdings noch ein eigenes Gesicht wahrt. Nicht der Gedanke, einen Zyklus dogmatischer Gedichte zu schaffen, hebt sie aus der Fülle der Liederbände heraus. Ähnliche Zyklen wurden häufig versucht. Wir brauchen gar nicht weit zu gehen, denn es liegen uns zwei von Balduin vor: „Vorbild und Betrachtungen des letzten allgemeinen Gerichts" und „Entdecktes Heiligthumb des Neuen Bundes"[414]. Beide behandeln in erbaulichen Liedern ein dogmatisches Thema, beide sind vor der Lobsingenden Harffe geschrieben. Es ist sogar wahrscheinlich, daß Prasch durch Balduin zur Abfassung seines Bandes angeregt wurde. Was sein Werk von der üblichen Art scheidet, ist einmal eine weitergehende Affektsteigerung — wir stellten die Nähe zu Harsdörffer und Hofmannswaldau fest — und ein gewisses Zurücktreten des erbaulichen Momentes hinter der Gelehrsamkeit.

3. Geistlicher Blumenstrauß, 1685

Dieser Band[415] nun bewegt sich ganz im Rahmen des Üblichen. 26 Gedichte sind in ihm enthalten, alle Beiträge zu den geläufigen Themen des geistlichen Liedes. Die Anordnung entspricht der Einteilung in den Gesangbüchern. Ein Morgen- und ein Nachtlied eröffnen den Reigen. Im Gesangbuch wären sie in der Gruppe „Für besondere Zeiten" zu finden. Weiter folgen de-tempore-Lieder für das Kirchenjahr (Weihnachts-, Hirten-, Neujahrs-, Passionslied usw.). Die restlichen Gedichte gehören zu den Gruppen „Der christliche Glaube", „Das christliche Leben" und „Die letzten Dinge". Eine zyklische Anordnung liegt also vor, doch wurde sie nicht von Prasch selbst gestaltet, sondern aus dem Gesangbuchschema übernommen.

Über den dichterischen Stil braucht nicht eigens gehandelt zu werden. Die Gedichte verraten wenig künstlerische Ambitionen und

[412] Lust- und Artzney-Garten des königlichen Propheten Davids, a. a. O., 1675.
[413] A. a. O.
[414] Beide a. a. O., 1680 u. 1681.
[415] WK 25.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0167-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

gleichen oft aufs Haar gleichthematischen der Nürnberger Schule[416]. Wären sie ohne Namen überliefert, dann dürfte es schwer halten, sie einem bestimmten Mann zuzuweisen. Sie sind übrigens keineswegs schlecht und halten sich ganz auf der Höhe der Schultradition, nur zeigen sie eben als Werke der Schultradition eine ausgeschriebene Handschrift. Zwei Beispiele:

Der Beginn des „Morgenliedes“:

Das Licht geht auf / die bleichen Sterne fliehen
Dem Meere zu / der Berge Spitzen glühen.
Es breche nun auch an der Tag /
Der unser Hertz erleuchten mag.

Der Anfang des „Hirtenliedes“ (Der Refrain ist gleichbleibend):

Was niemal ist noch wird geschehen /
Hat unser Aug anheut gesehen.
Der höchste Gott und Gottes Kind
Ist worden / was wir Menschen sind.
Erklinget / ihr Wälder / mit künstlichem Schalle /
Seyd frölich / ihr Heerden / lobsinget ihm alle.
Es werde mit Englischen Zungen gepreist.
Das Wunder / das heute der Cherub uns weist.

Die reine Magd aus Davids Blute
Gebahr ein Kindlein uns zu gute.
Ein Kindlein ohne massen groß /
Besitzet ihren kleinen Schoß
Erklinget / ihr Wälder usw.

Hervorragende künstlerische Qualitäten in den Gedichten zu suchen, hieße vielleicht zu viel fordern; ihrem Zweck, erbauliche Lieder zu sein, entsprechen sie jedenfalls ausgezeichnet.

Es gilt nun, diesen Zweck noch genauer zu bestimmen. Bei welcher Gelegenheit und von wem wurden die Lieder gesungen? Durch terminologische Laxheit wird in der literarhistorischen Barockforschung der Unterschied zwischen Kirchenlied und geistlichem Lied immer wieder verwischt, obwohl ihn schon Günther Müller[417] festgestellt hat. Manche Forscher leugnen ihn sogar, so neuerdings Kurt Berger[418]. Unter Kirchenlied verstehen wir den von der ganzen Gemeinde beim Gottesdienst gesungenen „Choral“, unter geistlichem Lied das bei der häuslichen Andacht gesungene Sololied, das im 17. Jahrhundert auch „Arie“ genannt wird. (Natürlich kann es auch ein Sänger in der Kirche mit Orgelbegleitung vorgetragen haben).

[416] Um die Namen einiger bekannterer Dichter der Nürnberger Schule zu nennen: Christoph Arnold, Simon Bornmeister, Christoph Wegleiter, Zacharias Hartmann, Johann Saubert, Erasmus Francisci, Johann Christian Arnschwanger, J. H. Keulisch usw.

[417] Geschichte des deutschen Liedes, a. a. O., mehrfach.

[418] A. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0168-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Die Choräle wurden im 17. Jahrhundert von der Gemeinde meist noch unbegleitet ausgeführt[419]. Verbreitet war nur das Alternatimmusizieren, d. h. es spielte zwischen jeder Strophe die Orgel einen harmonischen Liedsatz oder es sang der Kirchenchor einen vierstimmigen homophonen Kantionalsatz mit der Liedmelodie als cantus firmus in der Oberstimme. Daraus hat sich allmählich im Lauf der Zeit die Orgelbegleitung zum Gemeindegesang entwickelt, wie wir sie noch heute kennen.

Die geistliche Arie[420] ist anderer, nämlich italienischer Herkunft. Die ersten Beispiele stehen als Errungenschaft der neuen Generalbaßkunst in Caccinis „Nuove musiche" von 1602. Es sind mit bezifferten Baß versehene, liedhaft-strophische, affekthafte Sologesänge, die in der Form der frühen Opernarie nahestehen. Die neue Erfindung kam bald nach Deutschland. Der erste Großmeister der liedhaften Arie ist der Königsberger Heinrich Albert, der Neffe von Heinrich Schütz. Eine Weiterentwicklung der Form ist die sogenannte „Cembalo-Arie", bei der zwischen die nur von Cembalo begleiteten Strophen ein kurzes, andersthematisches Orchesterritornell tritt. Dieser Typ wird in Deutschland von den weltlichen und geistlichen Arien von Adam Krieger (1634—1666) vertreten. Als nächste Stufe ist im geistlichen Bereich gegen Jahrhundertende die Orchesterarie der Kantate erreicht.

Nun zu den Texten. Man tut gut daran, sich ständig vor Augen zu halten, daß das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts nicht nur Wir-Lied, sondern auch liturgisches[421] Lied war, das die lateinischen Messe-Texte ersetzen sollte. Dieser seiner Eigenschaft verdankt es noch im 17. Jahrhundert ein geradezu kanonisches Ansehen. Aus dem breiten Strom der Neudichtungen konnten darum nur wenige Lieder in den Gemeindegesang eindringen. Die Mehrzahl wurde als Erbauungslied für die häusliche Andacht geschrieben und verwendet, woraus sich ihre vielberufene „Subjektivität" und „Ichhaftigkeit" recht real erklärt. Die entsprechende musikalische Form war die Generalbaßarie. Das gilt auch für die Lieder von J. Rist und Paul Gerhardt. Allerdings machten beide den Versuch, ihre Lieder auch im gottesdienstlichen Gebrauch durchzusetzen, indem sie dafür sorgten, daß die Komposition im schlichten Stil gehalten wurde und der Satz so ausfiel, daß die Generalbaßarie auch als Kantionalsatz aufgefaßt werden konnte[422].

[419] Dazu: Musik in Geschichte und Gegenwart, a. a. O., Artikel: Gemeindegesang, B. Evangelisch, 4. Bd., Sp. 1649—1680. Davon besonders: III. Die Entwicklung des evangelischen Gemeindegesangs im Luthertum etwa 1550—1750. Sp. 1661—1670.

[420] Musik in Geschichte und Gegenwart, a. a. O., Artikel: Arie. 1. Bd., Sp. 612 bis 622.

[421] Es sei an die vielen Paraphrasierungen liturgischer Texte erinnert.

[422] Die Lieder von Rist wurden vertont von Schop, Hammerschmid und anderen Hamburger Komponisten, die Paul Gerhards von Crüger (Musik in Ge-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0169-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Als klassische Kirchenlieddichter hat sie erst der Pietismus und das Freylinghausen'sche Gesangbuch (1704—1741) durchgesetzt. Im allgemeinen vergrößerte sich aber im 17. Jahrhundert eher die Kluft zwischen Kirchenlied und geistlicher Arie in dem Maße, als die Kompositionen reicher und schwieriger und ganz parallel dazu die Dichtungen ichhafter und mit Metaphern beladen wurden. Die allgemeine Lage läßt sich am Beispiel der konservativen Stadt Regensburg besonders deutlich zeigen. Das Regensburger „Kirchen-Manual" von 1690[423] enthält nur 161 Nummern, von denen über 90% Kernlieder aus dem 16. Jahrhundert sind. Rist und Heermann sind mit ganz wenigen Stücken vertreten, Paul Gerhardt fehlt noch ganz! Ein Blick auf die Kompositionen von Hieronymus Kradenthaler, der alle Regensburger Dichter, wie Hohberg, Balduin und Prasch, vertont hat, zeigt dagegen eine reiche und zum Teil schon recht fortgeschrittene Ausbildung der Arie. Es sei besonders auf den großen Tonumfang, die sprunghafte Melodieführung, die häufigen Melismen und die Ansätze zum Koloraturgesang hingewiesen. Im Vorwort zur Lobsingenden Harffe betont Prasch eigens, Kradenthaler habe für die Lieder auch Orchesterritornelle geschrieben. Wir haben also den oben geschilderten Typ der Cembaloarie vor uns und tatsächlich ähnelt der Stil Kradenthalers dem von Adam Krieger (vgl. Anm. 255). Leider wurden aus Sparsamkeit die Ritornelle dem Druck nicht beigegeben und müssen darum als verloren gelten. Wesentlich ist noch, daß die Komposition des Geistlichen Blumenstraußes, dessen Gedichte am ehesten als Kirchenlieder mißverstanden werden könnten, keineswegs einfacher gehalten ist als die der Lobsingenden Harffe. In dem Band stehen sogar zwei stilistisch recht fortgeschrittene Duette. Hätte Prasch die geistliche Lieddichtung weitergepflegt, dann wäre er wohl bald dazu übergegangen, Kantatentexte zu schreiben.

D. Werke anderer Dichtungsgattungen

Es wurde bis jetzt die in sich einheitliche Entwicklung der Lyrik, der lateinischen wie der deutschen, von den ersten Anfängen bis zu den letzten Denkmälern im Zusammenhang besprochen. Daneben hat Prasch aber auch noch Werke anderer Gattungen geschrieben, Schauspiele und einen Roman. Die hierhergehörigen Werke stammen aus den Jahren 1663 bis 1685. Sie verteilen sich also über ebensoviel Jahre als die Gedichtbände und ihre Betrachtung läßt nochmals die ganze stilistische Entwicklung von Prasch vor unseren Augen abrollen. Gegenüber dem aus der Lyrik gewonnenen Bild ergeben sich aber keine Abweichungen. Das erarbeitete Ergebnis wird nur bestätigt und bereichert werden.

schichte und Gegenwart, a. a. O., 2. Bd., Sp. 1799—1814) und später von Ebeling (Musik in Geschichte und Gegenwart, a. a. O., 3. Bd., Sp. 1041—1045).

[423] A. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0170-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

1. Die Schauspiele

Prasch hat fünf dramatische Spiele geschrieben, von denen allerdings nur drei erhalten sind. Sie gehören alle der Gattung des protestantischen Schuldramas an und waren vermutlich bevorzugt für die Aufführung am Gymnasium Poeticum in Regensburg bestimmt. Für zwei Stücke, die Tullia und den Arminius, ist die Aufführung belegt. Im Gymnasium Poeticum war 1655 eigens ein großer Raum für Schauspiele eingerichtet worden[424]. Es stand allerdings nur eine Terenzbühne zur Verfügung, die ja, wie Edmund Stadler neuerdings betont[425], während des ganzen Barockzeitalters als besondere Form der Schulbühne beliebt blieb. Auch die Stücke von Prasch stellen keine größeren Anforderungen an die Szene. Erst 1722 wurde am Gymnasium in Regensburg ein richtiges Theater mit Orchesterplatz und Versenkräumen eingerichtet (vgl. Anm. 424).

a) Comoedia Amici, 1663

Diese fünfaktige Komödie leitet uns zu den dichterischen Anfängen von Prasch und ihrem humanistischen Geist und Stil zurück. Sie ist ein Nachzügler der humanistischen lateinischen Schulkomödie und wie die frühe Lyrik von modischen barocken Tendenzen noch ziemlich unbelastet[426]. Die dramatische Form und der Wortschatz sind Plautus und Terenz entlehnt. Die Fabel behandelt ein zentrales Thema der humanistischen Vorstellungswelt: die Freundschaft, genauer: den Triumph der Freundschaft über die Liebe. Trotz der herkömmlichen Form und des herkömmlichen Themas ist das Stück von unverwelktem Reiz. Verschiedene Gründe sind dafür anzugeben. Im Prolog heißt es:

> Etsi de rebus non plane novissimis,
> Imaginem ostendit nostrae Germaniae.
> Virtutesque et vitia: illos, ut imitemini;
> Haec, ut declinetis.

Res plane non novissimi, das deutet darauf, daß Prasch einen oft behandelten Stoff der humanistischen Tradition aufgegriffen hat. Die Fabel selbst mag vielleicht aus der italienischen Novellistik stammen, die ja häufig die Argumenta für Dramatisierungen lieferte. Ähnliche Motive, Triumph der Freundschaft und Liebesverzicht, gestaltet z. B. Boccaccio im Decamerone: X, 8. Der Hinweis auf die moralischen Lehren, die aus dem Stück zu ziehen wären, legt es scheinbar ganz auf den

[424] Wild, a. a. O., S. 40.
[425] „Die Raumgestaltung im Barocktheater", in: Kunstformen des Barockzeitalters, a. a. O., S. 200.
[426] WK 29. Über das lateinische Schulschauspiel des 17. Jahrhunderts, ausgenommen das anders geartete Jesuitendrama, gibt es keine wissenschaftliche Literatur.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0171-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

humanistischen Schulbrauch fest, die Bühne zum Katheder und zur Kanzel zu machen. Spielte man doch an den lateinischen Schulen Stücke, um den Schülern Gelegenheit zur Übung der lateinischen Sprache und des Gedächtnisses zu geben, den Stoff zu wiederholen und die Belohnung der guten und die Bestrafung der bösen Taten zu zeigen. Das war dann der Grund, warum das lebendige Spiel meist an der Deklamation und der Lehrhaftigkeit scheiterte und im Theaterleben ein Zwiespalt zwischen unliterarischem Bühnenschauspiel und undramatischem Bildungsschauspiel klaffte. Die Amici von Prasch aber lassen sich nun durchaus nicht unter die Bildungsschauspiele einreihen. Die übliche Floskel über den moralischen Nutzen will nicht viel besagen. Es werden an keiner Stelle, auch nicht am Schluß, abgezogene moralische Lehren verabreicht. Allein der Verlauf der Handlung kann für den aufmerksamen Zuschauer Anlaß zu moralischer Reflexion werden. Für die dramatische Entfaltung ist das ein großer Vorteil. Ungehindert können sich Illusion, Spiel und Gegenspiel entfalten. Wie kommt Prasch zu dem Verzicht auf Lehrhaftigkeit? Einmal hat ihm die Nachahmung der römischen Komödiendichter dazu verholfen, für die schließlich das Spiel und die Unterhaltung des Publikums Selbstzweck waren. Aber auch in der neuen Zeit hatten sich Strömungen herausgebildet, die auf Prasch anregend gewirkt haben mögen. Nikodemus Frischlin drängte in seinen Stücken das erbauliche und erzieherische Element zugunsten der Einheit der Szenenfolge zurück. Das Straßburger Akademietheater, das in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts in hoher Blüte stand, pflegte Klassikeraufführungen der Lateiner und der ins Lateinische übersetzten Griechen. Aus der modernen Literatur bevorzugte es strenggebaute Stücke[427]. Vielleicht hat Prasch selbst noch während seiner Studienzeit in Straßburg eine Nachblüte des Akademietheaters erlebt und seine Tendenz in sich aufgenommen.

Die Verpflichtung an die Vorgänger, besonders die Römer, hat nicht bewirkt, daß Praschens Dramatik im Bildungsmäßigen steckenblieb. Das Stück Amici zeigt „Imaginem nostrae Germaniae". Bereits die Namen der meisten handelnden Figuren betonen den deutschen Charakter: Ortulphus, Rupertus, Philibertus, Sigebertus, Erhardus, Lampertus. Um die Jahrhundertmitte machte sich ja eine starke Strömung zugunsten der deutschen Eigennamen geltend. Langen schreibt dazu[428]: „Zesen setzt sich in seinen theoretischen Schriften für deutsche Vornamen ein und gibt seinen Romanhelden überwiegend solche. Moscherosch wendet sich im ‚Alamode Kehraus' satirisch gegen fremde Namen; er plant schon ein deutsches Namenbuch. Schills ‚Ehrenkranz'

[427] Newald, a. a. O., S. 91—95.
[428] A. a. O., Sp. 1081.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0172-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

verzeichnet deutsche Eigennamen. Schottel, der sich schon in seiner ‚Teutschen Sprachkunst' auf Aventinus bezieht, gibt in seiner ‚Hauptsprache' eine ausgedehnte Abhandlung[429] ‚De nominibus propriis veterum Germanorum'. Auch Rist steht auf dieser Seite." Aus der Deckungsgleichheit der Bestrebungen von Prasch mit denen dieser Männer, ganz gleich, wer ihn nun wirklich beeinflußt hat, läßt sich schon für die Frühzeit die deutschkundliche Begeisterung und eine gewisse Kenntnis der deutschen Literaturentwicklung erschließen. Die Untersuchung des ungefähr gleichzeitig entstandenen „Poematum libellus" hatte zu dem nämlichen Ergebnis geführt. Unsere Methode, zur Erhellung der lateinischen Dichtung die parallele deutsche heranzuziehen, erfährt gerade durch diesen stichhaltigen Beweis ihre nachträgliche Rechtfertigung.

Die Namen sind nicht nur ein Etikett. Auch die Handlungs- und Denkweise der Personen und die vorausgesetzten Verhältnisse entsprechen den modernen deutschen Zuständen, wenn sich auch natürlich dazwischen typische Züge der römischen Komödie halten können. Hier nur so viel. Einzelzüge lassen sich unschwer aus der späteren Inhaltserzählung entnehmen.

Noch zwei Punkte können zur Begründung angeführt werden, warum die Amici ein so lebensfrisches Stück geworden sind und wieder gibt der Prolog über sie Auskunft: „Cognoscetis varias indoles, varios affectus." Tatsächlich sind einmal die Charaktere sehr bühnenwirksam herausgearbeitet. Ihre Herkunft von den Typen der lateinischen Komödie ist unverkennbar. Gleichwohl haben sie sich nicht unwesentlich geändert und deutsche Art angenommen. Der Vater Ortulph ist ein geschäftstüchtiger, eigenwilliger und jähzorniger alter Herr. Das ist eine stehende Figur bei Plautus und Terenz. Dieser Ortulph aber erzählt seinem idealistischen und unentschlossenen Sohn Sigibert seine Lebensschicksale (I, 4): Aus kleinen Verhältnissen kommend habe er sich mit 16 Jahren auf die Wanderschaft gemacht, sei nach Lübeck zu einem reichen Handelsherrn gekommen, habe nach achtjährigem treuen Dienst die Hand der Tochter erworben und nach dem Tod des Vaters auch das ganze Vermögen geerbt, das er durch ständige Unternehmungen nur weiter vermehrt habe. Betriebsam und in seinen Handlungen ganz vom Geschäftsgeist geleitet, möchte er seinem Sohn zu einer guten Partie verhelfen. Doch der ist aus anderem Holz geschnitzt als der realistische und übertemperamentvolle Vater. Er ist edelmütig, aber auch scheu und entschlußlos und möchte die ihm zugedachte Braut seinem Freund Philibert nicht wegnehmen, der sie wirklich liebt. Der

[429] A. a. O., 5. Buch, 2. Traktat, S. 1029—1098. Die von Prasch verwendeten deutschen Eigennamen sind alle aufgeführt. Ihre Deutung durch Schottel stimmt mit dem Charakter und der Stellung überein, die den Personen von Prasch verliehen wurde.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0173-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

ist nun ähnlich geartet und so überbieten sich die beiden Jünglinge in der Entsagung füreinander. Doch sind sie wenigstens leise gegeneinander kontrastiert. Die liebevolle Uneinigkeit der beiden hätte einen schweren Stand gegen den Vater und die Komödie wäre um ein wirkungsvolles Gegenspiel betrogen, ergriffe nicht für die Jungen ihr Fechtmeister Barnimus Partei. Seine Ahnen sind der pfiffige Sklave, der Schmarotzer und der miles gloriosus der römischen Komödie. Die Verschmelzung der Figuren ist aber glänzend geglückt, eine Reihe moderner Züge tritt ergänzend zum Bild dieser besten Figur des Stückes hinzu. Barnim ist ein Faktotum. Kein Handel in der ganzen Stadt bleibt ihm unbekannt und er sonnt sich in seiner Popularität. Unermüdlich ersinnt er neue Intrigen und Anschläge, um seinen Schützlingen zu helfen. Freilich, derb und etwas primitiv wie er ist, sind es nicht immer die feinsten Vorschläge und die sensible Art der Jünglinge überschreitet die Grenzen seiner Vorstellung. Darüber hinaus liebt er den Trunk mehr, als noch gut ist, und ist dann im entscheidenden Moment kampfunfähig. Es stünde um den schließlichen guten Ausgang schlimm, hätte nicht Ortulph seinen alten Freund Rupert zur Seite, einen wirklich weisen und besonnenen Greis, der mäßigend auf ihn einwirkt und vieles wieder einrenkt. Die beiden Diener der Jünglinge, Erhard und Lampert, treten im Vergleich zu ihren Kollegen in der antiken Komödie sehr zurück. Sie sind eben echte Diener und entfalten keine Initiative. Das umkämpfte Mädchen tritt im Stück selbst gar nicht auf, was in praktischen Erwägungen seinen Grund haben mag. Es mußten ja alle Rollen von den Gymnasiasten gespielt werden können. Dafür tritt ihre alte Amme Agatha in Erscheinung. Auch sie ein Original: immer auf ein Trinkgeld aus, mit einem bösen Maul versehen und einer Kupplerin nicht unähnlich.

Damit sind alle Personen genannt, das Spiel kann beginnen. Wir sehen schon aus dem Spielerverzeichnis, daß eine Typenkomödie vor uns abrollen wird. Man könnte die Amici auch eine Intrigenkomödie nennen. Denn aus der Darstellung der Typen und der Situationen, in die sie notwendig kommen, ergibt sich eine spannungsreiche und turbulente komische Handlung. Die notwendigen Situationen ermöglichen erst eine ebenso affekt- wie effektvolle Entfaltung der Charaktere. Das vergegenwärtigen wir uns am besten anhand des Handlungsverlaufes. Der Schauplatz ist Wien zur Zeit des Kaisers Maximilian. Die Handlung spielt auf einer Straße vor dem Haus des Ortulph. In einem Tag rollt sie ab. Die drei Einheiten sind gewahrt.

Der 1. Akt enthält die Exposition. Vater Ortulph eröffnet Sigibert seine Absicht, ihn mit seinem reichen Mündel Blandine, die 6000 Gulden mitbringe, zu verheiraten. Gutwillig bespricht sich Sigisbert mit seinem Freund Philibert, was er tun solle, und da der ihm zuredet, gibt er dem Vater sein Einverständnis. Philibert aber hat ihm seine Liebe zu Blandine entsagungsvoll verschwiegen.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0174-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Erst in einem Monolog eröffnet er sein Herz und läßt die kommenden Konflikte ahnen.

Den 2. Akt eröffnet der Fechtmeister Barnim. Unternehmungslustig sondiert er, wo er heute schmarotzen könne. Dann treten Philibert und die Behüterin des Mündels, Agatha, auf. Sie bringt die freudige Nachricht, daß das Mädchen ihn wiederliebe und stößt ihn damit in den offenen Zwiespalt zwischen Liebe und Freundestreue. Da sie von den letzten Vorgängen noch nichts weiß, macht sie sich befremdet Gedanken über die scheinbar kühle Aufnahme der guten Zeitung (II, 3). Auch die Diener verwundern sich über die Kopfhängerei ihrer jungen Herren (II, 4). Erhard bittet den vorbeistreifenden Fechtmeister, sich des Falles anzunehmen. Er ist ein guter Kerl, liebt die Jünglinge und steigt gleich mit Feuer und Flamme in seine neueste Aufgabe ein (II, 5). Philibert wird herausgeklopft (II, 6) und es folgt eine lange Aussprache der beiden (II, 7). Philibert eröffnet die ganzen Verhältnisse und seinen Entschluß zum Verzicht. Dem realistischen Barnim ist es unbegreiflich, wie man die Liebe der Freundschaft zum Opfer bringen könne. Er bringe ja nur sich, den Freund und das Mädchen ins Unglück. Er setzt Philibert den Kopf wieder zurecht. Sprudelnd von Ideen bringt er zuerst den ihm am nächsten liegenden Gedanken vor, die Freunde müßten sich duellieren. Als das nicht verfängt, rät er, man solle ausstreuen, Blandine erwarte ein Kind von ihm, oder man solle ihre Vorzüge in den Augen Sigiberts schmälern. Die Szene ist trefflich zur Charakterisierung geeignet. Barnim ist impulsiv, primitiv und wenig wählerisch in den Mitteln, wenn er es auch gut meint. Philibert dagegen wird in seinem Feingefühl durch alle diese Pläne nur verlezt. Schließlich einigt man sich, Barnim solle den Vater umzustimmen versuchen. Das Spiel läuft richtig an. Allerdings hat man sich den schwierigsten Punkt zum Angriff gewählt, wie der 3. Akt bald lehrt.

Bei Beginn der ersten Szene überraschen wir Barnim und Sigibert mitten im Gespräch. Sigibert ist jetzt fest zum Rücktritt entschlossen und bestärkt Barnim, den Angriff auf den Vater zu wagen. Der kommt auch gerade günstig daher. Schon beim Auftritt raisonniert er über die törichten Leute, die ihren Tag damit vertrödelten, herumzustehen und den Taschenspielern zuzusehen, anstatt gewinnbringenden Geschäften nachzugehen. Wie fährt er erst auf, als der Fechtmeister damit herausrückt, Philibert sei keineswegs gesonnen, das Mädchen aufzugeben. Er täuscht auch gleich vor, die Ringe zwischen den beiden seien schon gewechselt. Während Sigibert verschämt und stumm beseitesteht, gerät Ortulph durch dauerndes Widerreden des Barnim in immer größere Erregung und Wut. Schließlich droht die Situation in eine Schlägerei auszuarten. Der Diener Lampert wird mit einem Knüppel zu Hilfe gerufen. Aber schlau versteht es der Fechtmeister, den Zorn des Vaters auf den Diener und das eigenmächtig handelnde Mündel abzuschieben. Sonst steht es schlecht. Von Szene zu Szene gewinnt das Gegenspiel an Boden. Einmal hat Barnim durch das Schreien und Streiten solchen Durst bekommen, daß er gleich im nächsten Wirtshaus verschwindet und mit seinem Eingreifen für die nächste Zeit nicht mehr zu rechnen ist (III, 3). Dann läßt Ortulph die Amme Agatha zu sich rufen (III, 4). Wüst beschimpfen sich die beiden Alten. Ortulph spuckt ihr sogar ins Gesicht. Wie er aber umsteckt und ein Trinkgeld verspricht („Lieber etwas als alles verlieren"), da spielt sie nicht mehr lange die Beleidigte, sondern verspricht unterwürfig im Sinn des Vaters auf das Mädchen einzuwirken. Unglücklicherweise kommt noch der alte Freund Rupert dazu, der zweite Vormund des Mädchens, den Ortulph gewinnt, und beide gehen ab, um das Mädchen in Kur zu nehmen (III, 6). Daß das Maß voll wird, taucht auch Philibert auf der Suche nach Barnim auf (III, 7). Er bereut bereits wieder, diesen vorgeschickt zu haben, indem er sich seine Verpflichtung durch die Freundschaft ins Gedächtnis zurückruft.

Im 4. Akt setzt sich die Stärkung des Gegenspiels fort. Zuerst haben Philibert

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0175-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

und Sigibert ihre große Szene. Die Gründe kommen heraus, warum die beiden einander so verbunden sind. Sigibert hat dem verwaisten Freund das Studium in Bologna bezahlt, der hat ihn aus Lebensnot bei einem Raubüberfall gerettet. Es kann nicht Zug für Zug die Dialektik des liebevollen Zwistes nachgezeichnet werden. Beide sind im Grund gleich uneinig mit sich selbst. Der eine steht zwischen Vater und Freund, der andere zwischen Freund und Braut. Schließlich erweist sich Philibert als der willensmäßig stärkere. Er bestimmt den Freund, nichts zu unternehmen. In der zweiten Szene stößt das alte Freundespaar dazu. Ortulph macht sich gleich mit beleidigenden Vorwürfen über Philibert her und hört im Eifer gar nicht, was der über seine Sinnesänderung erzählt. Doch gelingt es mit vereinten Kräften, ihn zu besänftigen. Philibert wird gnädig entlassen und Sigibert abgeschickt, sofort sein Glück mit einem Besuch beim Mädchen zu versuchen. Allein zurückgeblieben, rafft sich aber der endlich zu selbständigem Handeln durch (IV, 3). Wohl will er zu Blandine gehen, aber nur um für den Freund zu werben. Das Blatt beginnt sich zu wenden. Der bereits beginnende 5. Akt muß ja die glückliche Lösung bringen.

Jetzt kehrt Barnim vom Wirtshaus stark angezecht zurück, wo er sich hat freihalten lassen. Sein Tatendrang erwacht aufs neue. Sigibert kommt auch gerade von Blandine und erzählt seine Erlebnisse (V, 2). Er habe das Mädchen völlig verstört angetroffen und willens, keinen von den beiden zu nehmen. Alles Zureden und Werben für den Freund sei zuerst vergeblich gewesen, bis er herausgebracht habe, daß die scheußliche Agatha, um ihren Lohn von Ortulph zu verdienen, die Freundschaft der Jünglinge erotisch verdächtigt habe. Auch hier werden die Charaktere gut voneinander abgehoben. Während Sigibert entrüstet und voll Scham die Gemeinheit erzählt, lacht Barnim nur aus vollem Halse heraus. Sigibert hat sein Ziel bei Blandine zuletzt doch noch erreicht. Sie liebt Philibert jetzt noch mehr als früher und wird ihm in jeder Gefahr die Treue halten. Philibert stößt dazu (V, 3). Nochmals liegen sich die Freunde, das Ende hinauszögernd, in den Haaren. Nach dem letzten retardierenden Moment machen die beiden alten Freunde, Ortulph und Rupert, den Kreis voll (V, 4). Alle rücken jetzt über Ortulph ein. Sigibert steht seinen Mann. Rupert rät im Guten, sich nicht durch Zwang ins Unrecht zu setzen. Als schließlich Barnim herausrückt, Blandine habe noch eine reiche Cousine, die eine glänzende Partie für Sigibert wäre, da gibt sich der Vater geschlagen. Er erkundigt sich zuerst freilich noch, wieviel Gulden die neue Braut genau habe. Als aber die Antwort befriedigend ausfällt, da ist der allgemeine Friede wieder hergestellt. Die Alten gehen ins Haus, um die Verträge aufzusetzen, die Jungen stürmen freudig erregt ab. Barnim bleibt allein zurück, um, wie in der alten Komödie, ein Schlußwort an die Zuschauer zu richten. Er streicht noch einmal seine Verdienste heraus, doch muß er gleich auch ins Haus, weil man ja zum Schmaus schon auf ihn wartet.

Es war nötig Szene für Szene zu verfolgen, denn keine bleibt bloße Episode, jede ist für den Fortschritt der Handlung notwendig. Erst der Text selbst könnte freilich zeigen, wie frisch und lebendig alles gestaltet ist. Doch hat vielleicht schon die Inhaltsangabe einen Begriff von den effektvollen Möglichkeiten der Rededuelle und der Entfaltung von Mimik und Spiel geben können. Zusätzlich muß noch bemerkt werden, daß die Handlung fast völlig in den Dialog eingefangen ist. Die Personen sind nicht Sprachrohre starrer Meinungen. In Rede und Gegenrede, gerade im häufigen Gebrauch der Stichomythie, wirken sie aufeinander ein und geben so der Handlung überraschende Antriebe.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0176-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Glücklich verwendet werden auch die zahlreichen Monologe. Ihre Funktion ist nicht, den Zuschauer zu informieren. Es gibt Reflexionsmonologe, in denen eine Figur sich Gedanken über eine Situation macht. Die meisten sind wirkliche dramatische Monologe: Eine Person geht in einer Konfliktsituation mit sich zu Rate, wägt Für und Wider ab und ringt sich zu einer Entscheidung durch, die folgenschwer für den weiteren Verlauf der Handlung wird. Die Charaktere sind hinsichtlich ihrer komischen Wirkung gestuft. Von Satire kann keine Rede sein, da alle trotz ihrer Schwächen sympathisch und mit Liebe gezeichnet sind. Fast alle aber bergen einen komischen Kontrast in sich. Der Vater ist unbeherrscht wie ein Junge, Barnim hält sich für bedeutender, als er ist, die Alte ist alles andere als eine Tugendwärterin, die sie doch sein sollte, und die Jungen gehen in ihrem Idealismus an der Lebenswirklichkeit vorüber, sind schwach und werden zum Spielball der Intrige. Viel empirische Lebenswirklichkeit hat das Stück in sich aufgenommen, gerade in einem solch gemischten Charakter wie Barnim. Damit und auch mit der Frische und Unbelastetheit von Problemen reihen sich die „Amici" ganz zwanglos und organisch in das Bild ein, das Praschens frühe lateinische Lyrik schon bot.

b) Tullia, Tragoedia, 1667

Die andere Haltung aller jetzt folgender Stücke geht schon deutlich aus der Tragödie Tullia[480] hervor. Den Stoff entnahm Prasch der ersten Dekade von Livius (I, 39 ff.). Die Tochter des 6. römischen Königs Servius Tullius, Tullia, ermordete ihren Gatten und ihre Schwester und heiratete ihren Schwager Tarquinius Superbus. Diesen bestimmte sie, den König, ihren Vater, zu beseitigen und gemeinsam mit ihr die Herrschaft zu ergreifen. Nach der Tat fuhr sie durch die Straße, wo der Leichnam ihres Vaters lag, und führte, da der Kutscher zögerte, selbst den Wagen über den Toten hinweg. Soweit der Vorwurf. Das Drama selbst endet mit dem Untergang des frevelnden Paares. Formal läßt sich die „Tullia" als ein Nachklang der Bestrebung des Straßburger Akademietheaters sehen, die spätrömische Tragödie Senecas wieder zu beschwören, wie es vor allem in der Dramendichtung Kaspar Brülows (1585—1627) geschah. Der Geist des Stückes aber steht der deutschen Tragödie der Schlesier, des Gryphius und Lohensteins, so nahe, daß eine direkte Beeinflussung angenommen werden kann. Wir hatten ja bereits in der Vita die Übereinstimmung der staatsrechtlichen Auffassungen, die gemeinsame Ablehnung der Staatsraison und das Eintreten für die Legitimität festgestellt. Prasch beschäftigte sich als Jurist in diesen Jahren vornehmlich mit staats- und verfassungsrechtlichen Fragen. Die Tullia ist das poetische Spiegelbild seiner Anschauungen, ein düsteres

[480] WK 30.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0177-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Gegenbild seines Ideales. Sind doch Tullia und Tarquinius die gegebenen Exempla macchiavellistischer Machtmenschen: „Haec una virtus principis, potentia", sagt Tarquinius (II, 2). Den Prolog spricht die „Tyrannis", grausige Bilder des kommenden Unrechts entwerfend. Das Stück ordnet sich in die Gattung der von den Schlesiern, besonders von Lohenstein, gepflegten Tyrannendramen ein. Speziell an ihn fühlt man sich bei der Zeichnung des skrupellosen Machtweibes Tullia erinnert. Wie Sophonisbe bricht sie schließlich unter der Erkenntnis des Frevels ihrer Taten zusammen. Ebenso kann der Chor, vergleichbar den Reyen der Schlesier, der von Ungerechtigkeit und Sinnlosigkeit erfüllten Welt gegenüber die Ordnung der staatlichen Gerechtigkeit nur als überweltliches Ideal ersehen, den Verlauf der Welt selbst aber nur als unter dem Gesetz der Fortuna und der Vanitas stehend begreifen, der Vanitas, die sich im eitlen Streben des Tyrannen verkörpert: „Er fungiert als bedeutungs- und handlungsmäßiger Träger jener Nichtigkeit, in der sich das Wesen des innerweltlichen Daseins zusammenfaßt"[431].

O quam varius cursus gyrat
Nunquam stabiles res mortalium?
Quam certo redeunt orbe vices
Incertae? nemo sibi quicquam
Spondeat indubium, nisi lethum.
Ad casum lege rata mundi
Omnia vergunt.
Qui nunc regali stat culmine,
Et centenis populis imperat,
Qui tumidis ferit aethera cristis,
Ad manes mox decidit imos,
Et vix modico replet cinere
Testam fatalem: sine famulis
Petit aulam Ditis, communem
Patriam, nulli jam metuendus.
Alius contra surgit in altum,
Et pravo dans vela ingenio,
Gustat fallacis bona regni,
Eadem passurus discrimina[432].

Gegenüber den komödiantischen „Amici" ist die „Tullia", getreu dem Vorbilde des Seneca, eine rhetorische Tragödie, d. h. die dramatische Handlung tritt fast völlig hinter der Deklamation zurück. Die Geschehnisse selbst werden vom Boten berichtet. Dafür entwerfen die mit Rhetorik befrachteten Dialoge in hochpathetischer und affektgeladener Sprache ein monumentales, düsteres Bild in weltliche Begierden verhafteter Charaktere.

[431] Ziegler, a. a. O., Sp. 1013.
[432] Beginn des Schlußchores des 4. Aktes.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0178-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

c) Saul desperans, Tragoedia, 1671

Sie ist leider verschollen. Als einziges festes Faktum kann also nur — wieder die Parallele zur lateinischen Lyrik — die Hinwendung zum religiösen Themenkreis gebucht werden.

d) Arminius, Tragoedia, 1679

Auch der Arminius ist verloren gegangen. Allerdings hat sich für ihn der Theaterzettel einer erneuten Aufführung am Gymnasium Poeticum in Regensburg vom Jahre 1724 mit Argumentum und knapper Inhaltsangabe erhalten[433], aus dem sich einige Schlüsse ziehen lassen. Prasch betont, er habe sich die Freiheit genommen, chronologisch Unvereinbares zu vereinen. Damit meint er wohl, daß er in die Geschehnisse um die Verschwörung gegen Arminius und seine Ermordung das Schicksal eines Christen verwebt. Die Inhaltsangabe läßt den genauen Hergang sehr unklar, so viel aber läßt sich bestimmt sagen, daß Arminus sich als gerechter Herrscher des Christen annimmt und darum der Rache des abergläubischen Heidentums zum Opfer fällt. So ist das Stück wohl eine Art Märtyrerdrama gewesen und Arminius enthüllt in seinem physischen Untergang die Ohnmacht der religiösen und ethischen Idee in der Fortunawelt, aber auch ihre ideelle Überlegenheit. Es ist bezeichnend, daß Prasch am Vorabend seines Übergangs zur deutschen Dichtung den Schatten des Arminius beschwört, des Vorbilds des „kulturellen Patriotismus des deutschen Barockhumanismus“[434]. Bezeichnend für seinen religiösen Humanismus ist auch die überraschende Wendung des Themas.

e) Die getreue Alcestis, 1681

Die Alcestis[435] führt die zwei Leitlinien des Arminius geradlinig und logisch weiter.

Sie erschien gleichzeitig mit der „Astrea“ und vollzieht, wie diese in der Lyrik, im Drama den Übergang zur deutschen Dichtung. Ein ausführliches Vorwort klärt über die Absichten von Prasch auf. Das Stück sei eine Nachdichtung des gleichnamigen Dramas von Euripides, doch habe er, Prasch, sich keineswegs streng an diesen gehalten und sei seinem eigenen Kopfe nachgegangen, „theils . . . zu entwerffen / was die Teutsche Heldensprache in ihrer Art gegen der Griechischen vermöge / und leisten könne / falls sie ihren Mann künfftiger Zeit überkäme; theils den Fremden darzuthun / wie die Teutschen nicht Noth haben / alles von den andern zu erbetteln / gleichwohl aber auch

[433] Clm 2735 g. Museum der Stadt Regensburg.

[434] Ziegler, a. a. O., Sp. 1002. Er verweist auf Schottels „Neuerfundenes Freudenspiel genandt Friedens Sieg“, 1648. Es wäre auch an den, allerdings erst 1689 ff. erschienenen, „Arminius“ von Lohenstein zu erinnern.

[435] WK 33.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0179-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

nicht in finstere Unwissenheit vergraben / und verachten / was die Griechen und andere Meister wol errungen", deren Werke man ob ihrer Vollkommenheit „fast mit Bestürzung" sehe. Prasch gibt hier ein Programm, das mit der Tendenz von Opitz übereinstimmt, eine selbständige, an der Antike geschulte Tradition des deutschen Dramas im hohen Stil begründen, für die Opitz mit seiner Antigone-Übersetzung das Musterbeispiel lieferte. Nicht nur die Theorie von Prasch, auch das Stück selbst zeigt auf Schritt und Tritt den Einfluß von Opitz. Eine genaue Stilbetrachtung müßte zu ähnlichen Ergebnissen kommen wie die meisterhafte Analyse der Antigone-Übersetzung von Richard Alewyn: „Vorbarocker Klassizismus und griechische Tragödie"[436]. Allerdings ist unterdessen auch bei Prasch die barocke Stilschwellung und das Streben nach Bildhaftigkeit hinzugetreten, die Alewyn an Harsdörffers „Japeta", 1643, beobachtet. Das bedeutet, daß sich die Alcestis richtig in die allgemeine stilistische Entwicklungslinie einordnen läßt und die gleiche Stilhöhe erreicht wie der Gedichtband Astrea. Noch in einem zweiten Punkt besteht volle Übereinstimmung mit der Astrea, in der Stellung zur Mythologie. Prasch setzt sich nämlich bei der Bearbeitung des Alcestisstoffes die Aufgabe, zu zeigen, „wie die Heidnische Fabel recht zu Nutzen zu bringen" sei. Er will also den verborgenen Wahrheitsgehalt dieses Mythos aufleuchten lassen, wodurch sofort die Fabel zur allegorischen Einkleidung eines Ideengehaltes wird. Genau wie bei der Astrea versucht er sogar eine doppelte Allegorie. Die erste ist wieder moralisch. Nach ihr ist die Fabel „zu der Sittenkunst / und bevorderst dem loco, von der Ehlichen Treue / gehörig." Die zweite ist religiös. Alcestis, die den stellvertretenden Opfertod für ihren Gatten stirbt und von den Toten ersteht, und Heracles, dem Macht über die Unterwelt gegeben ist, beide werden gleichsam zu heidnischen Praefigurationen Christi und seiner Erlösungstat. Um seine Auffassung des Stoffes deutlich zu machen, führt Prasch neben dem üblichen Chor, der auch in die Handlung eingreift, noch einen zweiten Chor von Christen ein, der den Zuschauern das Gehörte und Gesehene im angegebenen Sinne auslegt.

Das Stück ist ein Experiment geblieben. Zwar wird die Handlung selbst straff geführt, doch ist die Parallele der beiden Chöre künstlerisch nicht geglückt und erschwert bei einer Aufführung nur das unmittelbare Verständnis, anstatt es zu erleichtern. Prasch muß den Mangel selbst gefühlt haben, denn er sagt im Vorwort, wer das Stück nicht für eine Bühnenaufführung geeignet halte, der „sehe es für ein Gedicht an / das man wegen seines Inhalts liset."

[436] A. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0180-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

2. *Der Roman „Psyche Cretica", 1685*

Mit diesem kleinen Roman[437] kehrt Prasch zur lateinischen Dichtung zurück. Er versucht aber nicht, den Stil, die Thematik und die Stimmung der Werke seiner Frühzeit nochmals zu beschwören, sondern führt zielstrebig die einmal angebahnte dichterische Entwicklung weiter und zu Ende[438]. Abermals wählt er nämlich, wie für die ‚Astrea' und die ‚Getreue Alcestis', eine mythologische Fabel, um durch sie ein religiöses Thema zu versinnlichen. Was aber zweimal ein mißglückter Versuch blieb, Idee und Fabel zur Deckung zu bringen, das gelingt hier. Die gewählte Fabel ist das bekannte, von Apulejus erzählte Liebesmärchen von Amor und Psyche. Prasch übernimmt nur das Hauptmotiv und das Gerüst des Handlungsablaufes in groben Zügen. Die Einzelheiten sind eigenwillig von ihm erfunden, um die Fabel auf seine Absichten abzustimmen.

Die Besprechung wird so vorgehen, daß zuerst die Absicht und Tendenz des Werkes untersucht und im Anschluß daran die Frage gestellt wird, wie und mit welchem Erfolg der Verfasser sie dichterisch verwirklicht hat.

Ziemlich in der Mitte des Romans wird bei einem Gastmahl ein Gespräch über Dichtung geführt, das zwar für den Verlauf der Handlung nicht von Bedeutung ist, aber dafür die Absicht des Werkes verrät. Gesprächspartner sind ein Fürst und sein Hofdichter. Der Anfang der Unterhaltung wurde bereits als Beleg für die Selbstironie von Prasch mitgeteilt. Hier sei nun der Beweis für die Wahrheit der Behauptung erbracht, daß der im Roman auftretende Dichter autobiographische Züge des Verfassers trägt. Wir erinnern uns: Dieser Dichter beklagt sich in pathetischen Worten darüber, die Poesie stehe zu seiner Zeit nicht mehr in Ansehen, obwohl seine Dichtungen von dem Fürsten gerade sehr gelobt worden waren. Ernster geht das Gespräch weiter. Besonders müsse man bedauern, daß die Menschen ein Gedicht nur mehr als eine „vergängliche Blume" und nicht als eine „beständige Perle" schätzten. Die Leser suchten eben nur noch eine flüchtige Unterhaltung, ohne den Sinn des Gedichtes zu entschlüsseln und seine kunstvolle Fügung zu würdigen: „Wer untersuchet jetzo ein künstlich und gelehrtes Werck?"[439]. Daher habe er sich entschlossen, dem Apoll seine Harfe wieder zurückzugeben. Das klingt wie eine Anspielung auf das Schlußgedicht der Lobsingenden Harffe. „Jedoch will ichs noch versuchen / ob ich nicht die Laster der jetzigen Welt durch

[437] WK 34.

[438] Die letzten größeren Dichtungen erscheinen in diesem Jahr 1685, der Roman und der Gedichtband „Geistlicher Blumenstrauß", WK 25.

[439] Die Zitate werden der 1705 nach dem Tode von Prasch erschienenen, sorgfältig und geschickt gearbeiteten Übersetzung des Romanes von J. C. Eibelhuber entnommen, WK 34.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0181-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

einen klugen Betrug bessern möge. Ich studiere auf ein Werck / welches von wunderlicher Art / und wann man den Numerum [= Metrum] ausnimt / einem Poetischen gantz gleich seyn soll. Es soll nemlich wegbleiben / was sonsten den Feinden der Musen wiedrig düncket." Es kann sich nur um eine Dichtung in Prosa, also einen Roman handeln.

Diese Sätze stehen ausgerechnet in dem ersten und einzigen Roman von Prasch. Der autobiographische Bezug dürfte deutlich sein. — Nach dem Dichter ergreift nun der Fürst im Gespräch das Wort und gibt seine Ansichten über den Ursprung der Dichtung und den Wert der Allegorie kund. Ganz offenkundig sind seine Meinungen die des Verfassers selbst. Er spricht zuerst vom göttlichen Ursprung der Poesie mit Worten, die direkt an das Schlußkapitel des „Diskurses von der Natur des Teutschen Reimes" anklingen: „Und das ist kein groß Wunder / daß die Götter die Verse als ihre selbst eigene Redens-Art / nicht unwerth halten. Denn meynet ihr wohl / daß unter ihnen auf andere Weise geredet werde? Ich zweiffle meines Orts gar nicht / daß / was man im Himmel rede / ein Vers sey. O man gläubte nur nicht / daß die Oracula allein Poetisch reden; es wäre dann / daß wir die allervollkommenste Art zu reden wolten den Göttern ab / denen Menschen aber zugestehen." Demnach sei die vollkommenste Dichtungsgattung das geistliche Lied, denn in ihm kommt der Mensch in seiner Sprache Gott am nächsten. Da aber die Menschen ihre „einfältige" Art durch den Sündenfall verloren hätten, billigt der Fürst ausdrücklich den „frommen Betrug" des Dichters: „Ihr möget nämlich die alten Namen verändern und die Sache in einem solchen habit vorstellen / welcher denen Augen am angenehmsten düncket. Und sie mögen sich einbilden / als ob ihnen eine lustige Fabel erzehlet würde / wann sie nur durch ausgesonnene Bilder der Wahrheit zu ihrem Nutzen hintergangen werden . . . hernach aber / wann aller Umschweiff abgeschnitten / und ihr Irrthum am Tag / sich freuen können / daß sie betrogen worden. Also betrüget die mit Honig umstrichene Artzney die Kinder." Der bekannte Topos von der süß verpackten bittern Pille (vgl. Anm. 387) wird, wie wir sahen, bereits von Opitz in der Poeterei[440] auf die mythologische Einkleidung von religiösen Wahrheiten angewendet. Verschärft faßt ihn Prasch in der Nachfolge Harsdörffers hier als „Betrug". Es ist daran zu erinnern, welch heftiger, aber ziemlich aussichtsloser Kampf von der Geistlichkeit gegen die beliebten Unterhaltungsromane, vor allem den Amadis, geführt wurde. Man sah in ihren „leichtfertigen Liebeshändeln" nichts anderes als „Strategemata Satanae". Verschiedene Versuche wurden unternommen, den Satan mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, das heißt, man wollte die Liebesromane durch ebenso unterhaltende, aber pädagogisch wertvolle

[440] A. a. O., S. 7 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0182-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

aus der Gunst des Publikums verdrängen. Der Braunschweiger Superintendent A. H. Buchholtz schrieb zu diesem Zweck den Staatsroman „Herkules und Valisca", der eine ganze Enzyklopädie der Religion und der Geschichte umfaßt. Auf ihn bezogen sich Herzog Anton Ulrich und Lohenstein. Susanne Elisabeth Prasch forderte in ihrem Traktat „Reflexions sur les Romans" ästhetisch wertvolle und sittlich bildende Romane, die man dem romanwütigen Publikum ohne Schaden, ja zu seinem Nutzen vorsetzen könne. Ihrem Rat gehorsam und in Anlehnung an die bereits bestehende Tradition des allegorischen Romanes schrieb ihr Gatte, J. L. Prasch, die „Psyche Cretica". Die hier vorgetragene richtige literarhistorische Einordnung des Werkes stammt von Georg Serpilius und findet sich in seinem Vorwort zu der deutschen Übersetzung von 1705. Allerdings trifft sie nur auf die Tendenz, nicht auf die literarische Gattung des Romanes zu. Die Psyche Cretica ist kein Staatsroman, sondern ein Schäferroman. Alle Merkmale, die Heinrich Meyer[441] dem Schäferroman zuschreibt, sind vorhanden: Der Realismus fehlt, alles ist in eine ideale Ferne gerückt, die Natur hochstilisiert wie ein barocker Garten oder ein Bühnenbild. Ein Beispiel: „Jacebat in medio silvae viridissima planities, quae in atrum desinebat specus, impendente petra; unde gemini fontes loquace argento praecipitabant. Utrinque arbores, modicis aequisque intervallis, videbantur in obliquum procurrere, et assurgere paullatim, et in cuneum differri. ex quo admissis quasi in infinitum oculis laetissima subibat imago. Arte omnia perfecta crederes in magnifici theatri speciem."

Wichtiger als die Naturbeschreibung ist die einsträngige Liebeshandlung, die, wie üblich, durch Motive des Abenteuerromans aufgelockert wird. Die Vereinfachung der Handlung ermöglicht die Konzentration auf das Innenleben. Ausgedehnte Gespräche in direkter oder indirekter Rede und reflektierende Monologe bestimmen das Bild. An Höhepunkten tritt eine Lyrisierung der Sprache auf. Ein besonders wichtiges Kennzeichen des Schäferromans ist, daß er zugleich ein Schlüsselroman ist. Auch diese Forderung erfüllt die Psyche Cretica. Alle auftretenden Personen können und müssen gedeutet werden, wozu ihre „sprechenden Namen" behilflich sind.

Welches religiöse Thema gestaltet nun Prasch als Schäferroman? Das Thema Jesusminne und Gottesbrautschaft. Amor und Psyche sind Christus und die menschliche Seele. Wieder hat Prasch auf altes christliches Gedankengut zurückgegriffen und es, wie sich zeigen wird, modern umgeprägt. Über die Geschichte der Jesusminne genügen einige Hinweise[442]. Ausgangspunkt ist, neben einigen neutestamentlichen Bildern[443], das Hohe Lied. Im 3. Jahrhundert bringt Origines die allge-

[441] A. a. O.
[442] Wolfskehl, a. a. O.
[443] Z. B. die Parabel von den klugen und den törichten Jungfrauen, die den Bräutigam erwarten.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0183-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

mein angenommene Auslegung, wonach Gott oder Christus den Bräutigam, die christliche Kirche aber die Braut darstellt. Bernhard von Clairvaux setzt daneben die Deutung der Braut als die christliche Einzelseele. Jede religiöse Liebesdichtung der kommenden Jahrhunderte, sei sie mystisch oder kirchlich, bezieht sich auf seine Gleichsetzung von „unio mystica" und „connubium spirituale". Besonders im 17. Jahrhundert wird das mystisch-erotische Thema vielfältig in allen Ländern und interkonfessionell abgewandelt. Im protestantischen Deutschland gibt es keinen geistlichen Lieddichter, der nicht seinen Beitrag geliefert hätte. Der „affektive" Stil der Lyrik war wie geschaffen, auf dieses Thema angewendet zu werden. So war der Boden gut vorbereitet, auf dem Prasch den Bau seines Romanes errichtete.

Es soll nun die Handlung des Romans erzählt und gleichzeitig sein Sinn entschlüsselt werden. Prasch gibt die Ereignisse der Fabel nicht der Reihe nach wieder, sondern gestaltet eine Rahmenerzählung daraus. Ein glücklicher schriftstellerischer Griff! Die Handlung spielt in Griechenland nach der Befreiung vom Römerjoch, also in der Spätantike. Schon durch diesen Zeitansatz ist die Möglichkeit gegeben, Christliches und Mythologisches zu vertauschen. Natürlich sind die vorausgesetzten Lebensverhältnisse feudal-barock und nicht antik.

I. Buch. Theophrast (= einer der von Gott richtig zu reden weiß, ein Prediger oder Geistlicher), der würdige Fürst von Athen, reitet mit seinem Gefolge zur Jagd. Eine prächtige Hindin taucht vor ihm auf, der er sofort nachsetzt (die Hindin ist ein Symbol der nach der Taufe verlangenden Seele; hier also eine Seelenjagd). Die Verfolgung führt bis tief in den Wald (Wald der Sünde), wo die Hindin entschwindet, dem Fürsten sich aber eine grausige Szene darbietet: ein junger Mann bedroht eine Jungfrau, es ist Psyche, mit dem Mordstahl. Der Fürst kommt gerade noch zur rechten Zeit, sie zu retten. Aus einer tiefen Ohnmacht erwacht (Ohnmacht der verderbten menschlichen Natur) dankt sie ihm als ihrem Lebensspender und zweiten Vater (auch geistlich zu verstehen). Er bewundert ihre überirdische Schönheit (Gottesebenbildlichkeit der Seele) und sagt, er habe nur als ein Werkzeug der Götter gehandelt (Werkzeug der Gnade Gottes). Unterdessen ist das Gefolge nachgekommen. Doch wird die Jagd abgebrochen und der Zug reitet in die Stadt zurück (Gemeinde der Gläubigen?). Ein Gespräch kommt in Gang. Teilnahmsvoll erkundigt sich der Fürst nach den Schicksalen der Geretteten. In der nun folgenden langen Erzählung Psyches erfährt der Leser die unmittelbare Vorgeschichte. Sie stamme aus Creta (?) aus königlichem Hause (auch das deutet wieder auf den Adel der menschlichen Seele). Durch ein großes Unglück bewogen (die Erzählung vom Verlust der Liebe Amors folgt im II. Buch nach) und den Haß ihrer beiden Schwestern Sarx und Calodocia (sinnliche Anfechtung und Überheblichkeit) habe sie sich in die Einöde zurückgezogen, um in Betrachtung ihres Liebsten, des Amors, ein Schäferleben zu führen. Ihn müsse man lieben, denn von ihm gehe alle Liebe aus. Sie sehe aber jetzt, daß sie seiner Liebe ganz unwürdig sei. Ihr blieben nur Zweifel und Reue. Damals aber sei sie mit ihrem Schäferleben recht zufrieden gewesen und habe allmählich ihre Feinde vergessen; die Natur habe sie wie im Paradieseszustand umblüht. Da taucht plötzlich ein junger Mann, Cosmus (die Welt; sie ist nach protestantischer Sicht ganz verderbt) auf, der ihr in heißem Begehren naht. Sie gibt scheinbar nach, lockt ihn in eine

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0184-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Falle und entflieht, über ihre gelungene List triumphierend. Der Leser merkt sofort, daß das keine befriedigende Lösung sein kann. Wirklich überfällt sie Cosmus, nun ganz zum Bösen gewendet, nach einigen Tagen abermals. Bei ihrer Abwehr verstrickt sich Psyche noch weiter in Listen, Lügen und egoistische Motive, nimmt sogar die Unterstützung einer Zauberin an (die Hölle gewinnt über sie Gewalt) und entgeht nur mit äußerster Not dem Tod durch Cosmus (geistlicher Tod). Auf ihrer Flucht kommt sie in die Wälder von Attika, wo sie den dritten und gefährlichsten Anfall zu bestehen hat (die märchenhafte Verdreifachung des Motives ist sehr überzeugend angewendet). Rächend steht Cosmus vor ihr. Die Situation ist aufs Äußerste getrieben, da fällt es wie Schuppen von ihren Augen: sie erkennt ihre Schuld und ihre Ohnmacht und wirft alle Hoffnung auf Amor. Die göttliche Gnade hat sie erreicht und rettet sie durch das Auftauchen von Theophrast. Soweit die Erzählung. Der Fürst kündigt ihr das Ende der Prüfungen an. Der Zug hat unterdessen fast die Stadt erreicht, im Abendglanz liegt sie vor den Augen ausgebreitet (seelischer Friede).

II. Buch. Der Fürst weiß, daß Amor nur durch Liebe versöhnt werden kann und sucht sie darum noch mehr in Psyche zu entfachen. Er bestellt ein Gastmahl, führt aber vorerst Psyche noch in seinen Park (Heilige Schrift). Auf der einen Seite erstreckt sich eine schwere schattichte Allee (A. T.), auf der anderen eine sonnendurchstrahlte (N. T.). Am Eingang steht ein Amor-Brunnen, aus dem Psyche schöpft (Gnade; Taufe?). Sie versteht jetzt die Bilder des Parkes und gesteht Theophrast im Gespräch, sie sei nun der Liebe Amors wieder sicher. Die Gemahlin des Fürsten eilt zur Begrüßung herbei und holt Psyche ab, um sie für das Gastmahl zu schmücken. Ein weißes Gewand und ein von Amor geschickter Purpur wird ihr überreicht (über die Deutung später). Dann geht man zum Mahl. Am Anfang steht das schon besprochene Gespräch über Dichtung. Wahrscheinlich soll es dem Leser an dieser wichtigen Stelle mahnen, sich nicht durch die äußere Form über den wahren Sinn der Erzählung täuschen zu lassen. Genau in der Mitte des Buches steht die Beschreibung des Mahles von Brot und Wein (Abendmahl, unio mystica). Die folgende Szene bietet dem Verständnis wieder gewisse Schwierigkeiten. Die Gäste sitzen beisammen und jeder soll von seinem Leben und seiner Liebe erzählen. Breit ausgeführt ist die Erzählung des Dichters, der von seiner leichtfertigen Jugend berichtet, von der Zeit, bevor er sich zur geistlichen Dichtung wandte. Er trägt seine Liebeshändel in einem viel realistischeren Stil vor, als er sonst im Roman zu finden ist. Sie ähneln den Lebensläufen, die Gäste in den Musikerromanen von J. Beer und seinen Nachfolgern zum besten geben. Warum stehen sie hier? Vermutlich soll auf dem Höhepunkt der Handlung ein wirkungsvoller Kontrast der wahren Liebe zu der Liebe, wie die Welt sie begreift, geboten werden. Als man zum Schlafengehen aufbricht, bittet Psyche, man möge ihr erlauben, die Nacht im Garten zu wachen (bringt die Nacht mit dem Studium der Hl. Schrift zu). Wenn sie ermüdet, dann trifft sie Amor mit seinem Pfeil. Sie meditiert und ringt um ihren Glauben und ihre Liebe zu Amor, bis strahlend der neue Tag aufgeht (neuer Tag der Seele, innere Erneuerung). Das Bild Amors erglänzt im Garten und in hymnischen Worten spricht Psyche ihre Liebe aus. Innerlich gefestigt trifft sie in der Frühe der Fürst, der sie nun weiter in die Geheimnisse des Gartens einweiht (mythologische Bilder sind aufgestellt, die Heilswahrheiten versinnbildlichen). Im Gespräch erzählt nun Psyche ihrem Seelenfreund Theophrast ihre Schicksale vor dem Schäferleben. Die Erzählung ist uns aus Apulejus geläufig: Amor beruft Psyche als seine Braut in seinen Palast; der ihr von den Schwestern eingepflanzte Zweifel an der Göttlichkeit Amors aber beraubt sie ihres Glückes. Vor Schmerz und Kummer habe sie sich nach der Verstoßung in die Wälder zurückgezogen. Diese ganze Partie ist von Prasch sehr märchenhaft ausgestaltet. Er läßt absichtlich darüber im Unklaren, ob die Er-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0185-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

eignisse nicht Traum waren und deutet damit an, daß es sich um einen rein geistigen Vorgang handelt.

Bei der Erzählung des letzten Buches wollen wir uns aus Platzmangel kürzer halten, doch ist zu betonen, daß auch bisher nur die wichtigsten Züge angedeutet wurden. Der Roman ist so dicht gearbeitet, daß die Auslegung viel weiter ins Detail gehen könnte.

Der Fürst und Psyche unternehmen eine Reise durch das ganze Land Attika. Sitten und Gebräuche werden studiert. Dabei kommt die Rede auf die im Lande verbreiteten religiösen Gemeinschaften. Leider muß der Fürst von Zank und Streit der Anhänger von Jaetus (Jesuiten), Elurthus (Luther) und Lucianus (Calvin) berichten. Natürlich ist Theophrast ein Anhänger von Elurthus. Die drei Religionen werden in ihrem Unterschied charakterisiert und beide suchen eine Erklärung dafür, wieso die Götter eine verschiedene Auslegung ihrer Lehre zuließen. Sie bekennen sich dazu, aller Streit könne geschlichtet werden, wollten nur die Menschen aus dem Gesetz der Liebe handeln (irenische Tendenz von Prasch). Nachdem so Psyche in allen Stücken von Theophrast unterrichtet ist, beschließt sie, in ihre Heimat zurückzukehren. Auf der Fahrt gesellt sich Amor in der Verkleidung Merkurs zu ihr und malt ihr in glühenden Farben die Schönheit des Himmels aus, in die sie einst Amor als seine Braut berufen werde. Psyche antwortet, ihre Reise (Lebensreise) fiele ihr nicht mehr beschwerlich, da sie das wüßte. In Creta angekommen, übernimmt sie die Herrschaft des Königtums (Priesterschaft der Seele). Ihre Schwestern Sarx und Calodocia läßt sie ins Gefängnis werfen (sie besiegt ihre Fleischlichkeit und ihre Überheblichkeit). Das ganze Reich wird reorganisiert und der neue Dienst der Götter eingerichtet. Psyche meidet Speise und Schlaf und härmt sich ab, bis ihre Amme sie belehrt, Amor liege nichts an einem asketischen Leben. Er wolle, daß die Menschen die Güter des Lebens als seine Geschenke annehmen und ein Leben der tätigen Liebe und Zuversicht führen. Der Schluß des Romanes wird vom Verfasser wieder weise in eine märchen- und legendenhafte Ferne gerückt. Nach einem vorbildlichen Leben geht Psyche demütigen Sinnes am Rande des Meeres spazieren (Rand der Ewigkeit), „ruffte Amorem an / er möchte sie in seinen weichen Schooß aufnehmen / und flog frölich durch die Lufft / wie eine Turteltaube / die ihres gleichen suchet / fort."

Die Handlung des Romans wurde hier ganz im Hinblick auf die geistliche Auslegung erzählt. Möglicherweise entstand dadurch der Eindruck, die Handlung sei nur von der Deutung her verständlich. Dem ist aber keineswegs so. Hätte ein Leser keine Kenntnis vom Christentum, auch er könnte den Wortsinn des Romans begreifen. Die mythologische Handlung ist in sich ganz schlüssig und folgerichtig gebaut. Allerdings würde dieser Leser spüren, daß die Erzählung doppelbödig ist und zur Erforschung des Hintersinnes anregt. Auch wir haben die Deutung noch nicht erschöpft. Eine wichtige Frage harrt noch der Beantwortung.

Die geistige Achse des Romans ist die „unio mystica". Am Beginn der Fabel steht der Bericht von der Berufung der Braut Psyche in den Palast Amors, genau in der Mitte die Schilderung des Abendmahles, den Schluß bildet die Vereinigung Amors und Psyches im Himmel. Ist unser Roman also ein Denkmal mystischer Frömmigkeit? Wir stellen die Frage noch allgemeiner: Bei allen geistlichen Lieddichtern des

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0186-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Jahrhunderts, so orthodox sie sonst sind, finden sich Seelenbrautlieder. Waren alle diese Dichter, wenigstens zeitweise, von der Mystik berührt?

Die Frage scheint allgemein bejaht zu werden. Marie-Luise Wolfskehl[444] glaubt an das Aufkommen solcher Vorstellungen als an eine mystische Gegenströmung gegen die Starrheit der Orthodoxie. Freilich kann sie sich der Erkenntnis nicht verschließen, wirkliche Mystik gebe es nur sehr selten bei diesen Dichtern. Aus der Zwangslage hilft sie sich mit der Erklärung, es liege dann eben nur eine spielerische und ästhetische Verwendung mystisch-erotischen Gedankengutes vor[445]. Vor ähnliche Probleme sieht sich die weit gewichtigere Schrift von Wentzlaff-Eggebert gestellt: „Erscheinungsformen der unio mystica in der deutschen Literatur"[446]. Folgende Lösung wird vorgeschlagen: „Entscheidend ist dabei, daß die Beteiligung an der mystischen Frömmigkeit bei vielen Dichtern nur eine Zwischenstufe in ihrer Entwicklung darstellt, die es bedingt, daß die unio in diesem Lebensabschnitt des Einzelnen wohl eine höchste, aber keine letzte Frömmigkeitssteigerung darstellt. Die Rückkehr in die Sicherheit konventioneller Gläubigkeit bleibt für die meisten geradezu eine Notwendigkeit. Auffallend bleibt aber, daß diese Mystiker nur in einem Abschnitt ihres Lebens wirklich als Mystiker bezeichnet und niemals von ihrer Konfession getrennt gesehen werden können in der Art etwa, daß die Mystik ihren Glauben ersetzte." „Allerdings darf diese dichterische Vorstellung (der unio) nicht immer als wirkliche seelische Erfahrung verstanden werden, sondern zum Teil als sehnsüchtig erwartetes Wunschbild. Ein neues Moment aber, das eine Art uneingestandenen Verzichts auf höchste mystische Daseinserfüllung in sich birgt, wird typisch für die Menschen des 17. Jahrhunderts: Der Tod wird zum Tor der Seligkeit, denn erst er eröffnet den Eintritt in das höchste Glück der Vereinigung mit Christus"[447]. Wir sehen, daß hier Erscheinungen beschrieben werden, die sich in gleicher Form in der Psyche Cretica finden: Die konfessionelle Bindung der „Mystik" und die Verschiebung des höchsten Glückes auf die Zeit nach dem Tode.

Es soll nun eine andere Deutung der Herkunft der „unio mystica"-Vorstellung vorgetragen werden, die, wie wir glauben, zumindest auch für die durchschnittlichen protestantischen geistlichen Dichter des Jahrhunderts Gültigkeit beanspruchen kann.

Die unio mystica ist der Zentralpunkt des Romans. Daneben werden aber verschiedene andere seelische Vorgänge geschildert, die alle unter sich in einem Zusammenhang zu stehen scheinen und die Bekehrung und Heilsaneignung der christlichen Seele versinnbildlichen. Wieder,

[444] A. a. O., S. 14 f.
[445] Ebenda S. 17.
[446] A. a. O., S. 266 f.
[447] Ebenda S. 268.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0187-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

wie bei den anderen geistlichen Dichtungen von Prasch, liegt ein ganzes dogmatisches System dem Werk zugrunde[448].

Die unio spielt nicht nur in der Mystik eine entscheidende Rolle, sondern auch in der protestantisch-orthodoxen Theologie des 17. Jahrhunderts. Sie ist das Hauptdogma eines allgemeinen Lehrstückes der Dogmatik, des „ordo salutis", der „Heilsordnung"[449]. Dieses von Gerhard angebahnte und von Calov und Quenstedt voll ausgebildete Lehrstück systematisiert die seelischen Erlebnisse, die Ursprung, Fortgang und Vollendung des christlichen Lebens in der Seele des Einzelmenschen bewirken. Die seelischen Erlebnisse finden in Form eines hyperphysischen Prozesses, unabhängig von Intellekt und Willen in der Seele durch göttliche Gnade statt. Gott ergreift die Seele in ihrer Substanz und vereinigt sie mit seiner Substanz auf geheimnisvolle Weise. Darum ist der Höhepunkt der „Heilsordnung" die unio mystica. Der ganze Prozeß der Heilsaneignung wurde von den Wittenberger Dogmatikern in eine schematische Ordnung gebracht und jeder Mensch sollte in sich die einzelnen Stufen erleben: Berufung, Erleuchtung, Bekehrung, Wiedergeburt, Rechtfertigung, unio mystica, Erneuerung, Heiligung, Verherrlichung (= Seligkeit).

Die Psyche Cretica von Prasch ist nun nichts anderes als die Versinnlichung dieses übersinnlichen Prozesses in einer Romanhandlung. Im folgenden sei versucht, die einzelnen Stufen des ordo salutis in den Ereignissen des Romans wiederzuerkennen, doch muß ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß nur ein Religionshistoriker wirklich bindende Aussagen machen könnte.

Die „Berufung" ergeht allgemein an alle Menschen von Gott. Auf sie läßt sich im Roman die Berufung der Psyche als Braut in den Palast Amors, der wie das himmlische Jerusalem in der Apocalypse geschildert wird, ziehen. Da aber die menschliche Natur ganz verderbt ist und weder im Intellekt noch im Willen irgendwelche Kräfte für geistliche Dinge vorhanden sind, erliegt Psyche den Einflüsterungen ihrer Schwestern, ist sie auch aus eigener Kraft nicht fähig, in der Einöde ein religiöses Leben zu führen. Sie wird in die Händel der Welt verstrickt, bis ihr durch Gottes Gnade die „Erleuchtung" zuteil wird und ein Wunder sie rettet. Die „Bekehrung" liegt in der Abwendung vom weltlichen und der Zuwendung zum geistlichen Leben. Sie liegt im Roman wohl im Gespräch mit Theophrastus vor. Es ist fraglich, ob sie

[448] Die Annahme wird dadurch gestützt, daß die der Übersetzung mitgegebene Zensur der theologischen Fakultät von Leipzig ausdrücklich auf die ausgezeichnete theologische Fundierung des Romans hinweist und darum bereitwillig ihr „Imprimatur" spendet.

[449] Religion in Geschichte und Gegenwart[1], a. a. O., Artikel: Heilsweg; Unio mystica. Es sei ausdrücklich auf die historisch-kritisch gerichtete erste Auflage verwiesen. Die zweite Auflage verfolgt pastoraltheologische Ziele und ist in unserem Zusammenhang unergiebig. Ferner: Koch, a. a. O.; Schultz, a. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0188-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

nicht sogar sakramental als Beichte aufzufassen ist. Psyche schöpft aus dem Amorbrunnen. Das deutet auf die „Wiedergeburt". Wieder muß man sich fragen, ob nicht die Taufe gemeint ist, jedenfalls ist es ein Gnadenvorgang, bei dem Psyche die „vires credendi" erhält, die ihr zur „cognitio literalis" beim Gang durch den Park, die Schrift also, verhelfen. Weiter wird Psyche das weiße Kleid der Gnade verliehen. Der rote von Amor geschenkte Purpur, den Psyche ergreift, dürfte auf die „Rechtfertigung" deuten, das Ergreifen der von Christus durch seinen Tod uns erworbenen Verdienste. Glaube und Rechtfertigung sind Voraussetzung für die „unio mystica", die Psyche nun im Abendmahl erlebt. Alle Stufen bis hierher sollen vom Menschen passiv erlebt werden. So geht es auch Psyche. Bei der folgenden „Erneuerung" wird von der Dogmatik ein Kooperieren des Menschen angesetzt. Im Roman könnte man an das nächtliche Wachen und Ringen Psyches denken, das beim Heraufziehen eines neuen seelischen Tages endet. Das folgende Leben der Psyche ist der „Heiligung" gewidmet, bis Gott sie der „Verherrlichung" in der ewigen Vereinigung im Himmel würdigt.

Abschließend noch einige Worte über die Sonderstellung, die die protestantische Orthodoxie durch die Ausbildung der Lehre von der Heilsordnung in der Religionsgeschichte einnimmt. Der Abstand von der originalen Lehre Luthers ist groß. Für Luther ist der Kern des religiösen Lebens die Rechtfertigung, die Aneignung der Verdienste Christi durch den Glauben im bewußten Leben. Von der Orthodoxie werden Glaube und Rechtfertigung, als vorbereitende Elemente, beiseitegeschoben und der Schwerpunkt des religiösen Lebens wird in die hinter dem bewußten Leben sich vollziehende Vereinigung der menschlichen und der göttlichen Substanz verlagert. Max Koch[450] glaubt, daß diese einschneidende Umbildung der reformatorischen Lehre nur wenig auf Einflüsse von seiten der Mystik, des Calvinismus oder Katholizismus zurückzuführen sei, sondern daß sie durch philosophische Spekulationen der protestantischen Schulmetaphysik über die Substanzenlehre zustande kam. Ein katholischer Einfluß dürfte aber sicher in der starken Betonung der sakramentalen Gnadenmittel vorliegen. Ähnlichkeit und Unterschied der beiden Konfessionen in diesem Stück können an dem Vergleich des Romans von Prasch mit zwei Autos von Calderon abgelesen werden. Die beiden Fronleichnamsspiele von Calderon[451] wählen auch den Amor- und Psyche-Stoff zur Einkleidung religiöser Lehren, sie dienen beide der Verherrlichung des Altarssakramentes. Die dichterische Technik der Allegorisierung wird von beiden Dichtern gleich gehandhabt. Beide greifen auf die mittelalterliche Vorstellung vom „conubium spirituale" zurück, um den Höhepunkt des

[450] A. a. O., S. 108 ff.: „Die auf die Bildung des Dogmas von der Heilsordnung einwirkenden geschichtlichen Einflüsse."
[451] Beide a. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0189-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

religiösen Lebens und der Heilsaneignung darzustellen, den beide in der Kommunion sehen. Aber Calderon als Katholik kennt keine „Heilsordnung" im Sinne des protestantischen terminus technicus, keinen rein innerseelischen, passiv erlebten Prozeß. Psyche als Einzelseele arbeitet mit bei der Aneignung des Heiles; sie ist Glied der Kirche und empfängt die Kommunion als Gnadenmittel der Kirche. Calderon zeichnet in Psyche darüber hinaus die Kirche selbst als Braut Christi. Ihre eifersüchtigen Schwestern sind nicht Sarx und Calodocia, also Personifikationem der verderbten menschlichen Natur, sondern die Zeitalter des Judentums und des Heidentums, während sie selbst das neue Zeitalter der Gnade repräsentiert. Calderon beläßt das Christentum in seiner Geschichtlichkeit. Die Christenheit ist eine Gemeinschaft in der Geschichte. Dagegen macht sich in der protestantischen Orthodoxie — und bei Prasch — die Tendenz zur Spiritualisierung und Psychologisierung der Religion bemerkbar. Noch ist der Zusammenhang mit dem Leben der Gemeinde nicht ganz zerrissen. Die nüchternen orthodoxen Theologen wollten durch Ausbildung des Dogmas von der „Heilsordnung" keineswegs eine nur im individuellen Erleben wurzelnde mystische Frömmigkeit anbahnen. Der Schritt von der objektiven Strenge der Orthodoxie zur „Seelenhaftigkeit" des Pietismus scheint sehr groß zu sein. Jedoch hätte die verschwommene mystische Frömmigkeit des Pietismus nicht in den Protestantismus eindringen können, wäre sie nicht doch vom damaligen Dogma her begünstigt worden. Die Pietisten übernehmen die Heilsordnung, lösen sie vom kirchlichen Leben, beschränken die dogmatische Reihenfolge. Zinzendorf verwirft die Methodik ganz, opfert den sakramentalen Bezug und stellt alles dem individuellen Erleben des Einzelmenschen anheim, der auf den „Gnadendurchbruch" wartet. So kann man an der Entwicklung der Lehre von der Heilsordnung genau den Wandel der religiösen Vorstellungen und ihrer seelischen Folgen studieren, die auch für die Dichtung so bedeutungsvoll wurden. Prasch steht noch jenseits der Grenze. Sein Roman ist ein klarer Ausdruck der Lehre der Orthodoxie und ein Beispiel für die vorsubjektive Gebundenheit der Barockkunst. Er zeigt aber auch, daß die Grenze erreicht war, an der ein neues Zeitalter beginnt.

E. Sprachtheoretische Schriften

Prasch hat ab 1685 kein größeres poetisches Werk, sei es in deutscher oder lateinischer Sprache, mehr geschrieben. Nur noch vereinzelte Gelegenheitsgedichte sind von ihm erschienen. Diese Tatsache ist auffällig, denn in den früheren Jahren und Jahrzehnten riß der Strom der poetischen Produktion nicht ab. Es gilt nun eine Begründung für diese Erscheinung zu finden.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0190-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Wir erinnern uns, daß wir bei der Betrachtung der Dichtungen einen allmählichen Rückgang der Qualität feststellen mußten. Die erfreulichsten und heute noch lebensfrischen Schöpfungen stammen aus der frühen lateinischen Periode. Manche Stücke des Poematum libellus, die Komödie Amici und die Eclogen und Parabeln sind hier zu nennen. Von der dichterischen Qualität her kann der Übergang zur deutschen Dichtung nur bedauert werden. Es war ein Unglück, daß gerade die Dichtung der Nürnberger in Regensburg und so auch für Prasch sich als Vorbild durchsetzte. Harsdörffer, Klaj und Birken vermochten zwar eine Schule unverwechselbar eigenen Gepräges zu begründen, aber keiner von ihnen war ein überragender Dichter. In der auf sie folgenden Generation mangelt sogar die führende Persönlichkeit. Eine große Zahl von Schulmännern und Geistlichen, keiner mit einem eigenen Gesicht, pflegen das Erbe der Schulgründer schlecht und recht weiter. Ihr Stil kommt allmählich zu einer Übersteigerung der Eigenart der Vorbilder und verfällt einer unfruchtbaren Manier. Und gerade an diese Epigonen schlossen sich die Regensburger und Prasch an. Ist so schon die Ausgangssituation für die deutsche Dichtung von Prasch recht ungünstig gelagert, so hat seine eigene Entwicklung noch das ihre getan. Prasch verschrieb sich immer mehr der Gelehrsamkeit und der Spekulation. Die in dieser Entwicklungsphase entstandenen Lyrikbände sind als gedankliche Konzeption sehr bemerkenswert, aber die ursprüngliche Lebendigkeit und Fähigkeit, sinnlich anschaulich zu schreiben, wurde unter einer Wolke gelehrter Allegorik begraben.

Darüber hinaus kann auch, wie es bei Dichtern häufig der Fall ist, allmählich die Kraft des Vorstellungsvermögens versiegt sein. Jedenfalls scheint Prasch, er war ja sehr selbstkritisch, die Mängel selbst gefühlt und entsagt zu haben. Im Vorwort zum letzten Gedichtband, dem „Geistlichen Blumenstrauß“ (einem Vorwort, das metrische Fragen behandelt) schreibt er: „Wie ich nun / sobald ich den gemeinen Fehler und Übelstand in vielfältiger altfränckischer Mißbrauchung der eynsylbigen Wörter wahrgenommen / mich demselben abgethan; also habe ich (damit ich dermaleins zum Zwecke komme) auch in diesem Poetischen Wercklein mich des Wollauts möglichst beflissen . . . Im übrigen kan ich diß für keine sonders wichtige Arbeit ausgeben / wo nicht die eigentliche auf dem Titel bemerckte Endursach angesehen wird.“ Dieser Zweck ist Gottes Lob und des Nächsten Erbauung. Sonst aber wird der letzten dichterischen Arbeit selbständiger Wert abgesprochen und sie nur als eine metrische Beispielsammlung gewertet. Das Schwergewicht der Absicht des Verfassers verlagert sich also auf das Sprachliche. Ganz folgerichtig schließt das Vorwort mit dem Hinweis: „Mit nächstem wird / wills Gott / was bessers folgen / nemlich Mysteria linguae Germanicae.“ Die Mysterien erschienen im nächsten Jahr und sind das erste sprachtheoretische Werk. Es mündet also die deutsche ge-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0191-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

lehrte Dichtung wieder in die für wichtiger betrachtete Theorie zurück (von der sie auch den Ausgang nahm). Die Mysteria schließen direkt an den schon besprochenen „Discurs von der Natur des Teutschen Reimes" an. Im Schlußkapitel des Discurses wird die Hauptsprachenlehre bereits kurz skizziert. Die jetzt zu besprechenden Schriften führen sie bereits aus. Der Schritt von der Poetik zur Sprachtheorie ist übrigens nicht, wie es dem modernen Empfinden vorkommen mag, unorganisch und gewaltsam. Beide Gebiete wurden seit alters als eine Einheit gesehen. Dantes Traktat „De vulgari eloquentia", „Über das Dichten in der Muttersprache"[452], z. B. behandelt sie durchlaufend. Darüber hinaus ist noch zu beachten, daß die Sprachtheorie zugleich ein Stück Sprachpolitik war und darum mit der praktische Zwecke verfolgenden Poetik einen um so engeren Bund eingehen konnte.

1. Mysterium linquae Teutonicae pars prima, de divina origine huius linquae, 1686

Das sprachpolitische Moment spielt in dieser Schrift[453] durchaus eine Rolle. Doch beherrschend ist der wissenschaftliche, fast möchte man schon sagen, germanistische Antrieb. Gleich das Vorwort zeigt das. Die Schrift versteht sich als kleiner Baustein zu dem großen Gemeinschaftswerk der Erforschung der deutschen Sprache, an dem Männer wie Schriecker, Clüber, Schottel, Morhof usw. mitwirkten. Ausdrücklich wird auch auf eine Schweizer Gesellschaft zur Erforschung der nordischen Sprachen hingewiesen. Prasch tritt für gute Organisation und Aufgabenverteilung ein. Ebenso fordert er fürstliche finanzielle Förderung. Wir stehen ja auch bereits in der Zeit, in der die Sprachgesellschaften mit ihrer weitgehend gesellschaftlichen Zielsetzung von den wissenschaftlichen Akademien allmählich abgelöst wurden, also in der Zeit von Leibniz.

Die Bezeichnung wissenschaftlich und germanistisch für die Schrift ist allerdings cum grano salis zu verstehen, denn für unsere Begriffe überwiegt die theologische Spekulation bei weitem die empirische Sprach- und Frühgeschichtsforschung. Anliegen ist nicht, die deutsche Sprache bis in die graue Vorzeit zurückzuverfolgen, sondern bis zur Sprachverwirrung beim babylonischen Turmbau. Die Gedankengänge von Prasch berühren und überschneiden sich weitgehend mit der wissenschaftlichen Sprachtheorie der Zeit, die ihrerseits von einer breiten, über den Humanismus und das Mittelalter bis zur Antike und zum Alten Testament zurückreichenden Tradition zehrt. Da die ganzen Zusammenhänge in wünschenswerter Breite und Klarheit von Wolfgang

[452] A. a. O.
[453] WK 37.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0192-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Kayser bereits dargelegt wurden[454], kann sich diese Darstellung begnügen, die Schrift von Prasch in den bekannten Zusammenhang einzuordnen.

Prasch beginnt seine Untersuchung mit der Schilderung der Paradiesessprache (Kap. 3 f.). Ihr Schöpfer sei zum Teil Gott selbst, der, wie der Schöpfungsbericht sagt, bestimmte, aber nicht alle speziellen Eigennamen setzte, zum Teil Adam, der mit Hilfe der ihm von Gott eingepflanzten Fähigkeit zur Sprache die Natur benannte. Die Paradiesessprache sei nicht das Hebräische gewesen. Das Verhältnis der beiden Sprachen zueinander sei das gleiche gewesen, wie das der Menschen vor und nach dem Sündenfalle. Die Paradiesessprache war also viel vollkommener, sie war „geometrica, naturalis, universalis, immutabilis“[455]. Durch den Sündenfall sei mit den übrigen Kräften des Menschen auch seine Sprachkraft und sein Erinnerungsvermögen vermindert worden. Trotzdem sei die dadurch entstandene hebräische Sprache noch die verehrungswürdigste, denn sie habe das Wesen der Dinge gut ergriffen.

Hier hat Prasch bereits zu zwei heißumstrittenen Fragen Partei ergriffen: Welches war die erste Sprache und wurde sie φύσει oder θέσει gebildet?

Kayser schreibt zur ersten Frage[456]: „Welches war jene Ursprache, die Adam im Paradiese sprach? Die meist verbreitetste Ansicht war schon zur Zeit der Patristik und Scholastik, daß es die hebräische gewesen sei. Das lehrte sowohl der babylonische wie der jüdische Talmud, von den Kirchenvätern vertrat es zuerst Origines, ihm folgten viele andere: Chrysostomos, Hieronymus, Augustin, Beda, Thomas von Aquin . . . Im 16. Jahrhundert vertrat die überwiegende Mehrheit der Theologen und der humanistischen Sprachwissenschaftler die traditionelle These, daß das Hebräische die adamische Ursprache sei und damit die Mutter aller anderen. Nur vereinzelt werden Stimmen laut, die eine geheimnisvolle, uns verlorene Ursprache als Sprache der ersten Menschen ansehen. Ein Italiener hat Dante dahin interpretiert (Paradiso 26), als habe er, nicht Leibniz, den Ruhm, das Hebräische entthront zu haben[457]. Auch H. Grotius macht einen Unterschied zwischen der lingua primaeva und hebraica. Das gleiche behauptet Clüver . . . Immerhin waren solche Stimmen selten.“ Zu den genannten Männern gesellt sich

[454] Die Klangmalerei bei Harsdörffer, a. a. O., besonders: 6. Kap.: „Die Sprachtheorie als Grundlage für die Verwendung der Klangmalerei“, S. 137—186. Ferner: Raumer, a. a. O.

[455] Ähnlich die Formulierung im Discurs von der Natur des Teutschen Reimes, WK 36, 12. Kap.: „Gleichwie ich davor halte / daß im Paradies eine recht natürlich (allgemeine) unveränderliche / halbgöttliche Sprache gewesen.“

[456] Die Klangmalerei bei Harsdörffer, a. a. O., S. 158 f.

[457] In De vulgari eloquentia, a. a. O., bezieht er eindeutig Stellung für das Hebräische als Ursprache, 4.—6. Kap.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0193-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

ganz entschieden Prasch. Cluverius (Germania antiqua, Leyden 1616) und Grotius (Annototiones ad genes.) waren ihm vertraut und werden in der Schrift mehrfach zitiert. Der Hauptantrieb für Prasch, sich gegen die gängige Meinung zu stellen, mag wieder von den harmonischen Spekulationen herrühren, deren wir im „Discurs" ausführlich gedachten. Er hat sie neu in die sprachwissenschaftliche Debatte hineingebracht. Die Ebenbildlichkeit des Menschen zu dem „geometrisierenden" Gott war vor dem Sündenfall natürlich ganz rein ausgeprägt und darum auch die Paradiessprache „geometrica", also in geheimnisvoller Weise des harmonischen Verhältnisses fähig, aber auch „immutabilis", d. h. nicht dem Gesetz des geschichtlichen Wandels unterworfen und „naturalis".

Das führt uns auf die zweite Frage nach physei oder thesei. Seit Platons Kratylos scheiden sich die Geister bei der Beantwortung der Frage nach dem Wesen der Sprache, ob eine Beziehung zwischen den Wörtern und Dingen besteht und die Wörter also einen Erkenntniswert besitzen, oder ob die Wörter nur willkürlich gesetzte konventionelle Bezeichnungen sind. Plato, so wie er jedenfalls meist verstanden wird, stellt sich zur physei-Lehre. Ihm folgt die Sprachphilosophie der Stoa, die als eigene Disziplin der Wahrheitsfindung die Etymologie ausbaut. Aristoteles und die Alexandriner vertreten dagegen die thesei-Lehre, ebenso die Scholastik und die Humanisten.

„Eine wichtige Einschränkung erleidet das thesei-Bekenntnis: der Ursprache, die Adam im Paradiese gesprochen hatte, erkannte man den physei-Charakter zu"[458]. Hier stimmt also Prasch wieder mit der allgemeinen Anschauung überein, wenn er auch in der Charakterisierung der Ursprache abweicht. Aber auch für das Hebräische scheint er die physei-Natur noch weitgehend anzunehmen.

Seit der christlichen Frühzeit wurde dem biblischen Bericht von der babylonischen Sprachverwirrung[459] als sprachgeschichtlicher Quelle größte Bedeutung zugemessen. Auch Prasch bespricht noch die Vorgänge ausführlichst (Kap. 6—10). In unserem Zusammenhang sind zwei Punkte von besonderem Interesse. Zwar hätten die einzelnen Stämme ihre neuen Sprachen „ad libitum", also thesei gemacht, doch wären in allen neuentstandenen Sprachen verschiedene „voces" als Gemeingut erhalten geblieben, so daß den Sprachen ein Schimmer der alten physei-Natur gerettet blieb in den „voces", die wir als „numinis vestigia deprehendimus". Die Lehre vom Vestigium wendet Prasch so auch ganz allgemein für die Sprachen an, nachdem er sie schon für den Reim verwendet hatte.

Sodann erblickt Prasch in der Sprachverwirrung nicht nur einen Fluch, sondern auch eine Gnade, für die man dankbar sein müsse:

[458] Kayser, Die Klangmalerei bei Harsdörffer, a. a. O., S. 156.
[459] Genesis, 11, 1—9.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0194-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

„Dei munus est varietas linquarum". Man solle sich an der Fülle der Erscheinungen erfreuen wie ein Gärtner an der Verschiedenheit der Blumensorten. Das weist voraus auf den Preis der Vielzahl und das Verstehen der geschichtlichen Individualität der Sprachen durch Leibniz[460].

Nun zur entscheidenden These der Schrift: Von den bei Babel entstandenen Sprachen steht die deutsche, denn auch sie gehört dazu, dem Hebräischen und der Paradiessprache, das heißt also dem göttlichen Ursprung der Sprachen, am nächsten (Kap. 5). Sie umfasse noch „rerum naturam" und sei auch „geometrica". Weiter sagt Prasch vom Deutschen: „Linqua haud dubie principalis; ex se nata, suis nixa radicibus, ab Ebraica et aliis principalibus insigniter differens, nec cum aliis confusa" (Kap. 10). Das Stichwort ist „linqua principalis", Hauptsprache. Das ganze Mittelalter seit Augustin lehrte, es gebe drei heilige Hauptsprachen. Den Ausgangspunkt der Lehre bildete die Tatsache, daß die Aufschrift auf Christi Kreuz in Hebräisch, Griechisch und Latein abgefaßt war. Diese drei Sprachen gewannen dann das kanonische Ansehen[461]. Eine Erweiterung brachte erst die nationale Begeisterung des Humanismus. Jedes Land suchte nun seine Sprache als Hauptsprache zu erweisen. In Deutschland z. B. pochte man auf die Überlegenheit gegenüber dem Lateinischen und berief sich gerne auf die schon deutlich gefühlte etymologische Verwandtschaft mit dem Griechischen. Das taten Trithemius, Althamer, Irenicus, Aventin, Camerarius von Dalburg und Gelenius[462]. Um die Lehre historisch zu fundieren, verlegte man die Entstehung des Deutschen in die Zeit des babylonischen Turmbaues zurück[463]. Goropius Becanus ging sogar so weit, das Deutsche im weiteren Sinn als die adamische Ursprache schlechthin aufzustellen. Er setzte sich aber nicht durch und die Forschung blieb dabei, dem Deutschen nach dem Hebräischen die zweite Stelle an Würde und Alter zuzuweisen. Die Vermittler fürs 17. Jahrhundert wurden die Leydener Humanisten, allen voran an Deutlichkeit und weitreichendem Einfluß Schrieckius (Monitorium sec. libri V, 1615), von Prasch oft zitiert.

In gleiche Richtung gingen die Anschauungen von Cluverius (Clüber) und H. Grotius. Die Werke aller vorangegangenen „Germanisten" durch-

[460] Dünninger, Geschichte der deutschen Philologie, a. a. O., Sp. 102; Schulenburg, a. a. O., S. 3.

[461] Dazu Schwerig, a. a. O.

[462] Über sie und über die Schätzung des Deutschen als Hauptsprache vom Humanismus bis Harsdörffer: Kayser, Die Klangmalerei bei Harsdörffer, a. a. O.; Raumer, a. a. O.

[463] Bereits Dante, De vulgari eloquentia, a. a. O., 8. Kap., rechnet damit, daß gleich nach der Sprachverwirrung ein dreigeteilter Volksstamm nach Europa kam. Ein Teil habe den Norden, einer den Süden und der dritte Griechenland besiedelt.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0195-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

gearbeitet und in einem einheitlichen System dargestellt zu haben, ist das bleibende Verdienst von J. G. Schottel und seiner „Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache", 1663. Auch für Schottel bleibt das Hebräische die Ursprache und das Deutsche die zweitälteste. Diesen Rang des Deutschen erkennt der Etymologe Schottel aus der Vielzahl der „ursprünglichen, natürlichen Stammwörter", in denen „einer jeglichen Sprache Kunstgebäu besteht, welche als stets saftvolle Wurzeln den ganzen Stammbaum durchfeuchten". Fünf Anforderungen muß man an die Stammwörter stellen, erstens, daß sie „in ihren eigenen natürlichen . . . Lettern bestehen, zweitens wohllauten und ihr Ding eigentlich ausdrücken (physei!), drittens daß ihre Anzahl völlig und gnugsam sei, viertens, daß sie von sich reichlich auswachsen und herleiten lassen, fünftens daß sie allerlei Bindungen, Dopplungen und artige Zusammenfügungen erleiden"[464]. Prasch steht mit seiner Einschätzung des Deutschen ganz auf den Schultern von Schottel. Auch er betont die vornehmliche Wichtigkeit der „radices", erkennt dem Deutschen den physei-Charakter zu und führt aus, wie der Baum der Sprache aus den einfachen Wurzeln durch Ableitungen und Dopplungen bis in reiche Verästelung auswächst. Von Schottel scheidet ihn nur der Ansatz einer eigenen „geometrischen" Ursprache und die Behauptung, auch das Deutsche sei noch „geometrisch." Überhaupt fällt bei Prasch eine verstärkte Betonung des theologischen Momentes auf. Das Interesse für die deutsche Sprachgeschichte wurde vom Humanismus erweckt. Nun haben Dünninger und Burdach gegenüber der üblichen Anschauung betont[465], daß die Trennungslinie zwischen Humanismus und Reformation für die Geschichte der Philologie ohne Bedeutung sei, da beide in ihren nationalsprachlichen Bemühungen aufs engste zusammenarbeiteten. Bei Prasch findet das wieder eine Bestätigung. Er macht sich nämlich darüber Gedanken, warum das Deutsche als Hauptsprache auserkoren worden sei, und kommt zu dem Ergebnis: „Deus procul dubio fuit, qui Germanis summum imperii lucemque Evangelij destinans linquam illam architectonicam [= geometricam] repperit." (Kap. 6). Neben der Kaiserwürde im Heiligen Römischen Reich, dem er als Jurist ja hingebungsvoll diente, ist es für ihn, den Lutheraner, die deutsche Bibelübersetzung, die das Deutsche als bevorzugtes Gefäß des heiligen Geistes ausweist. So bekommt die Sprachgeschichtsforschung eine religiöse Weihe.

[464] Zitiert nach Kayser, Die Klangmalerei bei Harsdörffer, a. a. O., S. 172. In der Haubt Sprache, a. a. O., steht als 6. Traktat des 5. Bd. eine Aufzählung von ungefähr 5000 Stammwörtern (S. 1269—1450), über den „Natürlichen Ursprung und vortrefliche Eigenschaften der Teutschen Stammwörter" handelt die 4. Lobrede des 1. Bd. (S. 49—65), über Wortableitungen die 5. (S. 66—71) und über Wortverdopplungen die 6. Lobrede (S. 72—103).

[465] Dünninger, Geschichte der deutschen Philologie, a. a. O., Sp. 97 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0196-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Wir brauchen den weiteren Gedankengang der Schrift nicht nachzuzeichnen, die nun die Geschichte der Deutschen von Babel bis zu den alten Germanen verfolgt. Bezeichnend für die wissenschaftliche Situation des christlichen Humanismus, dem Prasch angehört, ist der Versuch, die Autoritäten Bibel und Antike, hier Tacitus, in Konkordanz zu bringen. Im Rahmen der unerschütterlich festgehaltenen Voraussetzung bewährt sich Prasch als selbständiger Geist. Er kompiliert nicht nur die bisherigen Meinungen, sondern trägt eigene Lösungsversuche vor. Bisher galt allgemein der Japet-Enkel Ascenas als der Mann, der das bei Babel entstandene Deutsch nach Europa gebracht habe. Als Gewährsmänner dieser Anschauung gibt Prasch Clüver, Grotius, Schottel und Harsdörffer an. Er selbst versucht nun mit viel Scharfsinn, Riphat dagegen als Stammvater hinzustellen. Wichtig für das heutige Interesse bleibt dabei, daß Prasch in starkem Maße als wissenschaftliches Beweismittel die Etymologie einsetzt.

2. *Dissertatio de origine Germanica Latinae linquae, 1686*

Diese Schrift[466] ist im gleichen Jahr wie das „Mysterium" erschienen und bringt eine Weiterführung der Behandlung der in der Vorgängerin aufgeworfenen Fragen. Doch es besteht auch ein Unterschied. Im „Mysterium" hat sich Prasch in ein neues Gebiet eingearbeitet, er stellt es in seiner Gesamtheit dar und wagt bereits ein eigenes Urteil. Die jetzt zu besprechende Dissertatio gibt sich viel selbständiger. Eine unbeantwortete Teilfrage, das Verhältnis der Hauptsprache Deutsch zur Hauptsprache Latein wird herausgegriffen und in recht eigenwilliger Art der Lösung zugeführt. Abermals also bestätigt sich die schon mehrfach vorgetragene Sicht der Arbeitsweise von Prasch. Das erste Werk einer Gattung zeigt, wie sich der Verfasser in einem neuen Gebiet orientiert, für das er dann mit den späteren Werken wertvolle weiterführende Einzeluntersuchungen beisteuert.

In den geistigen Umkreis der „Dissertatio" ist auch das im gleichen Jahr im Rahmen des „Organon Latinae linquae"[467] veröffentlichte „Glossarium Germanico-Latinum" zu stellen, über das schon im Zusammenhang der Werke für den Schulunterricht gesprochen wurde. Die Dissertatio will nämlich nichts anderes sein als eine theoretische Fundierung dieses Schulbuches und eine Aufstellung der Grundsätze, nach denen solch ein Verzeichnis etymologisch verwandter Wörter abzufassen sei.

Nun war es eine bereits alte Erkenntnis, es müsse eine Verwandtschaft zwischen den beiden Sprachen bestehen. Die neue These von

[466] WK 38.
[467] WK 43.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0197-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Prasch besteht darin, daß er kurzerhand das Lateinische aus dem Deutschen ableitet. Im Vorwort erzählt er, wie er zu seiner Ansicht gekommen sei. Er habe sich schon in seiner Jugend den Studien über die germanische Vorzeit hingegeben und sich mit dem Gedanken getragen, ein Onomasticon derjenigen lateinischen Wörter zusammenzustellen, die „sono, sensu, origine" mit dem Deutschen übereinkommen. Am Anfang seiner Studien sei er der Ansicht gewesen, die beiden Sprachen seien verschiedener Herkunft und hätten nur in dem einen oder anderen Punkt Übereinstimmungen aufzuweisen. Bei tieferem Eindringen in die Materie aber habe er erkannt, daß es zwischen ihnen nicht nur Beziehungen durch gemeinsamen Umgang, sondern das feste Band einer natürlichen Verwandtschaft gebe. Beide stammten aus der gleichen Wurzel. Er habe auch gemerkt, daß das Lateinische, nachdem es sich weiter von der gemeinsamen Wurzel entfernt hatte, in historischer Zeit abermals viel von den germanischen Völkern angenommen, andererseits wieder viel an diese abgegeben habe. Und so habe er begonnen, das Deutsche für die Mutter, das Lateinische für die Tochter zu halten. Die Lateiner hätten später ihre eigene Herkunft vergessen und wie die Kinder nur die Wörter ohne ihren tieferen Sinn behalten. Lächerlich sei es, wie Varro und Isidor, das Latein aus sich selbst erklären zu wollen. Aber auch die Versuche moderner Forscher, eine Abhängigkeit vom Griechischen, Hebräischen oder Phönikischen zu konstruieren, müßten abgelehnt werden. Nur das Deutsche könne Licht auf das Lateinische werfen, da es dessen Wurzeln besitze. Wer über das Latein schreiben wolle, müsse profunde Kenntnisse im Deutschen besitzen[468]. Mit diesen Erkenntnissen stand Prasch nicht ganz allein. Ein Bundesgenosse erwuchs ihm in Boxhornius, dessen „Historia universalis sacra et profana a Christo nato ad a. 1650" ihm aber erst während der Drucklegung der Dissertatio in die Hände fiel und in einer Anmerkung noch freudig begrüßt wird. Prasch konstatiert eine Übereinstimmung in allen wesentlichen Fragen. Auch Morhof bekannte sich dann im Polyhistor[469], (1688), zum Glauben an die deutsche Herkunft des Latein.

Wir sehen, daß sich im 17. Jahrhundert die Ahnung einer indogermanischen Gemeinsprache allmählich zu greifbarer Wirklichkeit verdichtete. Der Begriff der alten teutonischen oder deutschen Sprache wird sehr weit gefaßt und umfaßt auch die Sprache der nordischen Völker, der Celten, Gallier, Britannier usw. An einer Stelle erinnert Prasch auch an die Verwandtschaft mit der Sprache der alten Perser. Man darf natürlich nicht zu viel erwarten und muß die Möglichkeiten

[468] Eine Folge ist die pädagogische Forderung, in der Schule dürfe nur Latein gelehrt werden, wenn die Schüler über das Deutsche schon genügend Bescheid wüßten.

[469] A. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0198-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

des Jahrhunderts in Rechnung setzen. Es ist oft recht abenteuerlich, wie Prasch in den alten Deutschen eingewanderte Skythen[470] erkennt und eine Brücke von diesen über die Etrusker zu den Römern schlägt. Das gleiche gilt von vielen vorgeführten Etymologien, die die Verwandtschaft beweisen sollen. Doch findet sich auch manche richtige darunter. Von ferne steigt auch die Ahnung von Sprachgesetzen und Sprachentwicklung auf. Man müsse immer auf die Wurzeln sehen. Manchmal fehle ein Buchstabe oder sei einer zuviel, „interdum transponitur aut mutatur in vicinum". Auch „nationes, ora [Dialekte], tempora" hätten Einfluß auf die Lautgestalt. Vor allem ist die Anregung bemerkenswert, altfränkische oder altsächsische Denkmäler (wie sie Goldast bereitgestellt hatte) sollten herangezogen werden, da sie mit ihren noch vollen Formen ein gutes Vergleichsmaterial abgäben.

Den Höhepunkt der Schrift stellen sechs Postulate dar, nach denen sich der Bearbeiter eines deutsch-lateinischen Etymologicon richten soll bei der Beantwortung der Frage, ob ein lateinisches Wort wirklich vom Deutschen abstammt. Diese Postulate, wir würden sagen Kriterien, sind für die wissenschaftliche Situation des endenden 17. Jahrhunderts so aufschlußreich, daß wir sie am besten ganz zitieren.

„Primum est: Quaecunque vocabula Latina a probatis scriptoribus, a Latinis ipsis, barbara habentur, sive ortu peregrina, et attribuuntur Celtis aut Germanis, ea pro talibus merito accipiuntur, nec a linqua Graeca debent repeti.

Secundum est: Quae res in Germanis atque Celtis natae vel inventae sunt vel quae ibi semper fuere, et necessario habuere nomen, earum nomina merito Germanica credimus.

Tertium: Quae vocabula radices suas simplices ostendere possunt in Teutonica linqua, significantes aliquid, notas, usitatas, et parientes derivata, composita, decomposita non spernendo numero, ea Germanica habenda sunt.

Quartum: Quae vocabula cunctis populis aut dialectis Germanicis, aut multis certe, dudum cognita, ea similiter Germanica putabimus.

Quintum est, ac praecipuum fere: Quae vocabula in terris remotioribus, in recessu Septentrionis, quo Romani aut Germani Romanenses nunquam penetrarunt, aut infrequentius certe commearunt, pridem cognita, usitata, vel exoleta, Germanica ibidem fatenda sunt.

Sextum: Quae vocabula non tam civibus primariis, quam vulgo sordido rusticisque in ore sunt, ea utut Latina videantur, sunt existimanda patria.

Postquam enim cultum adhibere linquae, et ad eruditionem aspirare coepimus; vocabula multa veterrima elisimus, interdumque Latina quasi compensationis loco recepimus. Macellum tamen, tabernae, villae inaccessae, et aspera rura, quae ornatum peregrinum nec cupiunt nec capiunt, multum e prioribus retinuere. Hic prisca latet Germania: in scoriis resident reliqiae veteris auri, quamvis contemnantur et rideantur a sciolis [Halbwisser]".

Alle diese Wörter können also nicht vom Lateinischen abgeleitet werden. Besteht eine etymologische Verwandtschaft mit lateinischen Wörtern, so müssen nach der Ansicht von Prasch notwendig die lateinischen

[470] Der skythische Ursprung der Germanen wird im 17. Jahrhundert allgemein angenommen, auch von Leibniz.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0199-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

aus den deutschen hergeleitet werden. Natürlich sieht Prasch das Problem zu einfach. Trotzdem ist sein Programm für das 17. Jahrhundert eine große Leistung. Der humanistische Autoritätsgedanke (Punkt 1) spielt nur eine geringe Rolle mehr. Die übrigen Punkte sind zum Teil eine Weiterentwicklung von Schottels Gedanken über Wurzelwörter, nordische Sprachen und Dialekte. So hat Schottel zum Beispiel in sein Stammwörterverzeichnis[471] Sprachwurzeln seiner einheimischen niederdeutschen Mundart aufgenommen. Aber wie zielbewußt und klar hat Prasch seine Anregungen weitergeführt und in ein System gebracht! Vor allem die Mundarten liegen ihm besonders am Herzen. Er führt bereits eine ganze Reihe bairischer Wörter an und verwendet sie zur Aufklärung lateinischer Etymologien. Er verspricht auch ein eigenes „Glossarium Bavaricum", in dem er mehr geben wolle. „Optamus autem, a ceteris quoque nationibus, quae Germanico utuntur dialecto, ejus modi glossaria et Lexica edi, atque a magistratibus patriae amantibus procurari: quo natales vocum Latinarum plenius demonstrari queant. Desideratur enim adhuc a multis subsidium tam necessarium." Von der Paradiesessprachenlehre und Hauptsprachentheorie herkommend wird Prasch zu einem direkten Vorläufer von Leibniz, dem unermüdlichen Anreger zur Erforschung der deutschen Mundarten.

Etwas wirkt bei Prasch die Anschauung von Harsdörffer („omnibus dialectis aliquid vitiose inesse") und Schottel nach, daß die Sprache von dem Abirren der Mundarten von der Sprachrichtigkeit zu heilen sei, daß es überhaupt so etwas wie Sprachrichtigkeit gebe[472]. Er bemüht sich ja selbst, in Regensburg, die neue genormte Schriftsprache durchzusetzen. Aber als Erkenntnisquelle hat Prasch die Mundart nicht weniger geschätzt als Leibniz, weswegen er auch dessen Beachtung fand[473]. Auch sonst steht Leibniz den sprachgeschichtlichen Anschauungen von Prasch noch sehr nahe. In den „Unvorgreifflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache"[474] lautet der § 43: „Ja, noch mehr, es findet sich, daß die alten Gallier, Kelten und auch Skythen mit den Deutschen eine große Gemeinschaft gehabt, und weil Welschland seine ältesten Einwohner nicht zur See, sondern zu Lande, nämlich von den deutschen und keltischen Völkern über die Alpen herbekommen, so folgt, daß die lateinische Sprache den

[471] Vgl. Anm. 464.

[472] Schulenburg, a. a. O., S. 10 f.

[473] Ebenda. Leibniz, a. a. O., S. 25—54: Unvorgreiffliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, § 41: „Was auch ein wohl ausgearbeitetes Glossarium Etymologicum oder Sprachquell für schöne Dinge in sich halten würde, wo nicht zum menschlichen Gebrauch, doch zur Zierde und Ruhm unserer Nation und Erklärung des Altertums und der Historien, ist nicht zu sagen; wenn nämlich Leute wie Schottel, Prasch oder Morhof bei uns . . . sich darüber machten."

[474] Vgl. Anm. 473.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0200-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

uralten Deutschen ein Großes schuldig, wie sich's auch in der Tat befindet." Der § 44 behauptet das auch für die Griechen. Es ist hier wieder daran zu erinnern, daß der Rektor des Regensburger Gymnasiums, Ursinus, auf Anregung von Prasch ein deutsch-griechisches Etymologicon verfaßte[475]. Weiter verweist Leibniz auch auf die nordischen Sprachen und auf die Dialekte (§ 45 ff.) und selbst die Hauptsprachenlehre und physei-Theorie klingt bei ihm nach (§ 50): Beispiele gäben zu erkennen, „daß die Worte nicht eben so willkürlich oder von ungefähr herkommen, als einige vermeinen . . . Und weil die deutsche Sprache vor vielen anderen dem Ursprung sich zu nähern scheint, so sind auch die Grundwurzeln in derselben dato besser zu erkennen."

3. Dissertatio altera de origine Germanica Latinae linquae, qua dissertatio prior, una cum Onomastico Germanico — Latino, aliquatenus suppletur et explicatur, adeoque via aperitur novo etymologico. Accedit Glossarium Bavaricum, 1689

Der umfangreiche Titel erläutert die Absichten dieser zweiten Dissertatio[476] deutlich genug. Die in der ersten dargelegten theoretischen Grundlagen erleiden keine Veränderung. Eine Erweiterung bringt lediglich die ausführliche Besprechung der Übereinstimmungen im Formenbau zwischen Deutsch und Latein, womit allerdings ein kräftiger Schritt über die bisher behandelte Verwandtschaft der Wurzeln hinaus getan wird. Sonst geht Prasch eine große Zahl von einzelnen Etymologien durch. Es hätte keinen Sinn, hier das krause Gewirr von richtigen und falschen Beispielen entwirren zu wollen. Manches Lautgesetz aber wird doch schon instinktiv angewendet, wenn man davon absieht, daß Prasch ja den umgekehrten Weg geht. Ein Beispiel: „Saepe enim H convertitur in C ut videre est in Haut / cutis; Halm / calamus; Hanff / Canabis; Hertz / cor; Halß / collum; Hauß / casa; Helm / culmen; vel potius Halm / culmus unde culmen; Hund / canis; Horn / cornu; Hirsch / cervus; Hirn / cerebrum; Hemd / camisia; helen / celare; et reliquis. plures ejus modi affere possum." Wir führen die Stelle absichtlich unverkürzt und damit unverbessert an. Die Ableitungen sind großteils richtig, doch ist Prasch natürlich manchmal noch zu kombinationsfreudig und scheidet nicht zwischen urverwandten Wörtern und Lehnwörtern (Hanf, Hemd).

Das Glanzstück der „Dissertatio altera" ist das bairische Glossar mit seinen über 500 Wörtern, der erste Versuch eines deutschen Mundartwörterbuches. Antriebe zu seiner Abfassung waren einmal, wie schon besprochen, die Hoffnung lateinische Etymologien mit ihm erhellen zu

[475] A. a. O.
[476] WK 39.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0201-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

können, zum anderen der unverhohlene Stolz auf die heimische Mundart mit ihren treffenden Ausdrücken. Das bedeutet sehr viel in einer Zeit, da Dialekt für die Gebildeten nur verachteter Pöbelgebrauch war. Prasch mußte mit Angriffen gegen sein Unternehmen rechnen. Das geht aus seinem sehr klug abgefaßten Vorwort hervor, dessen Schlußpartie wir hier einrücken: „Ea vero, quae in medium attulimus, si quis risu digna putet, is ne erret, moneo. Nam ut quasdam Bojorum voces satis rudes abjectasque esse non negem quas merito vitant φιλόκαλοι et explodunt; sic plurimas habent tam antiquas, probas, atque commodas, ut aliis idiomatibus palmam praeripiant. Sed et illas sordidiores nosse, non fuerit sine usu: nec illicitum putabimus, etiam per ludicra proficere."

Da das Glossar bereits in dem grundlegenden Aufsatz von Josef Dünninger: „Johann Ludwig Prasch und sein Glossarium Bavaricum von 1689"[477] eingehend behandelt und gewürdigt wurde, genüge hier der Hinweis auf diese Arbeit.

4. Unvorgreifflicher Entwurff der Höchstrühmlichen Teutschliebenden Gesellschaft, [1689]

Diese letzte sprachtheoretische Arbeit von Prasch[478] ist eine kleine Denkschrift, in der die Gründung einer neuen Sprachgesellschaft vorgeschlagen wird. Die bekannten alten Gesellschaften hatten gegen Ende des Jahrhunderts ihr Ansehen verloren. Zum Teil standen sie durch den Tod ihrer Stifter vor der Auflösung, zum Teil waren sie gesellige Vereine geworden. Die großen Aufgaben der Pflege und der historischen Erforschung der deutschen Sprache harrten, noch unerledigt, der Bearbeitung. Zwar mangelte es nicht an Forschern, die fähig und bereit waren, die schwierigen Fragen anzugehen, dafür aber an einer einheitlichen Leitung, die die Aufgaben verteilt und für eine systematische Behandlung gesorgt hätte. Diesem Übelstand wollte Prasch durch die Gründung einer neuen, ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken dienenden Sprachgesellschaft abhelfen. Als Arbeitsziele schlägt er vor: Die Zusammenstellung eines umfassenden deutsch-griechischen und deutsch-lateinischen etymologischen Wörterbuches, auch eines für die romanischen Sprachen, die Untersuchung der Verwandtschaftsverhältnisse der antiken und europäischen Völker, die Licht in die etymologischen Beziehungen ihrer Sprachen bringen könnte, die Erhärtung der Theorie, daß die deutsche Sprache eine Hauptsprache sei und somit physei-Charakter trage, die Aufstellung von Dialektwörter-

[477] A. a. O.
[478] WK 40. Dazu auch: Dünninger, J. L. Prasch und sein Glossarium Bavaricum von 1689, a. a. O.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0202-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

büchern für alle deutschen Stämme, die Abfassung einer großen deutschen Grammatik, einer von den antiken Literaturen unabhängigen und dem Deutschen angemessenen Stilistik und Poetik und schließlich die Erforschung des geschichtlichen Wandels des Deutschen. Das ist eine Aufzählung aller Themen, denen Prasch seine dichtungs- und sprachtheoretischen Schriften gewidmet hat, zugleich auch der brennendsten Probleme der damaligen Sprachwissenschaft. Er wußte, daß ein Mann zu schwach war, sie zu erschöpfen und suchte darum eine ganze Generation von Gelehrten zu ihrer Bearbeitung anzuhalten. Seine Pläne gingen weit. Der Kaiser sollte die Schirmherrschaft übernehmen und die Großen des Reiches sollten das vaterländische Werk unterstützen. Prasch hat die Erfüllung seines Wunsches nicht erlebt, doch seine Idee hat weitergewirkt. Einem größerem als ihm, der ihn aber dankbar als Vorläufer anerkannt hat, Leibniz nämlich, gelang das Werk: die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0203-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

III. Werkkatalog

Verzeichnis der Schriften von Johann Ludwig Prasch

Die bibliographischen Angaben sind aus folgenden Quellen geschöpft:

1. Catalogus opusculorum ab Jo. L. Praschio editorum edendorumque, Ratisbonae 1680, WK 92. (23 Nummern)
2. Scripta Joh. Ludovici Praschij, Ms., Ende des 17. Jahrhunderts, Clm 2735 b. (83 Nummern)
3. Catalogus Opusculorum Praschianorum, Ms., Beginn des 18. Jahrhunderts, Clm 2735 b. (28 Nummern)
4. Collectanea ad historiam literariam Ratisbonensem, Ms., 18. Jahrhundert, Clm 2735 g. (86 Nummern)
5. Georg Serpilius, Zufällige Gedancken, a. a. O., Regensburg 1703. (94 Nummern)
6. Chr. G. Jöcher, Allgemeines Gelehrtenlexicon, a. a. O., Leipzig 1751 und Ergänzungen 1819. (33 Nummern)
7. Karl Goedecke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, 3. Bd., a. a. O., Dresden 1887. (7 Nummern)
8. Allgemeine deutsche Biographie, 26. Bd., a. a. O., Leipzig 1888. (27 Nummern)
9. Cataloque of British Museum of printed books, a. a. O., London 1882—1905. (30 Nummern)
10. Alphabetischer Katalog der Bayerischen Staatsbibliothek München. (28 Nummern)

Die folgende Zusammenstellung der Schriften von Johann Ludwig Prasch stützt sich hauptsächlich auf das bibliographisch sehr sauber gearbeitete, absolut glaubwürdige Verzeichnis von Serpilius. Serpilius ist keine Fehlzuschreibung nachzuweisen. Andererseits werden nur 5 Titel (WK 8, 9, 68, 73, 84) von ihm nicht aufgeführt. Diese nicht aufgeführten Werke sind aber alle noch vorhanden und daher beglaubigt.

Für die Hilfe bei der Fahndung nach den weitverstreuten Drucken und deren leihweise Überlassung bin ich folgenden Bibliotheken und Instituten zu tiefem Dank verpflichtet, der an dieser Stelle in gebührender Weise ausgesprochen sei: Bibliothek der Phil.-theol. Hochschule Regensburg, Kreisbibliothek Regensburg, Landeskirchliches Archiv Nürnberg, Bayerische Staatsbibliothek München, Universitätsbibliothek Göttingen, Bibliographische Auskunftsstelle beim Zentralkatalog des Landes Nordrhein-Westfalen Köln, Auskunftsabteilung der Deutschen Staatsbibliothek Berlin.

Die alten Verzeichnisse unterteilen die Drucke nach dem Format. Wir wählen die sinnentsprechende nach Gattungen. Die Unterteilung läßt sich verhältnismäßig leicht durchführen. Der Rest muß in eine Gruppe „Varia“ eingereiht werden. Die heute noch greifbaren Schriften werden durch Angabe mindestens einer Bibliothek, in der sie liegen, durch genauen Originaltitel und Umfangangabe als solche kenntlich gemacht.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0204-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

A. Dichterische Werke

1. Lyrik

a) Lateinische Lyrik

aa) Freie Dichtung:

1. JO. LUDOV. PRASCHII, SENATORIS RATISBONENSIS, POEMATUM LIBELLUS. ACCEDIT PERVIGILIUM VENERIS, INNOMINATI POETAE OPUS, EMENDATUM ET NOTIS AUCTUM. NORIBERGAE SUMTIBUS GEORGII SIGISMUNDI FREYSINGERI. A. C. MDCLXVI.
   (1 Kupfer, 60 Blätter, 12°) Vorhanden: Kreisb. Regensburg, Städt. B. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Landeskirchl. Archiv Nürnberg, British Museum.
2. JO. LUDOVICI PRASCHII ECLOGAE. Impensis Joh. CONRADI EMMERICH. Bibliopolae Ratisbonensis. MDCLXXI.
   (16 Blätter, 8°) Vorhanden: Kreisb. Regensburg, British Museum.
3. J. L. Praschii Christi Jesu Aurei apologi versibus inclusi. Ratisbonae MDCLXXIV.
   (65 Seiten, 12°) Vorhanden: U.-B. Leipzig.
   2. Auflage:
   Thesauri Sapientiae DOMINI AC DEI NOSTRI JESU CHRISTI FILI DEI, FILI DAVID Aureae PARABOLAE. DEVOTUS NUMINI MAJESTATIQ. EIUS; Musaeo Carmine quondam reddidit; nunc p. m. JOH. LUDOV. PRASCH. Reipubl. Ratisbon. Senator. MDCCV. [o. O.].
   (46 Seiten, 8°) Vorhanden: U.-B. Göttingen, British Museum.
4. J. L. Praschii Lycidas, sive Bucolicon, dicatum viro illustri, Jo. Christiano Kekio, Consiliario Durlacensi, pro invidenda mei laude in Bucolico eius, cui nomen: Pan filio auctus. Ratisbonae MDCLXXIX.
   (8°) Vorhanden: British Museum.
5. J. L. P. PARAPHRASIS PSALMI XLVII. adumbrantis miro laetitiae affectu Christi victoriam, regnum in gentes, ambitum in coelum, et majestatem. CUM NOTIS. RATISBONAE, LITTERIS DALNSTEINERIANIS, MDCLXXXV.
   (4 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg.
6. J. L. Praschii Cantio Cycnea, quam fidei, spei et in Deum ac Patriam caritatis suae testem . . . praecinuit ipse. [Ratisbonae? 1690?]
   (4°) Vorhanden: British Museum.
   Abgedruckt in:
   Henning W. Witte, Diarium biographicum, a. a. O., 2. Bd., 1691.
   Georg Serpilius, Zufällige Gedancken, Regensburg 1703, a. a. O., S. 142.
   Verdeutscht von: L. L., Sulzbach 1690.
7. JO. LUDOV. PRASCHII CANIS SYMBOLICUS. [O. O., o. J.].
   (6 Blätter, 4°) Vorhanden: Kreisb. Regensburg, Landeskirchl. Archiv Nürnberg, British Museum.

bb) Gelegenheitsdichtung:

8. Terentius Viri Cl. J. H. Boecleri. In: J. H. Boeclers Terenzausgabe, Argentorati 1657.
   (130 Hexameter)
9. ELOGIUM JO. GUOLFGANGI PRASCHII SENATORIS RATISBONENSIS, PIAE MEMORIAE CAUSSA PARENTI OPTIMO SCRIPTUM A JO. LU-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0205-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

DOVICO PRASCHIO. ARGENTORATI SUMPTIBUS ZETZNERIANIS Anno Christi MDCLIIX.
(8 Blätter, 4°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München, British Museum. Archiv des Hist. Vereins für Oberpf. u. Rgb.

Nr. 8. und 9. sind wieder abgedruckt im Poematum libellus (WK 1), der überhaupt viele Gelegenheitsgedichte enthält.

10. Panegyricus Illustri Viro Domino Antonio Schotto novissimi honoris ergo scriptus, Ratisbonae 1685.
(Folio)

11. Saltatio Turcica, dedicata Ser. Bavariae electori, Ratisbonae 1686.
(4°)

12. Gratulatio ad Ser. Electorem Bavariae Maximilianum Emanuelem, 1686.
(4°)

13. Ratisbona Deo, Caesari, Exercitui publice gratias agens pro nuperrima victoria, Ratisbonae 1687.
(4°)

14. INITIA COLLEGII MEDICI RATISBONENSIS, VERSIBUS CELEBRATA AB AMICO. RATISBONAE, TYPIS JOH. GEORGI HOFMANNI MDCLXXXVII.
(2 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg.

15. Clades Turcica, quae auspicio Caesareo ante diem II. Aug. ad Flumen Dravum obtigit, recantata a J. L. Praschio, Ratisbonae 1687.
(4°) Vorhanden: British Museum.

16. Cippus . . . Dn. Guolffgangi Helmharti, Liberi Baronis ab Hohberg . . . memoriae dicatus a J. L. Praschio, Ratisbonae [1688].
(Folio) Vorhanden: British Museum.

17. De Illustri Molanorum Conjugum pari Ratisbonae defuncto elegia, Rintel. 1689.
(Folio)

18. Affectus benevolus super disp. de Angariis [O. J.].
(4°)

19. Ad V. Cl. Joach. Fellerum de insperato obitu . . . Christiani Daumii Epistola. Ratisbonae [1680?].
(4°) Vorhanden: British Museum.

20. Querela Germaniae precesque supplices. [O. J.].
(4°)

21. Recuperatio Budae, Idyllio celebrata. Ratisbonae [O. J., 1687?].
(4°) Vorhanden: British Museum.

Dazu treten noch Gedichte für Regensburger Leichenpredigten: Kreisb. Regensburg, Rat. Civ. 402/16; 33; 48; 49; 60; 71; 72; 73; 83; 93; 104; 114; 127; 144; 145; 147; 155; 186. Rat. Civ. 417/2; 5; 34; 42; 62; 66; 153.

b) Deutsche Lyrik

aa) Freie Dichtung:

22. J. L. P. Astrea. Regenspurg/ Gedruckt und verlegt durch Paul Dalnsteiner. 1681.
(1 Kupfer, 178 Seiten, 8°) Vorhanden: U.-B. Göttingen, British Museum.

23. J. L. P. Lobsingende Harffe/ Oder Geistliche Lobgedichte/ Mit Kunstreichen Melodeyen/ Und Diensamen Anmerckungen. In Regenspurg/ Gedruckt und verlegt von Paul Dalnsteiner. 1682.
(204 Seiten, 8°) Vorhanden: U.-B. Göttingen, British Museum.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0206-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

24. Andromeda, Regenspurg 1683 (Folio). Das Erscheinen dieses Werkes ist gut bezeugt. Es läßt sich allerdings nicht mehr feststellen, ob die Andromeda ein Lyrikband oder ein Drama war.

25. Johann Ludwig Praschens Geistlicher Blumenstrauß/ Bestehend aus Allerhand neuen/ zu Stärck- und Belustigung des innwendigen Menschen/ vorderst aber zu des Höchsten und des Nächsten Ehr und Lieb dienenden Liedern/ Mit beygefügten Kradenthalerischen Melodeyen. Regenspurg/ Bey Paul Dalnsteiners sel. Wittib. 1685.
(16 Blätter und 126 Seiten, 8°) Vorhanden: Proskeb. Regensburg, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg.

Vgl. auch die Nummern 35 und 36: Poetische Anhänge der Schriften zur Poetik.

bb) Gelegenheitsdichtung:

26. Der bestiegene Regierungs-Wagen des Durchleuchtigsten Fürsten und Herren/ Herrn Maximilian Emanuels/ in Ober: und Nider Bayern/ auch Obern Pfaltz Herzogs/ Pfaltzgrafen bey Rheyn/ des H. Röm. Reichs Ertztruchsessen und Churfürstens/ Landgrafens zu Leuchtenberg etc. Regenspurg/1680.
(Folio) Vorhanden: British Museum.

27. Poetische Freuden-Würckungen über deß neugebohrnen Kayserl. Printzen Ertzherzogliche Durchlaucht. Regenspurg/1682.
(Folio)

28. Beständiges Ehren-Gedächtnüß . . . Herrn Johann Albrecht Portners von Theuern . . . aufgerichtet. Regenspurg 1687.
(Folio)

Dazu treten noch Leichengedichte für Regensburger Leichenpredigten: Kreisb. Regensburg Rat. Civ. 402/5; 93; Rat. Civ. 417/3; 96; 97; 111.

2. Dramen

a) Lateinische Dramen:

29. Comoedia Amici, Argentorati 1663.
(8°)
2. Auflage:
JO. LVDOVICI PRASCHI COMOEDIA, AMICI. RATISPONAE, TYPIS IOH. GEORGII HOFMANNI. ANNO MDCCXXVII. Juxta exemplum Argentorati MDCLXIII impressum.
(62 Seiten, 8°) Vorhanden: Kreisb. Regensburg, Fürstlich Fürstenbergische Hofb. Donaueschingen.

30. JO. LUDOV. PRASCHII TRAGOEDIA, TVLLIA. RATISBONAE, LITERIS CHRISTOFORI FISCHERI. MDCLXVII.
(19 Blätter, 4°) Vorhanden: Kreisb. Regensburg.

31. Saul Desperans, Tragoedia. Ratisbonae 1671. (4°) Serpilius gibt allerdings den Zusatz: „Sed dubitamus adhuc, Praschium verum huius Tragoediae fuisse autorem." Der ADB-Artikel hält das Stück für eine Bearbeitung von M. Virdangs „Saul".

32. J. L. P. Tragoedia, Arminius. Ratisbonae 1678. Der Theaterzettel einer Aufführung von 1724 mit Inhaltsangabe: Clm 2725 g; Museum der Stadt Rgb.

b) Deutsches Drama:

33. Die getreue Alcestis/ Fürgestellet Von Joh. Ludwig Praschen. In REGENSPURG Gedruckt und verlegt von Paul Dalnsteinern. 1681.
(32 Blätter, 4°) Vorhanden: Kreisb. Regensburg, British Museum.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0207-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

3. Roman:

34. JO. LVDOVICI PRASCHII PSYCHE CRETICA. RATISBONAE, Typis JO. GEORGII HOFMANNI. A. MDCLXXXV.
(78 Blätter, 12°) Vorhanden: U.-B. Göttingen, British Museum.
Deutsche Übersetzung:
Ihro Magnificentz Hr. Joh. Lud. Praschii nunmehro seel. PSYCHE CRETICA, oder Geistlicher Roman/ von der Menschlichen Seelen/ wegen seiner Vortrefflichkeit aus dem Lateinischen ins teutsche übersetzt von Einem Liebhaber der Praschischen Schrifften. Mit einer Censur und kurtzen Einleitung Ihro Magnificentz Hrn. D. Seeligmanns/ und einer Vorrede Ihro WohlErwürden Hrn. GEORGII SERPILII, Ev. Predigers in Regenspurg. Leipzig/ bey THEOPHILO GEORGI, 1705.
(58 Seiten Vorreden, 84 Blätter, 12°, 3 Kupfer) Vorhanden: U.-B. Göttingen, British Museum.
Die Übersetzung stammt von Eibelhuber.
Dramatisierung:
J. L. Praschii Psyche Cretica, in formam dramatis redacta, choris et intersceniis peculiaribus aucta Ratisbonae 1731.
(4°) Vorhanden: British Museum.

B. Werke zur Dichtungs- und Sprachtheorie

1. Poetik:

35. Jo. Ludwig Praschens Gründliche Anzeige/ VON Fürtrefflichkeit und Verbesserung Teutscher Poesie. Samt einer Poetischen Zugabe. Regenspurg/ Gedruckt und verlegt durch Paulus Dalnsteinern/1680.
(2 Blätter und 98 Seiten, ab S. 49 die Gedichte, 12°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München, Fürstliche Thurn und Taxis'sche Hofb. Regensburg, British Museum, U.-B. Erlangen.
36. Jo. Ludwig Praschens Discurs Von der Natur des Teutschen Reimes. Regenspurg/ Bey Paul Dalnsteinerns/ Buchdrukkers sel. Wittib/ 1685.
(20 Blätter, ab 16 v.: Anhang etlicher Reimgebände, 8°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München, British Museum.

2. Sprachtheorie:

37. MYSTERIUM LINQUAE TEUTONICAE PARS PRIMA, DE Divina Origine huius linquae. Auctore Jo. Ludovico Praschio. Ratisbonae, Typis AUGUSTI Hanckwitz/ A. C. MDCLXXXVI.
(12 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, British Museum.
38. JO. LUDOVICI PRASCHII DISSERTATIO, DE ORIGINE GERMANICA LATINAE LINQUAE. RATISBONAE Sumtibus Jo. Conradi Emmerici, Litteris Jo. Georgii Hofmanni. MDCLXXXVI.
(32 Seiten, 4°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München, Landeskirchl. Archiv Nürnberg, Landesb. Stuttgart, Herzog-August-B. Wolfenbüttel, British Museum.
39. JO. LUDOVICI PRASCHII Dissertatio altera, DE ORIGINE GERMANICA LATINAE LINGUAE, qua dissertatio prior, una cum ONOMASTICO GERMANICO-LATINO, aliquatenus suppletur & explicatur, adeoque via aperitur novo Etymologico. Accedit GLOSSARIUM BAVARICUM. RATISBONAE, Litteris & impensis HOFMANNIANIS. MDCLXXXIX.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0208-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

(3 Blätter und 26 Seiten, 4°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München.
Abdruck: Johannis Heumanni Opuscula quibus varia iuris Germanici itemque Historica et Philologica argumenta explicantur. Norimbergae, Sumtibus Iohannis Georgii Lochneri MDCCXXXXVII, S. 673—703.
Vorhanden: U.-B. Göttingen, Tübingen, Köln, Hamburg.

40. Unvorgreifflicher Entwurff der Höchstrühmlichen Teutschliebenden Gesellschafft. [O. O., o. J., 1689?]
(8 Blätter, 4°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München.
Abdruck:
Kristian Frantz Paullini Zeit-Kuertzender Erbaulicher Lust/ oder/ Allerhand außerlesene rar- und curioser/ so nuetz- als ergetzlicher/ Geist- und Weltlicher/ Merkwuerdigkeiten zweyter Theil, Frankfurt am Main 1695, S. 137 ff.

C. Werke über den Sprachunterricht

1. Lateinischer Sprachunterricht:

41. Rosetum seu Praecepta Styli Latini, Ratisbonae 1676.
(12°)
2. Auflage:
J. L. Praschii Rosetum seu Praecepta Styli Latini edita cura G. N. Kriegk, Jenae 1702
(12°) Vorhanden: U.-B. Erlangen, British Museum.

42. ERRORES GRAMMATICI DEMONSTRATI a J. L. P. RATISBONAE, IN TYPOGRAPHEO AUGUSTI HANCKWITZ. MDCXXXVI.
(16 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg.

43. Jo. LUDOVICI PRASCHII ORGANON LATINAE LINGUAE, oder Neue deutliche Lehr-Art/ wie man die gutLateinische Sprache (nebst guten Sitten und Wissenschafften) recht ordentlich/ vom ersten Anbeginn biß zur höchsten Vollkommenheit/ lehren und lernen kan/ mit geringer Mühe/ Zeit und Unkosten/ ja mit Lust und spielend/ ohne Beyhülffe deß Vestibuli/ Zanklae/ und all anderer neuen Bücher/ samt denen dazu gehörigen Mitteln/ oder dreyerley Wercklein. Regenspurg. Druckts und verlegts Joh. Georg Hofmann. 1686.
(4 Teile mit verschiedener Zählung, zusammen 452 Seiten, 8°) Vorhanden: Staats- und Stadtb. Augsburg.

44. JO. LUD. PRASCHII EXPOSITIO RATIONUM, quibus Organon Latinae linquae nititur, multum suppeditans, ad rem litterariam gravibus momentis pertinentia. RATISBONAE LITTERTS HOFMANNIANIS MDCLXXXVII.
(8 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg.

45. Neue Erfindung/ wie man die Lateinische Syntax . . . beybringen möge/ nur in einer Regel und zwey Exceptionibus. Regenspurg 1687.
(4°)

46. De Latinismis et Barbarismis. Ratisbonae 1688.
(8°)
2. Auflage: J. L. Praschii de Latinismis et Barbarismis Commentariolum. Accedunt principia styli e rhethoricis ad Herennium, item C. Scioppii quaedam, M. G. N. Kriegk . . . recensuit. Jenae 1704.
(12°) Vorhanden: British Museum

47. J. L. P. Kurtz und nöthiger Bericht/ Von Beschaffenheit des Regenspurgischen GYMNASII POETICI. Regenspurg/ Gedruckt bey Johann Georg Hofmann. [O. J.]
(2 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0209-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

48. J. L. P. DE EXERCITIIS LINGUAE LATINAE [O. O., o. J.].
(2 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg, Bayer. Staatsb. München.

49. J. L. P. DE EXERCITIIS STYLI [O. O., o. J.].
(2 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg, Bayer. Staatsb. München.

50. Kurtz- und richtiger Weg zur Lateinischen Sprache. [O. O., o. J.].
(4°)

51. Die Neu-Lateinische Grammatic. [O. J.].
(8°) Evtl. nur der 2. Teil von WK 43.

2. Deutscher Sprachunterricht:

52. J. L. P. Neue/ kurtz- und deutliche Sprachkunst/ nicht nur in Cantzleyen/ Druckereyen/ und Schreibstüben/ sondern auch in Teutschen Schulen/ zu wolbenöthigter Gründlichen Unterweisung der zarten Jugend/ und Verbesserung fast unzehlicher Fehler/ nütz- und rühmlich zu gebrauchen. Regenspurg 1687. Gedruckt und verlegt bey Joh. Georg Hofmann.
(120 Seiten, 8°) Vorhanden: U.-B. Göttingen, Staats- und Stadtb. Augsburg.

D. Theologische Werke:

53. J. L. P. PHILOSOPHIA NOVA. A. C. MDCLXVII.
(2 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg.

54. Sonntägliche Gedancken über die Worte, Matth. 22 v. 21, Gebt dem Kaysser etc. Regenspurg 1671.
(8°)

55. Laut Serpilius: Unter dem Nahmen Silvii von Esthen/ wie nur gar zu gewisse Nachrichten habe/ publicirte er A. 1672 die Untersuchung der Religionsfrage: Ob Christi Leib und Blut im Abendmahl wahrhafftig und wesentlich zugegen sey/ empfangen und genossen werde/ doch nicht mit dem Munde von Unglaubigen. Welche er denen Reformirten Ständen deß Reichs zu hochvernünfftiger Erwegung überlassen.
(12°)

56. Einer Adelichen Jungfrauen Reformirter Religion Sendschreiben an ihren Seelsorger. 1674.
(4°)

57. J. L. P. Verschlossener Garte/ oder Gebührlicher Beweiß/ Daß Maria Christum warhafftig/ jedoch wundersam/ mit ohneröffnetem Jungfräulichen Leib/ zur Welt gebohren habe. 1679.
(12 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg.

58. Emblematischer Catechismus. Nürnberg 1683.
(12°)

59. Iudicium Extremum etc. Ratisbonae 1687.
(4°)

60. Gennadii Scholarii Bekenntnüß von dem wahren Christlichen Glauben/ an die Agarener/ auß dem Griechischen ins Teutsche gebracht/ und mit Anmerckungen versehen/ Regenspurg 1688.
(4°)

61. Summa Theologiae, Ratisbonae 1689.
(8°)

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0210-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

62. PROBATIO SPIRITUS, qui in verbis Christi, DE S. EUCHARISTIA, τὸ Est transmutat in significat. [O. O., o. J.].
(4 Blätter, 4°). Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg.

E. Juristische Werke:

63. JO. LUD. PRASCHII DE CARITATE PATRIAE LIBER AD SEREN. ELECTORIS SAXONICI, ET PRINCIPIS ALTENBURGICI LEGATOS, RATISBONAE HOC TEMPORE AGENTES. NORIMBERGAE LITERIS ET SUMTIBUS MICHAELIS ENDTERI, A. S. MDCLXII.
(52 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg, Fürstlich Fürstenbergische Hofb. Donaueschingen, U.-B. Erlangen.

64. ARISTIDES PERAEQUATOR, SIVE DE TRIBUTIS. MDCLXIII FRANCOFURTI, Apud Hermannum a Sande.
(12 Blätter, 12°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München, British Museum.

65. JURISCONSULTUS VERUS ET PERSONATUS. Ad Illustrissimum Baronem Boineburgium. In qua dissertatione Quaedam, maxime circa ipsa Jurisprudentiae fundamenta, vulgo vel ignota, vel neglecta, vel errata, proponuntur & expenduntur. Autore J. L. P. NORIBERGAE APUD JOH. AND. ENDTERUM & WOLFG. JUN. HAERED. ANNO MDCLXIV.
(188 Seiten, 12°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München, British Museum.

66. JO. LUD. PRASCHI DE JURE MAJORIS PARTIS DISSERTATIO. AUGUSTAE VINDELICORUM, Typis Johannis Praetorij, Impensis Johannis Weh, Bibliopolae, ANNO MDCLXVI.
(12 Blätter, 4°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München, Landeskirchl. Archiv Nürnberg.

67. JO. LUD. PRASCHII NOTAE IN POLITICORUM JUSTI LIPSII LIB. I. Impensis Georgii Sigismundi Freisingeri, Bibliopolae Ratisponensis. NORIBERGAE. Typis Wolffgangi Eberhardi Felseckeri. Anno 1666.
(105 Seiten, 12°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München, Landeskirchl. Archiv Nürnberg, Fürstlich Fürstenbergische Hofb. Donaueschingen.

68. SEVERINI MONZAMBANI DE GERMANA IMPERII GERMANICI FORMA AD LAELIUM FRATREM LITERAE SECRETIORES. MDCLXVIII.
(12 Blätter, 12°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München.

69. LUCII VERINI DE ARISTOCRATIA ET OLIGARCHIA COMMENTARIUS. MDCLXIX. [O. O.].
(139 Seiten, 12°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München, U.-B. Göttingen.

70. Laut Serpilius: Deß H. Römischen Reichs Nativität/ allen desselben Gliedmassen zu beständiger Information, Warnung und respective Trost bey jetzigen gefährlichen Läufften vorgestellet von einem Christlichen Politico, 1670. (12°)
Diesen Titel fand Serpilius in Joh. Deckherrus, Scripta adespota, 1681. Deckherr bezeugt die Echtheit der Schrift, die sonst nirgendwo erwähnt wird mit folgenden Worten: „Testimonio eorum, qui sua ope edendam juvere, repraesentata est ab eo, quem in aliis mox laudabimus Senatore J. L. Praschio, Ratisbonensi."

71. Georgij Thomae Praidschedelij, a Pielenhofen, Cancellarij quondam et Consiliarij diversorum Principum, Avunculi mei, de Privilegijs Commentariolum, cum praefatione mea. Ratisbonae 1671.
(4°) Vorhanden: British Museum.

72. Trajani Boccalini Discursus de ratione Imperii Gallici circa Pacem. 1680. (12°)

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0211-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

73. J. L. P. De non speranda nova Monarchia dialogus, 1681.
(8°) Vorhanden: British Museum.

74. De Germanici Imperii Forma, 1681.
(12°)

75. Epistola Apologetica ad Schefferum de Unitate Reip. in Sac. Rom. Imperio, 1686.
(4°)

76. Jo. Ludovici Praschii de bono cive φιλοσοφούμενα. — Joh. Ludovici Praschii de mendacio σχεδίασμα. In: Hugonis Grotii Juris belli et pacis lib. II. Cap. priora VII . . . commentatio Jo. Henr. Boecleri. Gissae Hassorum, Sumptibus C. Waechtleri, 1687.
(8°) Vorhanden: British Museum.

77. JO. LUDOVICI PRASCHII DE LEGE CARITATIS COMMENTATIO, AD HUG. GROTII OPUS DE JURE BELLI ET PACIS. RATISBONAE, SUMTU ET LITTERIS HOFMANNIANIS. MDCLXXXVIII.
(32 Seiten und eine zusammengefaltete Tabelle, 8°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München.

78. JO. LUDOVICI PRASCHII DESIGNATIO JURIS NATURALIS EX DISCIPLINA CHRISTIANORUM. RATISBONAE, SUMTU ET LITTERIS HOFMANNIANIS. MDCLXXXVIII.
(56 Seiten und eine zusammengefaltete Tabelle, 8°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München, Fürstlich Thurn und Taxis'sche Hofb. Regensburg, British Museum.

79. JOH. LUDOVICI PRASCHII DE JURE GENTIUM, maxime Christianarum, vero et ficto, DISQUISITIO nova ac necessaria. RATISBONAE, LITTERIS ET IMPENSIS HOFMANNIANIS. MDCLXXXIX.
(24 Seiten, 8°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München, British Museum.

80. Joh. Ludwig Praschens Klare und gründliche Vertheidigung Des Natürlichen Rechts Nach christlicher Lehre/ wider H. Christian Thomasen Anfechtungen. Regenspurg/ Bey Johann Georg Hofmann. 1689.
(6 Blätter, 8°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg.

81. Sendschreiben an Herrn Joachim Feller/ betreffend Herrn Christian Thomasen Meinung vom Gesetz der Liebe / 1689.
(4°)

82. Kurtze Gegen-Antwort auf Herrn Thomasii Einwürffe/ Regenspurg 1689.
(4°)

83. IMAGO PACIS AD CORNEL. TACITI ANNALEM I. CAP. X [O. O., o. J.].
(4 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg.

84. JO. LUDOVICI PRASCHII ASSERTIO REIPUBLICAE ACHAICAE, EIUSDEMQUE CUM GERMANICA COMPARATIO. RATISBONE Typis JOH. GEORGI HOFMANNI. [o. J., 1675?].
(10 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg, British Museum.

F. Varia:

85. C. JULII CAESARIS INTERITUS HISTORICE AC POLITICE DELINEATUS, QUEM PRAESIDE VIRO CL. ET EXCELLENTISSIMO, DN. CASPARO POSNERO PHIL. MAG. ET PROFESSORE SALANO, P. P. JOHANN, LUDOVICUS PRASCHIUS RATISB. V. EID. OCTOBR. A. S. MDCLV. JENAE e Typographeo JOHANNIS NISII.
(20 Blätter, 4°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0212-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

86. NOMIMA ΤΩΝ ΑΙΓΥΠΤΙΩΝ Sive LEGES AEGYPTIORUM. QUAS EX ANTIQUITATE COLLECTAS ET POLITICA EXPLICATIONE DILUCIDATAS AUSPICIO NUMINIS DIVINI IN INCLYTA ARGENTORATENSI ACADEMIA PRAESIDE VIRO AMPLISSIMO DN. IO. HENRICO BOECLERO, HISTORIARUM PROFESSORE CELEBERRIMO, PRAECEPTORE PATORNOQUE MAGNO IN SOLENNI AUDITORIO PROPONIT IO. LUDOVICUS PRASCHIUS. A. D. IULII H. L. Q. S. ARGENTORATI, EX Typographeo FRIDERICI SPOOR. ANNO MDCLVII.
(20 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg.

87. JO. LUDOV. PRASCHII IN PHAEDRI FABULAS NOTAE. GIESSAE, LITERIS HAMPELIANIS. A. C. MDCLX.
(96 Seiten, 8°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München, Kreisb. Regensburg.
Spätere Auflagen:
Phaedri . . . Fabularum libri V. Cum integris Commentariis . . . J. L. Praschii. 1698; 1708; 1718.
(8°) Alle Auflagen vorhanden: British Museum.

88. Cynosura Artium, Norimbergae 1667.
(12°) Ein kunsttheoretisches Werk?

89. JO. LUDOVICI PRASCHII IN LUSCINIAM PRO CUCULO AD ASINUM JUDICEM ORATIO. RATISBONAE, SUMTU ET LITTERIS AUGUSTI HANCKWITZ MDCLXXI.
(24 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg, British Museum.
Eine humanistische Prunkrede.

90. Mausoleum V. Cl. Jo. Ottonis Taboris, Cancellarij Megapolitani quondam, et Massiaci, diversorumque Imperij Ordinum Consiliarij, Soceri mei. Ratisbonae MDCLXXV.
(4°) Vorhanden: British Museum.
Wieder abgedruckt in einer Sammlung von kleineren Schriften Tabors: JOH. OTTONIS TABORIS . . . TRACTATUUM VOLUMEN I., Lipsiae MDCLXXXIIX, enthält fol. 4r.—6v.: MAUSOLEUM V. CL. JO. OTTONIS TABORIS JC. RATISBONAE, A. MDCLXXV positum & Literis Dalnsteineri impressum.
Vorhanden: Bayer. Staatsb. München.

91. Besichtigung der so intitulirten Wage deß Heiligthums/ 1677.
(8°)

92. CATALOGUS OPUSCULORUM AB JO. L. PRASCHIO EDITORUM EDENDORUMQUE. RATISBONAE LITTERIS DALNSTEINERIANIS MDCLXXX.
(2 Blätter, 4°) Vorhanden: Bayer. Hauptstaatsarchiv München, Landeskirchl. Archiv Nürnberg, British Museum.

93. JO. LUDOVICUS PRASCHIUS, DE TERMINO VITAE HUMANAE. RATISBONAE, LITTERIS DALNSTEINERIANIS. MDCLXXXIV.
(8 Blätter, 4°) Vorhanden: Kreisb. Regensburg, Landeskirchl. Archiv Nürnberg.

94. J. L. PRASCHII EPISTOLA AD AMICUM DE OPUSCULIS SUIS. LITTERIS HOFMANNIANIS, RATISBONAE [O. J., zu datieren auf 1689].
(2 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg.

95. JO. LUDOVICI PRASCHII FACETIAE. RATISBONAE, LITTERIS ET IMPENSIS AUGUSTI HANCKWITZ, MDCLXXXIX.
(40 Blätter, 8°) Vorhanden: Bayer. Staatsb. München, Kreisb. Regensburg, Provinzialb. Amberg.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0213-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

96. SAPIENTES NOSTRI TEMPORIS [O. O., o. J.].
(4 Blätter, 4°) Vorhanden: Landeskirchl. Archiv Nürnberg.
Eine Übersetzung aus dem Französischen des Guez de Balzac ins Lateinische.

97. Albani Roberts Urtheil von Feyertag- und Neujahrs-Wünschen. [o. O., o. J.].
(4°)

98. Segestes Proditionis reus. [O. O., o. J.].
(4°)

99. Cosmolytrosis, seu historia mundi. Lib. II. Ein sprachtheoretisches Werk?

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0214-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

IV. Anhänge

A. Benützte Literatur

1. Quellenschrifttum:

Acta Eruditorum: Jg. 1684—1690.

Albrecht, Heinrich: Gedichte des Königsberger Dichterkreises aus Heinrich Alberts Arien. Hrsg. v. L. H. Fischer, in: Neudrucke dt. Literaturwerke d. 16. u. 17. Jh. 44—47, Halle 1883—1884.

Augustinus, Aurelius: Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus fünfzehn Bücher über die Dreieinigkeit. Aus d. Lateinischen übers. u. m. Einl. versehen v. Michael Schmaus, 2 Bde., in: Bibliothek d. Kirchenväter II, 13. 14, München 1935—1936.

Balde, Jacob: Poemata. Tomus I. complectens Lyricorum libros IV Epodon lib. unum et Sylvarum libros IX, Coloniae Ubiorum 1660.

Balduin, Gottlieb: Entdecktes Heiligthumb des Neuen Bundes, Regenspurg 1681.

—, Vorbild- und Betrachtungen Des Letzen Allgemeinen Gerichts, Regenspurg 1680.

Buchananus, G.: Psalmorum Davidis paraphrasis poetica, 1530.

Calderon de la Barca, Don Pedro: Amor und Psyche, in: Geistliche Festspiele. In dt. Übers. hrsg. v. Franz Lorinser, 5. Bd., Regensburg 1882, S. 331—449.

—, Psyche und Cupido, in: Geistliche Festspiele. In dt. Übers. hrsg. v. Franz Lorinser, 16. Bd., Regensburg 1887, S. 241—328.

Calov, Abraham: Systema Locorum Theologicorum, Witebergae 1655—1677.

Camerarius, Joachim: Libellus continens Eclogas et alia quaedam poemata diversis temporibus et occasionibus composita, Lipsiae 1568.

Clajus, Johannes: Grammatica germanicae linquae, Argentorati 1578.

Cysarz, Herbert: Barocklyrik, 3 Bde., in: Dt. Literatur. Sammlung literarischer Kunst- u. Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen, Reihe Barocklyrik, Leipzig 1937.

Dach, Simon: Gedichte. Hrsg. v. Walther Ziesemer, 4 Bde., Halle 1936—1938.

Dante Alighieri: Über das Dichten in der Muttersprache. De vulgari eloquentia. Aus d. Lateinischen übers. u. erl. v. Franz Dornseiff u. Joseph Barlogh, Darmstadt 1925.

Ellinger, Georg: Deutsche Lyriker des sechzehnten Jahrhunderts, in: Lateinische Literaturdenkmäler d. 15. u. 16. Jh. 7, Berlin 1893.

Fischer, Albert: Das deutsche evangelische Kirchenlied des siebzehnten Jahrhunderts, 6 Bde., Gütersloh 1904—1916.

Fleming, Paul: Lateinische Gedichte. Hrsg. v. J. M. Lappenberg, in: Bibl. d. Literarischen Vereins 73, Stuttgart 1863.

Gerhard, Johannes: Locorum Theologicorum editio novissima, 3 Bde., Frankfurt u. Hamburg 1657.

Gesangbuch: Nürnbergisches Gesangbuch/ Darinnen 1160 außerlesene/ sowol als neue/ Geist- Lehr- und Trostreiche Lieder. . . , Nürnberg 1677.

Gottsched, Johann Christoph: Versuch einer Kritischen Dichtkunst für die Deutschen. . .[2], Leipzig 1737.

Harsdörffer, Georg Philipp: Poetischer Trichter, 3 Theile, Nürnberg 1648—1653.

Universitätsbibliothek Regensburg

urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0215-2

Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Hederer, Edgar: Deutsche Dichtung des Barock, München 1955.

Heinsius, Daniel: Poematum editio nova, longe auctior. Editore Nicolao Heinsio, Danielis filio, Amstelodami 1649.

Hohberg, Wolf Helmhard Freiherr von: Lust- und Artzney-Garten des Königlichen Propheten Davids, d. i. der gantze Psalter in teutsche Verse übersetzt, Regenspurg 1675.

Isidor von Sevilla: Etymologiarum sive originum libri XX, 2 Bde., Oxford 1911.

Juana Ines de la Cruz: Die Welt im Traum. Spanisch u. dt. hrsg. v. Karl Vossler, Karlsruhe 1946.

Jöcher, Christian Gottlieb: Allgemeines Gelehrtenlexicon, 4 Bde., Leipzig 1750—1751, und: Fortsetzungen und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinem Gelehrtenlexicon, 7 Bde., Leipzig 1784—1897.

Jördens, K. H.: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, 6 Bde., Leipzig 1805—1811.

Katalog der fürstlich Stolberg-Stolberg'schen Leichenpredigten-Sammlung, 4 Bde., in: Bibl. familiengeschichtlicher Quellen 2, Leipzig 1927—1935.

Kepler, Johannes: Weltharmonik. Übers. u. eingel. v. Max Caspar, München-Berlin 1939.

Kirchen-Manual: Erneutes und vermehrtes Kirchen-Manual oder Handbüchlein/ Darinnen begriffen was in Evangelischen Kirchen zu Regenspurg/ bey offentlichem Gottesdienst/ gelesen/ gebetet/ und gesungen wird, Regenspurg 1690.

Kircher, Athanasius: Musurgia Universalis, Roma 1650.

Kirscher, Adam Fridericus: Abundantissimum Cornucopiae Linquae Latinae et Germanicae selectum in quo continentur vocabula Latina omnis aevi, antiqui, medii ac novi. . . , Ratisbonae 1746.

Kobolt, Anton Maria: Baierisches Gelehrten-Lexikon, Landshut 1795.

Leibniz, Gottfried Wilhelm: Deutsche Schriften, 1. Bd., Muttersprache und völkische Gesinnung. Hrsg. v. Walther Schmied-Kowarzik, in: Philosophische Bibl. 161, Leipzig 1916.

Lotichius Secundus, Petrus, Poemata, Lipsiae 1580.

Matrikel, Die, der Universität Gießen 1608—1707, Gießen 1898.

—, Die, der Universität Jena, 1. Bd., 1548—1652, in: Veröffentlichungen d. thüringischen historischen Kommission 1, Jena 1944.

Matrikeln, Die alten, der Universität Straßburg. 1621—1793, 3 Bde., in: Urkunden u. Akten d. Stadt Straßburg 3, Straßburg 1897—1902.

Morhof, Daniel Georg: Polyhistor, Lubecae 1708.

—, Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie[3], Lübeck u. Franckfurt 1700.

Neumeister, Erdmann: Specimen dissertationis Historico-Criticae de Poetis Germanicis huius saeculi praecipuis, nuper admodum in Academia quadam celeberrima ventilatum, 1695.

Opitz, Martin: Buch von der deutschen Poeterei. Hrsg. v. Wilhelm Braune[5], in: Neudrucke dt. Literaturwerke d. 16. u. 17. Jh. 1, Halle 1949.

—, Geistliche Poemata, Franckfurt 1638.

—, Teutsche Poemata. Abdr. d. Ausg. v. 1624. Hrsg. v. Georg Witkowski, in: Neudrucke dt. Literaturwerke d. 16. u. 17. Jh. 189—192, Halle 1902.

—, Weltliche Poemata[4], 2 Theile, Franckfurt 1644.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0216-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Reichard, Elias Caspar: Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, Hamburg 1747.

Reuter, Christian: Komödien. Hrsg. v. Georg Ellinger, in: Neudrucke dt. Literaturwerke d. 16. u. 17. Jh. 90—91, Halle 1890.

Saxius, Christoforus: Onomasticum litterarium, seu nomenclator scriptorum, 8 Bde., Franckfurt 1775—1803.

Schein, Johann Hermann: Gesamtausgabe. Hrsg. v. A. Prüfer, Leipzig 1901—1919.

Schottel, Justus Georg: Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache, Braunschweig 1663.

—, Jesu Christi Namens-Ehr, Wolfenbüttel 1667.

—, Teutsche Sprachkunst, Wolfenbüttel 1641.

—, Teutsche Vers- oder Reimkunst, Lüneburg 1656.

—, Eigentliche und sonderbare Vorstellung des Jüngsten Tages, Braunschweig 1688.

Schütz, Heinrich: Gesamtausgabe. Hrsg. v. Philipp Spitta, Leipzig 1885—1927.

Secundus, Johannes Nicolai: Basia. Hrsg. v. Georg Ellinger, in: Lateinische Literaturdenkmäler d. 15. u. 16. Jh. 19, Berlin 1899.

Seifert, Johann: Stamm-Taffeln Gelehrter Leuthe, 3 Bde., Regenspurg 1717—1728.

Serpilius, Georg: Zufällige Gedancken. . . Kurtzer Entwurff einer nützlichen Liederbibliothek, Regenspurg 1703.

Stigel, Johann: Poematum liber I.—IX., Jenae 1572.

Thomasius, Christian: Freymüthige Gedancken über allerhand . . . Bücher, Halle 1680—1690.

—, Von Nachahmung der Frantzosen, in: Festschrift d. Historischen Commission d. Provinz Sachsen zur Jubelfeier d. Universität Halle-Wittenberg am 1. bis 4. August 1894, Halle 1894.

Ursinus, Georg Henricus: Onomasticum germanico-graecum, vocum germanicarum et graecarum, plerumque etiam conspirantium cum his latinarum harmoniam exhibens, Ratisponae 1690.

Vossius, Isaac: De poematum cantu et viribus rhythmi, Oxonii 1663.

Witte, Henning W.: Diarium Biographicum, 2 Bde., Riga 1688—1691.

Wetzel, Johann Caspar: Hymnopoegraphia oder Historische Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter, 4 Bde., Herrnstadt 1719—1728.

Zedler, Johann Heinrich: Großes vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste, 64 Bde., 1732—1750.

Zesen, Filip: Hochteutscher Helicon, Wittemberg 1649.

2. *Sekundärliteratur:*

Alewyn, Richard: Johannes Beer. Studien zum Roman d. 17. Jh., in: Palaestra 181, Leipzig 1932.

—, Vorbarocker Klassizismus und antike Tragödie, Heidelberg 1926.

Arens, Hans: Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung v. d. Antike bis zur Gegenwart, in: Orbis academicus I, 6, Freiburg-München 1955.

Becker, Carl: Das Buch Suleika als Zyklus, in: Varia Variorum. Festgabe f. Karl Reinhardt, Münster-Köln 1952, S. 225—252.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0217-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Bechtel, Heinrich: Wirtschaftsgeschichte Deutschlands vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, München 1952.

Benz, Ernst: Zur metaphysischen Begründung der Sprache bei Jacob Boehme, in: Dichtung und Volkstum 37, 1936, S. 340—357.

Berger, Kurt: Barock und Aufklärung im geistlichen Lied, Marburg 1951.

Biographie, Allgemeine deutsche, Leipzig 1875—1912.

—, Neue deutsche. Hrsg. v. d. histor. Kommission bei d. bayer. Akad. d. Wiss., Berlin 1953—

Bobertag, Felix: Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland, 2 Bde., Breslau u. Berlin 1876—1884.

Böckmann, Paul: Formgeschichte der deutschen Dichtung, 1. Bd., Hamburg 1949.

Borcherdt, Hans Heinrich: Augustus Buchner und seine Bedeutung für die deutsche Literatur des siebzehnten Jahrhunderts, München 1919.

Borinsky, Carl: Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der literarischen Kritik in Deutschland, Berlin 1888.

Burdach, Konrad: Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache, in: Vorspiel I, 2, Halle 1925, S. 1—33.

—, Universelle, nationale und landschaftliche Triebe der deutschen Schriftsprache im Zeitalter Gottscheds, in: Festschrift August Sauer, Stuttgart 1926, S. 12 ff.

Caspar, Max: Johannes Kepler, Sttutgart 1948.

Catalogue of the printed books in the Library of the British Museum, mit: Supplement, London 1881—1905.

Cholevius, Carl Leo: Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, Leipzig 1854.

Conrady, Carl Otto: Die Erforschung der neulateinischen Literatur. Probleme u. Aufgaben, in: Euphorion 49, 1955, S. 413—445.

Curtius, Ernst Robert: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter², Bern 1954.

Dachs, Hans: Ein geistliches Drama der Barockzeit, in: VO 92, 1951.

Diepolder, Irene: Führer durch die Sammlungen der Stadt Regensburg II. Minoritenkloster u. -Kirche, Grabmäler, Steinplastik, Waffen, Regensburg 1953.

Dünninger, Josef: Geschichte der deutschen Philologie, in: Deutsche Philologie im Aufriß, 1. Bd.², Berlin 1954, Sp. 83—222.

—, Johann Ludwig Prasch und sein Glossarium Bavaricum von 1689, in: Bayerisches Jahrbuch f. Volkskunde 1954, Regensburg 1954, S. 185—190.

Ellinger, Georg: Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands im sechzehnten Jahrhundert, 3 Bde., Berlin u. Leipzig 1929—1933.

Flemming, Willi: Das Jahrhundert des Barock 1600—1700, in: Annalen d. dt. Literatur. Hrsg. v. Heinz Otto Burger, Stuttgart 1951, S. 339—404.

Fricke, Gerhard: Die Bildlichkeit in der Dichtung des Andreas Gryphius, Berlin 1933.

—, Die Sprachauffassung in der grammatischen Theorie des 16. und 17. Jahrhunderts, in: Zeitschrift f. dt. Bildung 9, 1933, S. 113 ff.

Fürnrohr, Walter: Das Patriziat der Freien Reichsstadt Regensburg zur Zeit des Immerwährenden Reichstages, Diss. Erlangen 1952, in: VO 93, 1952, S. 153 bis 308.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0218-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Goedecke, Karl: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen[2], Dresden (u. a.) 1884—1953.

Grimm, Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1854—

Gumpelzheimer, Christian Gottlob: Regensburgs Geschichte, Sagen und Merkwürdigkeiten, 3 Bde., Regensburg 1830—1838.

Handschin, Jacques: Musikgeschichte im Überblick, Luzern 1948.

Hankamer, Paul: Deutsche Gegenreformation und deutsches Barock. Die dt. Literatur im Zeitraum d. 17. Jh.[2], in: Epochen d. dt. Literatur. Geschichtliche Darstellungen II, 2, Stuttgart 1947.

—, Die Sprache. Ihr Begriff u. ihre Deutung im 16. u. 17. Jh., Bonn 1927.

Herrlinger, Gerhard: Totenklage um Tiere in der antiken Dichtung. Mit e. Anhang byzantinischer, mittellateinischer u. neuhochdeutscher Tierepikedien, in: Tübinger Beiträge zur Altertumswiss. 48, Stuttgart 1930.

Hildebrandt, Heinrich: Die Staatsauffassung der schlesischen Barockdramatiker im Rahmen ihrer Zeit, Diss. Rostock 1939, in: Rostocker Studien 6, Rostock 1939.

Hüttner, Franz: Auszüge aus den Schuldbüchern der Reichsstadt Regensburg 1652—1677, in: VO 53, 1901, S. 231—264.

Jellinek, Max Hermann: Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung, 2 Bde., in: Germanische Bibliothek II, 7, 1. 2, Heidelberg 1913—1914.

Jerschke, Irmgard: Wolfgang Helmhard Freiherr von Hohberg. Ein Dichter aus d. Zeit d. Barock, Diss. München 1936, Emstetten 1936.

Kaiser, Kåre: Mundart und Schriftsprache. Versuch e. Wesenbestimmung in d. Zeit zwischen Leibniz u. Gottsched, in: Form u. Geist 18, Leipzig 1930.

Kayser, Wolfgang: Die Klangmalerei bei Harsdörffer, in: Palästra 179, Leipzig 1932.

—, Boehmes Natursprachenlehre und ihre Grundlagen, in: Euphorion 31, 1930, S. 521—562.

Kleinstäuber, Christian Heinrich: Ausführliche Geschichte der Studien-Anstalten in Regensburg. 1538—1880. Erster Theil. Geschichte d. evang. reichsstädt. Gymnasii poetici (1538—1811), in: VO 36, 1882, S. 1—142.

Kluge, Friedrich und Alfred Götze: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache[15], Berlin 1951.

Koch, Max: Der ordo salutis in der alt-lutherischen Dogmatik, Berlin 1899.

Kommerell, Max: Gedanken über Gedichte, Frankfurt 1943.

Kosch, Wilhelm: Deutsches Literatur-Lexikon[2], Bern 1949—

Kretschmar, Hermann: Geschichte des neuen deutschen Liedes, 1. Teil, Von Albert bis Zelter, in: Handbücher d. Musikgeschichte 4, Leipzig 1911.

Krings, Hermann: Das Sein und die Ordnung. Eine Skizze zur Ontologie d. Mittelalters, in: Deutsche Vierteljahrsschrift 18, 1940, S. 233—249.

Kunstformen, Die, des Barockzeitalters. 14 Vorträge. Hrsg. v. Rudolf Stamm, in: Sammlung Dalp 82, München 1956.

Langen, August: Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart, in: Deutsche Philologie im Aufriß, 1. Bd., Berlin 1952, Sp. 1077—1522.

Lempicki, Sigmund von: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, Göttingen 1920.

Lexicon, Ausführliches, der griechischen und römischen Mythologie. Hrsg. v. W. H. Roscher, Leipzig 1884—1937.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0219-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Lexikon, Tusculum, der griechischen und lateinischen Literatur vom Altertum bis zur Neuzeit, München 1948.

Loesche, Georg: Geschichte des Protestantismus im vormaligen und im neuen Österreich[3], Wien/Leipzig 1930.

Lunding, Erik: Stand und Aufgaben der deutschen Barockforschung, in: Orbis litterarum, Kopenhagen 1950, S. 27—91.

Markwardt, Bruno: Geschichte der deutschen Poetik, 1. Bd., in: Grundriß d. germanischen Philologie 13, 1, Berlin u. Leipzig 1937.

May, Kurt: Faust II. Teil. In der Sprachform gedeutet, in: Neue Forschung 30, Berlin 1936.

Mettenleiter, Domenicus: Musikgeschichte der Stadt Regensburg, in: Musikgeschichte Bayerns 1, Regensburg 1866.

Meyer, Heinrich: Der deutsche Schäferroman des 17. Jahrhunderts, Diss. Freiburg im Breisgau 1928, Dorpat 1928.

Moser, Hans Joachim: Geschichte der deutschen Musik[5], 3 Bde., Stuttgart 1928—1930.

Müller, Günther: Geschichte des deutschen Liedes, 2. Teil, Vom Zeitalter d. Barock bis zur Gegenwart, in: Geschichte d. dt. Literatur nach Gattungen 3, München 1925.

—, Geschichte der deutschen Seele, Freiburg im Breisgau 1939.

Müller, Johannes: Das Jesuitendrama in den Ländern deutscher Zunge vom Anfang (1555) bis zum Hochbarock (1665), 2 Bde., in: Schriften zur deutschen Literatur 7, Augsburg 1930.

Müller-Blattau, Joseph: Heinrich Albert und das deutsche Barocklied, in: Deutsche Vierteljahrsschrift 25, 1951, S. 401—414.

Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik. Hrsg. v. Friedrich Blume, Kassel 1949—

Nadler, Josef: Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften[3], 4 Bde., Regensburg 1929—1932.

Neumann, Friedrich: Geschichte des neuhochdeutschen Reimes von Opitz bis Wieland, Berlin 1920.

Newald, Richard: Die deutsche Literatur vom Späthumanismus bis zur Empfindsamkeit. 1570—1750, in: Boor, Helmut de und Richard Newald, Geschichte der deutschen Literatur von d. Anfängen bis zur Gegenwart, 5. Bd., München 1951.

Pfeiffer, Rudolf: Erasmus und die Einheit der klassischen und der christlichen Renaissance, in: Historisches Jahrbuch d. Görresgesellschaft 74, München-Freiburg 1955, S. 175—188.

Pyritz, Hans: Paul Flemings „Suavia", in: Münchner Museum f. Philologie d. Mittelalters u. d. Renaissance 5, München 1937, S. 251—321.

Raumer, Rudolf von: Geschichte der germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland, in: Geschichte d. Wiss. in Deutschland, Neuere Zeit 9, München 1870.

Realenzyklopädie der classischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung. Hrsg. v. Pauly-Wissowa, Stuttgart 1894—

Reitmeyer, Elisabeth: Studien zum Problem der Gedichtsammlung, in: Sprache u. Dichtung. Forschungen zur Sprach- u. Literaturwiss. 57, Berlin-Leipzig 1935.

Religion in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. v. Zscharnack[1], Tübingen 1909—1913.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0220-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Saran, Fr.: Quantitätsregeln der Griechen und Römer, in: Stand u. Aufgabe d. Literaturwiss. Festschrift f. Wilhelm Streitberg, Heidelberg 1924.

—, Deutsche Verslehre, in: Matthias, A., Handbuch d. dt. Unterrichts an höheren Schulen 3, 3, München 1907.

Scherer, Wilhelm: Geschichte der deutschen Literatur [15], Berlin 1915.

Schmarsow, August: Leibniz und Schottelius, in: Quellen u. Forschungen 23, Straßburg 1877.

Schmeller, J. Andreas: Bayerisches Wörterbuch. Unveränderter Nachdruck d. 2., v. G. Frommann bearb. Ausgabe München 1872—77, Leipzig 1939.

Schröder, Rudolf Alexander: Die Aufsätze und Reden, 2. Teil, in: Gesammelte Werke 3, Berlin 1952.

Schulenburg, S. von der: Leibnizens Gedanken und Vorschläge zur Erforschung der deutschen Mundarten, in: Abhandlungen d. Preuß. Akad. d. Wiss., Jg. 1937 d. phil.-histor. Klasse, Berlin 1938, S. 1—37.

Schultz, Hermann: Der ordo salutis in der Dogmatik, in: Theol. Studien u. Kritiken, Jg. 1899.

Schulz, Hans: Deutsches Fremdwörterbuch. Fortgeführt v. Otto Basler, 1. Bd. Straßburg 1913, 2. Bd. Berlin 1942.

Schwerig, Julius: Die Idee der heiligen Sprachen im Mittelalter, in: Festschrift August Sauer, Stuttgart 1926.

Stammler, Wolfgang: Von der Mystik zum Barock. 1400—1600 [2], in: Epochen d. dt. Literatur. Geschichtliche Darstellungen II, 1, Stuttgart 1950.

Stöcklein, Paul: Unverwelkliches Barock. Literar-historisches anläßlich einer Anthologie, in: Hochland 48, 1956, S. 368—372.

—, Hofmannswaldau und Goethe: „Vergänglichkeit" im Liebesgedicht, in: Wege zum Gedicht. Hrsg. v. Albrecht Weber u. Rupert Hirschenauer, München u. Zürich 1956, S. 77—98.

Sydow, Jürgen: Regensburger Buchdruckerkunst aus sechs Jahrhunderten, Regensburg 1956.

Trunz, Erich: Die Erforschung der deutschen Barockdichtung, in: Dt. Vierteljahrsschrift 19, 1940, Referatenheft S. 1—100.

Vossler, Karl: Luis de León, München 1946.

Wentzlaff-Eggebert, Friedrich Wilhelm: Erscheinungsformen der „unio mystica" in der deutschen Literatur und Dichtung, in: Dt. Vierteljahrsschrift 22, 1944, S. 237—277.

Wild, P.: Über Schauspiele und Schaustellungen in Regensburg, in: VO 53, 1901, S. 1—134.

Winkler, Karl: Literaturgeschichte des oberpfälzisch-egerländischen Stammes, 2 Bde., Kallmünz 1940.

—, Ein langvergessener Meisterroman des deutschen Barocks und sein Verfasser, in: VO 94, 1953, S. 147—168.

Wörterbuch, Trübners deutsches. Hrsg. v. A. Götze, Berlin 1939—

Wolf, Erik: Idee und Wirklichkeit des Reiches im deutschen Rechtsdenken des 16. und 17. Jahrhunderts, in: Deutsche Philosophie. Reich u. Recht in der deutschen Philosophie 1, S. 33—168.

—, Große Rechtsdenker der deutschen Geistesgeschichte [3], Tübingen 1951.

Wolff, C. L. B.: Encyclopädie der deutschen Nationalliteratur, Leipzig 1846.

Wolfskehl, Marie-Luise: Die Jesusminne in der Lyrik des deutschen Barock, in: Gießener Beiträge zur dt. Philologie 34, Gießen 1934.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0221-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Wundt, Max: Die deutsche Schulmetaphysik des 17. Jahrhunderts, in: Heidelberger Abhandlungen zur Philosophie u. ihrer Geschichte 29, Tübingen 1939.

Ziegler, Klaus: Das deutsche Drama der Neuzeit, in: Dt. Philologie im Aufriß, 2. Bd., Berlin 1955, Sp. 949—1298.

B. Benützte Archive

Archiv der evangelischen Pfarreien oberer und unterer Stadt Regensburg, Protocolla Dominorum Scholarcharum, Protocolla Consistorii (ohne Signatur).

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Regensburger Testamente, Karton 4, Fasz. 13.

Bayerische Staatsbibliothek München, Handschriftenabteilung, Clm 2735 g und 2735 b.

Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg, Fol. 64.

Kreisbibliothek Regensburg, Rat. Civ. 402 und 417, Rat. Civ. 555 fol.

Landeskirchliches Archiv Nürnberg, 4° 1149.

Museum der Stadt Regensburg, Bildnisse, Grabstein, Stiche.

Stadtarchiv Regensburg, I Ah, 13; I Ac Nr. 6 u. 7.

C. Personen- und Sachregister

Die Ziffern verweisen auf die entsprechenden Seitenzahlen, Ziffern mit vorgesetztem A. auf die entsprechende Anmerkung.

Affekt 73, 78, 89, 93 f., 97—100, 158 f., 161, 163, 167 f., 178
Affektenlehre 111—16, 120 f., 127 f., 130 f., 140—43
Albert, Heinrich 33, 163, A. 254
Allegorie 77, 88—90, 94 f., 137—40, 143—50, 154 f., 174—76, 178—80, 182 f., 185
Althamer, Andreas 189
Althusius, Johannes 29
Anakreontik 77—81
Antiantike Strömung 90, 149
Antike 103 f., 107, 126, 186, A. 297
Antiker Einfluß 75 f., 91 f., 103, 173, A. 295
Antithese 69, 72 f., 81, 109
Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig 177
Apelles von Löwenstern, Matthäus 64
Arie s. Geistliches Lied
Aristoteles 112, 129, 157, 188
Artistik 47, 65, 96, 99, 120, A. 192, A. 265
Aufklärung 62, 102
Augustinus, Aurelius 128, 132, 189, A. 340
Aventinus, Johannes 167, 189

Babylonische Sprachverwirrung 186, 188 f.
Balde, Jacob 81, 85, 87 f., 91, 93—97, 146, A. 192, A. 256
Balduin, Gottlieb 32 f., 60, 136, 161, 164
Baptista Mantuanus 94
Barocke Gedichtsammlung 69 f.
Barth, Caspar 71
Becanus, Johannes Goropius 60, 189
Beer, Johann 15, 18 f., 54
Bernhard von Clairvaux 178
Biedermann, Jacob 61, A. 256
Birken, Sigmund von 18, 90, 185
Boccaccio, Giovanni 148, 165
Bocer, Johannes 88
Boecler, Johann Heinrich 21—24, 27, 29, 71
Boineburg, Johann Christian von 22—24

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0222-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Boxhorn, Marcus Guerius 60, 192
Brülow, Caspar 171
Buchanan, George 99
Buchholtz, Andreas Heinrich 177
Buchner August 102, 110 f., 117, A. 249, A. 297, A. 342
Bürgerlichkeit 19, 36 f., 47—49, 71—73, 81, 83—87

Caccini, Giulio 163
Calderon de la Barca, Don Pedro 149, 183 f.
Calov Abraham 32, 52 f., 155, 158, 182
Calvinismus 29, 51 f., 180, 183
Camerarius, Joachim 88, 91—93
Camerarius von Dalberg 189
Cano, Melchior 53
Caspar von Lohenstein, Daniel s. Lohenstein, Daniel Caspar von
Catullus, C. Valerius 76, 80
Celtis, Konrad 70
Chateaubriand, Fr. R. Vicomte de 149
Choral s. Kirchenlied
Christlicher Humanismus 14, 173 f., 190 f.
Clajus, Johannes 117
Clüver, Philipp 60, 186—89, 191
Comenius, Amos A. 187
Cordus, Euricius 88
Creuzer, Georg Friedrich 149
Cusanus, Nicolaus 29, 128
Czepko, Daniel von 62, 64, 133

Dach, Simon 113
Dante Alighieri 29, 53, 186 f., A. 463
Descartes, René 112
Deutsche Gemeinsprache 60, 135
Deutschkundliches Interesse 87, 101, 166 f.
Dialekt 84, 136, 193—96
Dichtungstheorie s. Poetik
Douza, Janus 80
Drastik 120 f., 146, 150 f., 160
Dürer, Albrecht 128, 132
Dunkelmännerbriefe 148

Ebel, Kaspar 25
Emblematische Dichtung 14, 95, 100, 144 f.
Epigramm 47 f., 138, 151
Erbauung 159—63
Etymologie 34, 57, 59 f., 190—97
Euripides 173 f.

Facetie 41 f.
Fleming, Paul 67, 80, 109, 116
Freundschaft 35, 165 f.
Frischlin, Nikodemus 166
Fromm, Andreas 32
Fruchtbringende Gesellschaft 18, 34, 102, 136

Gedichtsammlung 153 f.
Gedichtzyklus 82 f., 97, 139 f., 153—56, 160
Geistliches Lied 33, 52 f., 96, 153—64, 175 f., 178, 185
Gelegenheitsgedicht 63, 67—82, 151 f.
Gelehrtendichtung s. Humanistendichtung
Gelenius, Sigmund 189
Gemüt 109—11
Gerhard, Johann 52 f., 155, 158, 182
Gerhardt, Paul 160, 163 f.
Germanistik 186—97
Gesangbuch 161
Geschmack 115 f.
Gesellschaftslied 83—87
Gesner, Konrad 157
Görres, Joseph von 149
Goethe, Johann Wolfgang von 80, 114, 119, 152 f.
Goldast, Melchior 193
Gottsched, Johann Christoph 117, A. 315
Grabschrift 15
Gradualismus 15
Grammatik 55—60
Greiffenberg, Catharina Regina von 18, 104
Grob, Johannes 138
Grotius, Hugo 22, 30 f., 53, 129, 138, 187—89, 191
Gryphius, Andreas 16, 29, 64, 109, 158, 171

Hamann, Johann Georg A. 363
Harmonie 126—34, 144, 188, A. 340
Harsdörffer, Georg Philipp 102, 111, 115—17, 123 f., 145, 174, 176, 185, 191, 194, A. 297, A. 300
Hauptsprachentheorie 57, 59, 109, 120 f., 133 f., 186, 189—91, 194—96
Heermann, Johannes 164
Heilsordnung 181—84
Heinsius, Daniel 70, 80, 93, 101, 148
Herder, Johann Gottfried A. 363
Hessus, Eobanus 70, 88, 91, 94
Hirtendichtung 81, 88—97, 138—40, 177—80
Hochzeitsgedicht 81 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0223-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Hofmannswaldau, Christian Hofmann von 38, 62, 64, 122, 134, 145, 159, 161
Hohberg, Wolf Helmhard Freiherr von 18, 33, 89 f., 161, 164
Hohes Lied 177
Horatius Flaccus, Qu. 65, 83, 89, 152
Humanismus 41 f., 70—72, 84, 100 f., 146—49, 152, 158, 165, 186 f., 194
Humanistendichtung 69, 71 f., 76, 156 bis 58
Humor 40—42

Intimität 36—39, 73—80, 151 f.
Irenicus, Franz 189
Irenischer Geist 22 f., 32, 52, 62 f., 180
Ironie 40—42, 76 f.
Isidor von Sevilla 123, 154, 192

Jesuitendrama 60 f.
Jesusminne 177—83
Johnson, Matthias s. Thomas, Johann
Joseph, Georg 141
Juana Ines de la Cruz, Sor A. 351

Kantate 164
Katholizismus 18, 51, 183
Kepler, Johannes 113, 128—33
Kerscher, Johann Jakob 18, 35, 68, 74 f., 81
Kirchenlied 161—64
Kircher, Athanasius 113, 144, A. 334, A. 351
Klaj, Johann 96, 185
Klopstock, Friedrich Gottlieb A. 325
Klüber, Philipp s. Clüver, Philipp
Königsberger Dichterkreis 33, 73, A. 254
Kradenthaler, Hieronymus 18, 33, 86, 133, 141 f., 164, A. 322
Krieger, Adam 163
Kritische Haltung 115 f., 122
Kulturpatriotismus 61, 107—09, 173 f., A. 297
Kußgedicht 80

Lateinische Sprache 191—96
Leibniz, Gottfried Wilhelm 23, 186—89, 194 f., 197, A. 470
Leichengedicht 15 f., 32, 63, 71—73, 100 f., 135 f.
Leichenpredigt 15 f.
León, Fray Luis de 154
Lernutius, Jan. 80
Litanei 78 f.
Livius, Titus 171
Loci-Methode 53, 158
Logau, Friedrich von 64, 138
Lohenstein, Daniel Caspar von 64, 158, 171, 177, A. 434
Lotichius Secundus, Petrus 88, 91
Luther, Martin 12, 109, 180, 183, A. 353

Macchiavelli, Niccolo 29, 172
Märtyrerdrama 173
Manierismus 73, 77, 92
Maß, Zahl und Gewicht 131—33
Meistersinger 124
Melanchthon, Philipp 12, 14
Metrik 103—22, 135 f., 141—43
Mittelalterliches Geistesgut 20, 123, 128 f., 156—58, 183, 186—89
Monteverdi, Claudio 112
Morhof, Daniel Georg 60, 102, 117, 122, 124, 186, 192, A. 297
Moritz, Karl Philipp 119
Moscherosch, Hans Michel 64, 166
Mostain, J. s. Thomas, Johann
Mystik 178, 180—82
Mythologie 72, 76 f., 90, 97, 137, 146 bis 50, 155, 174—80

Naturanlage zur Dichtung 104, A. 297
Naturbeobachtung 77
Namen Jesu 154—60
Naturrecht 24, 27, 29—31, 47, 138
Neulateinische Dichtung 65 f., 67—101, 165—73, 175—84
Neumark, Georg 122
Novalis A. 363
Nürnberger Dichterkreis 14, 33, 95—97, 99 f., 110, 120 f., 123, 145 f., 149, 159—62, 185

Opitz, Martin 70, 73, 77, 79, 90, 101—03, 109 f., 116, 124, 146—50, 158, 174, 176, A. 231, A. 297
Origenes 177

Pädagogik 41 f., 53—61
Parabel 97—100
Paradiessprache 109, 121, 134, 187—89, 194
Patristik 53, 133, 187
Pervigilium Veneris 68
Petrarca, Francesco 94
Physiologus 148, 157
Pietismus 30, 40, 51, 53, 160, 164, 178
Platon 112, 128, 188, A. 387
Plautus, T. Maccius 166 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0224-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Plinius, Gajus P. Secundus Major 157
Poetik 89—91, 101—34, 175—77, 197, A. 249
Polyhistor 22, 26, 124, A. 341
Portner, Johann Albrecht 23, 34, 59
Prosodie 116—21, 124
Protestantische Orthodoxie 25, 32, 51 bis 53, 62, 109, 155, 158—61, 181—84, A. 353
Pufendorf, Samuel 26—29
Pythagoras 112, 128, 132

Quenstedt, Johann Andreas 182

Rachel, Joachim 149
Ratichius, Wolfgang A. 187
Rechtfertigung 183
Regnart, Jacob 73
Reim 104, 122—34
Rist, Johann 90, 149, 163 f.
Roman 175—84
Romantheorie 39 f.
Ronsard, Pierre 77, 101
Rupert von Deutz 29, 157

Sachs, Hans 135
Salmasius, Claudius 29, 60
Scaliger, Joseph Justus 89
Scaliger, Julius Caesar 101, A. 249, A. 297
Schede Melissus, Paulus 71, 73, 93
Scheffler, Johannes 141
Scheibler, Christoph 25
Schein, Johann Hermann 73, 78—80, 85 f.
Schill, Hans Heinrich 166
Scholastik 129, 187
Schopenhauer, Arthur 112, A. 307
Schottel, Justus Georg 59, 101—03, 106, 108 f., 116—18, 122—24, 149, 158, 167, 186, 190 f., 194, A. 297, A. 434
Schrieckius, Adr. 60, 186, 189
Schütz, Heinrich 99, 110, 163
Schuldrama 60 f., 165—74
Schulmetaphysik 25 f., 32, 52, 183
Schupp, Johann Balthasar 149
Schwulst s. Drastik
Secundus, Johannes 70, 80
Seneca, L. Annaeus 171 f.
Sololied s. Geistliches Lied
Spee, Friedrich von 96
Sprachgesellschaft 186, 196 f.
Sprachtheorie 8, 10, 34, 57, 59, 109, 120 f., 184—97
Staatsauffassung 27—29, 171 f.
Stahl, Ernst Daniel 25
Stigel, Johannes 88, 91
Stoa 113, 188
Straßburger Akademietheater 166, 171
Stubenberg, Johann Wilhelm von 18, 34

Tabor, Johann Otto 24, 27
Tacitus, Cornelius 191
Tanzlied s. Gesellschaftslied
Terentius Afer, P. 166 f.
Terenzbühne 61, 165
Theokrit 88, 92 f., 95, A. 241
Theologische Spekulationen 90 f., 109, 125 f., 128—34, 137—39, 147—50, 154—58, 177—84, 186—91, A. 289
Thomas, Johann 36 f.
Thomas von Walleys 148
Thomasius, Christian 27, 30 f., 36, 116
Tiergedicht 74—77
Todesgedanke 71 f., 74, 82
Topos 67, 91, 108, 176, A. 297, A. 387, A. 391
Trinität 132—34
Trinkgedicht 151 f.
Trithemius, Johannes 189
Typenkomödie 165—71
Tyrannendrama 171 f.

Unio mystica 178 f., 180—84
Ursinus, Georg Henricus 34, 51, 58, 195, A. 189

Varro, M. Terentius 192
Vergilius Maro, Publius 88—93, 95, 98, 138, A. 241
Vestigia Trinitatis 131—33, 188
Volkskundliches Interesse 94, 193—96
Volkslied 86
Vossius, Isaac 111, 122

Wagner, Richard A. 307
Weise, Christian 121
Wernicke, Christian 103, 149
Wort-Ton-Verhältnis 141—43
Wurzelwort 120, 125

Zesen, Philipp von 102, 109—11, 114, 116 f., 120 f., 123 f., 143, 149, 158, 166, A. 297
Zincgref, Julius Wilhelm 70
Zinzendorf und Pottendorf, Nikolaus Ludwig Graf von 184
Zweckprosa 16

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0225-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Universitätsbibliothek
Regensburg

urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0226-4

Historischer Verein für
Oberpfalz und Regensburg

Magister Nikolaus von Ybbs*

Sein Werdegang als Notar der Reichskanzlei und als Protonotar der böhmischen Kanzlei bis zu seiner Wahl zum Bischof von Regensburg im Jahre 1313

Von Dr. phil. Ludwig Morenz

INHALTSVERZEICHNIS

Abkürzungen 222

I. Herkunft 223
1) Stand der bisherigen Forschung 223
2) Der Beiname „von Stachowitz“ 224
3) Die Beinamen „de Ipsse“ und „de Austria“ 231
4) Heimat, Familie, sozialer Stand 234

II. Wappen und Stifterbildnis 238
1) Wappen 238
2) Das Stifterbildnis im Domfenster 241

III. Geistl. Laufbahn vor der Wahl zum Bischof 248
1) Pfründen 248
2) Weihen 255

IV. Erhebung zum Bischof 257

V. Studium 264

VI. Geburts- und Todesjahr 267
1) Geburtsjahr 267
2) Todesjahr 268

VII. Notar der Reichskanzlei 273
1) In der Kanzlei Albrechts I. 273
2) In den Kanzleien der Vorgänger Heinrichs VII. 278
3) In der Kanzlei Heinrichs VII. 284

VIII. Protonotar und Leiter der böhmischen Kanzlei 301

Schluß 305

Beilagen 306

* Vorliegende Abhandlung stellt die gekürzte Fassung einer Arbeit dar, die im Sommersemester 1956 von der Philosophischen Fakultät der Universität München als Dissertation angenommen wurde und unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Peter Acht entstand, dem auch an dieser Stelle für seine stets verständnisvolle Hilfe besonders gedankt sei.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0227-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Abkürzungen

cgm	codex Germanicus Monacensis
clm	codex latinus Monacensis
Const.	Constitutiones (MG)
HHStA	Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien
HStA	Bayer. Hauptstaatsarchiv München
KS	Kaiserselekt
Lit.	HStA, Hochstift Regensburg, Literale
MB	Monumenta boica
MG	Monumenta Germaniae historica
MIÖG	Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung
NA	Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde
Necr.	Necrologia (MG)
NF	Neue Folge
RB	Regesta boica
Reg. Clem.	Regestum Clementis pape V.
QE	Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte
StA	Staatsarchiv
SS	Scriptores (MG)
VN	Verhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern
VO	Verhandlungen des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0228-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

I. Herkunft

1) Stand der bisherigen Forschung

In der Literatur wurde auf die Frage nach Nikolaus' Herkunft verhältnismäßig selten eingegangen, da sie durch den Beinamen „von Stachowitz" bereits geklärt schien[1]. Gestreift ist das Problem bei Janner[2], der den 1369 vorkommenden Namen „Nicolaus de Ipsse" erwähnt[3], sich aber nichtsdestoweniger für die moderne Bezeichnung „Nikolaus von Stachowitz" entscheidet, von der er sagt, er habe sie in Urkunden nie gefunden.

Steinberger[4] beschränkt sich auf eine bloße Gegenüberstellung der einzelnen Namen: „Ob der Beiname ‚de Austria', den ihm Clemens V. wiederholt gibt[5], auf österreichische Herkunft hindeutet oder nur durch die Bepfründung des Nikolaus in Österreich veranlaßt ist, kann ich nicht entscheiden; jedenfalls weist sein weiterer Beiname ‚de Ipsse'[6] auf Ybbs in Niederösterreich, während ein dritter Beiname ‚von Stachowitz' wohl auf Stachowice, deutsch Stachenwald in Mähren, Bezirkshauptmannschaft Neutitschein, bezogen werden muß."

Im Gegensatz zu ihm kommt Heidingsfelder[7] zu dem Ergebnis,

[1] Die in Band I (1936) der von Leo Santifaller herausgegebenen Historisch-diplomatischen Forschungen als „im Druck" befindlich angekündigte Arbeit von Franz Gabriel, Die persönlichen Verhältnisse der Bischöfe von Regensburg im Mittelalter, hat sich sicher ausführlich mit dieser Frage befaßt. Sie ist aber weder in dieser Reihe noch sonst jemals im Druck erschienen. Gabriel war in Breslau Schüler von Santifaller und Mitarbeiter am Schlesischen Urkundenbuch. Die seinerzeit als Prüfungsarbeit für das Staatsexamen eingereichte Arbeit beurteilte Santifaller als ausgezeichnet. Umso bedauerlicher ist es, daß kein Manuskript mehr erhalten ist. Von Gabriel selbst fehlt seit dem Krieg jede Spur. (Bei der vergeblichen Suche nach dem Gabriel'schen Manuskript waren mir entgegenkommender Weise behilflich die Herren Prof. L. Santifaller-Wien, Prof. H. Appelt-Graz, Staatsarchivrat Dr. G. Zimmermann-Berlin und Dr. H. Koller-Wien.)

[2] Ferdinand Janner, Geschichte der Bischöfe von Regensburg, 3. Band (1886) S. 137 Anm. 1.

[3] Nikolaus wird so genannt in einer Urkunde Bischof Konrads VI. von Regensburg für Kloster Weltenburg vom Jahre 1369. Regest bei Dollinger, Urkundenbuch zur Geschichte der Stadt Neustadt a. d. Donau = Verhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern, Band 19 (1875) S. 101 Nr. 40 aus Werner, Chartarium Weltenburgense Pars I pag. 202 nr. 206 (clm 1480 der Bayerischen Staatsbibliothek München). Vgl. auch Janner III 137 Anm. 1.

[4] Urkunden des Hochstifts Eichstätt, bearb. v. Fr. Ludw. Baumann u. Ludw. Steinberger. = Monumenta boica Band 49 Neue Folge 3 (1910) S. 431.

[5] Regestum Clementis papae V. (Rom 1884—88) Nr. 5702, 6953, 6975.

[6] Aus Janner III 137 Anm. 1.

[7] Die Regesten der Bischöfe von Eichstätt, bearb. von Franz Heidingsfelder. = Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte VI. Reihe (Erlangen 1938) S. 432.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0229-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Nikolaus' Beiname „de Austria“[8] weise wie die Bezeichnung „de Ipsse“[9] „sicherlich auf dessen österreichische Herkunft hin“. Zu dem Namen „von Stachowitz“ äußert Heidingsfelder sich nicht, sondern verweist deshalb auf Janner und Steinberger.

Erst Acht[10] entscheidet sich klar gegen die von späteren Chronisten stammende Bezeichnung „von Stachowitz“ und für den Beinamen „de Ipsse“ aus der Urkunde von 1369[11]. Auch Dachs, der sich schon in einem früheren Aufsatz mit „Nikolaus von Ips“ befaßt[12], schreibt in seiner Besprechung von Achts Arbeit[13], Nikolaus von Stachowitz sei „sicherer belegt als Nikolaus von Ips (heute Ybbs in Niederösterreich) und besser so zu nennen.“ Hauck[14] schließlich bezeichnet ihn in seiner Liste der Regensburger Bischöfe ohne Angabe der Quelle als „Nikolaus von Ipsse“.

2) *Der Beiname „von Stachowitz“*

In der gesamten übrigen Literatur wird Nikolaus allgemein und ohne nähere Begründung „von Stachowitz“ genannt, so bei Gams[15], dem darin die meisten Darstellungen folgen. Auch in der neuesten Ausgabe des „Schematismus der Geistlichkeit des Bistums Regensburg für das Jahr 1956 nach dem Stand vom 1. März 1956“ erscheint Nikolaus in der Reihenfolge der Bischöfe unter diesem Namen. Schuegraf[16] bezeichnet ihn als „einen geborenen Edlen von Stachowitz aus Böhmen“ und im Wappenbuch des Regensburger Domdekans Adam von Bernclau[17] von 1776 heißt er „Nicolaus de Stachowitz, Bohemus genere“. Die Bearbeiter des Registers für die Bände 1—40 der Verhandlungen

[8] Ohne Quellenangabe; wohl nach Reg. Clem. 5702, 6953, 6975.

[9] Mit Bezug auf Dollinger, VN 19 Nr. 40.

[10] Peter Acht, Ein Registerbuch des Bischofs Nikolaus von Regensburg (1313—1340). = Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs, Band 4 (1952) S. 99.

[11] Mit Bezug auf Dollinger, VN 19 Nr. 40.

[12] Hans Dachs, Urkunden zur Geschichte des Hofes der Regensburger Bischöfe in Wien. = Verhandlungen des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg, Band 80 (1930) S. 127. Auch Alois Elsen nennt ihn „Nikolaus von Ibbs“ in Der Dom zu Regensburg, Band I: Die Bildfenster (1940) S. 14. Über diese Arbeit siehe unten S. 245 ff.

[13] VO 13 (1952) S. 322.

[14] Albert Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, 5. Teil, Berlin und Leipzig [5]1953, S. 1170.

[15] Series episcoporum ecclesiae catholicae, quotquot innotuerunt a beato Petro apostolo ed. Pius Bonifacius Gams (Regensburg 1873) S. 305. Gams nennt ihn außerdem Nikolaus II., wozu keine Veranlassung besteht, da es einen Vorgänger gleichen Namens in Regensburg nicht gab. Auch Gams selbst vermag keinen aufzuführen.

[16] J. R. Schuegraf, Geschichte des Domes von Regensburg. = VO XI (1847) S. 99.

[17] Manuskript im bischöflichen Ordinariatsarchiv in Regensburg: III 100 c pag. 39.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0230-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg unterscheiden unsinnigerweise sogar zwischen Bischof Nikolaus, Kanzler Ludwigs des Baiern[18], und Bischof Nikolaus von Stachowitz[19].

In neuerer Zeit hat besonders Janner[20] zur Verbreitung dieses Namens beigetragen, den er für seine Biographie des Bischofs Nikolaus übernahm, obwohl ihm der für das Jahr 1369 belegte Name „Nikolaus de Ipsse" bekannt war[21] und ihm die Zuverlässigkeit der Überlieferung des Namens Stachowitz demgegenüber zweifelhaft erscheinen mußte[22]. Er schreibt: „Nach einem Chron. Ratisb., das nach Hansiz MS. pg. 237 Sigismund Brechte von Sittenpach schrieb, nennen den Bischof moderne Aufschreibungen einen Stachowitz; wir selber haben in Urkunden diese Bezeichnung nie gefunden"[23]. Janner selbst hat also vermutlich Brechtes Chron. Ratisb. nicht zu Gesicht bekommen. Wahrscheinlich war es bereits damals verschollen.

Wer war nun dieser Sigismund Brechte von Sittenpach, wann schrieb er und worauf stützte er seine Behauptung? Das Manuskript von Hansiz, das darüber vielleicht hätte Auskunft geben können, war nicht auffindbar[24]. Gedruckt ist es jedenfalls nicht, denn in keiner der zahlreichen Abhandlungen über die Regensburger Kirchengeschichte des 1683 geborenen Jesuiten Marcus Hansiz trägt Nikolaus, sofern er überhaupt erwähnt ist, den Beinamen „von Stachowitz"[25]. Immerhin kann man, da Hansiz seine übrigen Werke um die Mitte des 18. Jahrhunderts geschrieben hat, als Entstehungszeit des verlorenen Manuskripts etwa

[18] Was Nikolaus übrigens nie war.

[19] Aber nicht einmal diese Trennung wird konsequent durchgeführt, denn in mehreren Fällen, in denen Nikolaus in den einzelnen Aufsätzen „von Stachowitz" genannt wird, läuft er im Register unter dem Namen des angeblichen Kanzlers. Andererseits werden unter „Nikolaus von Stachowitz" Textstellen aufgeführt, die den Beinamen überhaupt nicht bringen.

[20] Janner III 137 Anm. 1.

[21] Janner III 137 Anm. 1 und 258 Anm. 1.

[22] Vermutlich wagte Janner es nicht, die Echtheit des durch Gams offiziell gewordenen Namens in Zweifel zu ziehen.

[23] Janner III 137 Anm. 1.

[24] In der Kreisbibliothek Regensburg liegt es laut Mitteilung des Vorstandes, Stadtarchivars Dr. Sydow, nicht, wie man hätte annehmen können, nachdem Janner es doch noch benutzt hat. Auch in den anderen Regensburger Bibliotheken konnte ich es nicht entdecken.

[25] Von den in Frage kommenden Schriften seien nur erwähnt: Illustratio apologetica prodromi episcopatus Ratisbonensis. Wien 1755. — Documentum decisorium litis de sede monastica olim Ratisbonae. Wien 1755. — De ortu et libertate monasterii Emmerami episcopi et martiris. Regensburg 1755. — Naeniae specioso titulo: Documenti decisorii ab eo propositae ex musaeo monachorum Sant-Emeramensium nunc lectoris iudicio expositae. Regensburg 1756. — Disquisitio de valore privilegiorum libertatis monasterii Emmerami. Wien 1775. — Vgl. Carlos Sommervogel, Bibliothèque de la compagnie de Jésus. Première partie: Bibliographie (par les Pères Aug. et Al. De Backer). Nouvelle Édition. Tome IV. Brüssel/Paris 1893.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0231-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

die Jahre 1740/50 annehmen. Vor dieser Zeit muß Sigismund Brechte von Sittenpach also gelebt haben.

Nun wird ein *Johann* Sigismund Brechte von Sittenbach im ersten Band der etwa 1650/60 entstandenen „Ratisbona politica" des Eberhard Wassenberg zitiert (clm 1758)[26].

Von 1685[27] liegt bereits eine Abschrift des ersten Buches vor (clm 27068). Eine weitere Abschrift stammt vom Jahre 1741[27] (clm 14976—14981). In ihrem zweiten Band (clm 14977 pag. 365) ist der Abschnitt über Bischof Nikolaus, der in clm 27068 fehlt[28], aus clm 1758 nahezu wörtlich abgeschrieben.

Es heißt dort (clm 1758 fol. 257'/258): „Conrado Luppurghio[29] vita functo Nicolaus, Bohemiae regis[30] ab episctolis seu cancellarius, suffectus est. Hunc Nicolaus in MS (Chron. Rat. per Ioh. Sigmundum Brechte a Sittenbach collectum) Stachowitzianae familiae fuisse[31] et Stachowicium cognominatum lego. Nullus tamen, quod sciam, author editus id tradit"[32].

Es kann demnach kein Zweifel darüber bestehen, daß der bei Hansiz genannte Sigismund Brechte mit dem von Wassenberg zitierten Johann Sigmund Brechte identisch ist. Hansiz und Wassenberg hat folglich dasselbe Manuskript als Vorlage gedient. Brechte hat also nicht nur vor 1740/50 sondern auch vor 1650/60 geschrieben.

In einem Manuskript im Archiv des historischen Vereins in Regensburg[33] schließlich wird zwar Bischof Nikolaus nur kurz und ohne den Beinamen „von Stachowitz" erwähnt, doch nennt darin der Verfasser sich selbst mit Namen[34]:

„Folgt, was ich, Johann Brecht von Sittenbach, sonsten von der

[26] MS in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek München. — Wassenberg war 1610 geboren, 1667 lebte er noch. In den Jahren 1639—1672 erschienen verschiedene seiner Schriften im Druck, jedoch nicht die Ratisbona politica. (Allgemeine deutsche Biographie, Band 41 S. 233 f. J. H. Zedlers Universallexikon, Band 53 Spalte 69 f.).

[27] So vom Schreiber auf dem Titelblatt datiert.

[28] Auch die anderen Bischöfe sind dort nicht erwähnt.

[29] Konrad von Luppurg (1296—1313) war Nikolaus' Vorgänger als Bischof von Regensburg.

[30] regi in clm 1758 ist Schreibfehler.

[31] Auf diese Stelle bei Wassenberg bezieht sich wiederum der unbekannte Verfasser einer Quellensammlung zur Geschichte des Bischofs Nikolaus und seiner drei Nachfolger etwa vom Jahre 1800 (pag. 21 nr. 148 zitiert er zum Tode von Nikolaus die Necr. Windb. aus dem 1784 erschienenen 14. Band der Monumenta boica): „A. 1313 Wassenbergius in episcopis ex chronico Ioa. Sigismundi Brechte a Sittenbach (mihi nondum viso) refert, Nicolaum fuisse ex familia Stachowiziana" (clm 27073 pag. 17 nr. 127.).

[32] Der erste Band der Metropolis Salisburgensis des Wiguleus Hund, den Wassenberg im Anschluß daran (fol. 258) zitiert, lag damals bereits in einer Ausgabe von Gewold (1620) vor.

[33] Signatur: R. MS 15. Auf dem Rücken der Vermerk: „Brechtel's von Sittenbach Chronick bis 1573".

[34] R. MS 15 pag. 98.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0232-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Dollinger Geschlecht[35] in Herren Doctoris Hunds 3. Theil Bay. Stammenbuchs[36] und hin und wieder in den alten Briefen bey den Clöstern zu Regenspurg aufgezeichnet gefunden".

Die Aufzeichnungen sind chronologisch und enden mit dem Jahr 1597[37]. Der darauf folgende Eintrag auf pag. 24 lautet:

„Anno 1599 ward diese Verzeichnuß zusam klaubt und erstmahls gedruckt alhir zu R. durch B. H."

Die von einer Hand in einem Zug geschriebene Reinschrift stellt wohl die Überarbeitung und Fortführung der gedruckten Chronik von 1599 dar, deren Kern wahrscheinlich ein Auszug aus der um 1600 endenden Chronik des Franz Jeremias Grünewald bildete. Daß das Manuskript von Johann Brecht selbst stammt, ergibt sich aus der Bemerkung auf pag. 98 („ich, Johann Brecht von Sittenbach"). Sehr wichtig für die Datierung sind zwei Notizen[38], in denen die Rede ist vom Bau der Dreieinigkeitskirche in Regensburg[39] und von dem erst kürzlich erfolgten Tod Kaiser Ferdinands II.[40]. Man wird also nicht fehlgehen, wenn man für die Niederschrift des Manuskripts etwa das Jahr 1640 ansetzt[41].

Und wenn man annimmt, daß auch das lateinische Chron. Rat. um diese Zeit entstanden ist[42], kann Wassenberg es 1650/60 sehr wohl benutzt haben. Natürlich vorausgesetzt, daß Johann Sigmund Brechte, Sigismund Brechte und Johann Brecht identisch sind, was aber umso wahrscheinlicher ist, als in jedem der drei Fälle der Herkunftsname „von Sittenbach" belegt ist.

Ebenfalls um dieselbe Person handelt es sich vermutlich bei dem „Brecht(e)l von Sittenbach" genannten Verfasser eines „Baierischen Turniergeschlechtsregisters". Von ihm ist allerdings nur bekannt, daß er nach 1400 gelebt hat[43].

[35] Regensburger Patrizierfamilie, mit der Brecht sich pag. 89—98 ausführlich beschäftigt hat.

[36] Brecht benutzte das Manuskript, da Teil III erst 1830 von M. Frh. v. Freyberg in der „Sammlung historischer Schriften und Urkunden" (Band 3., 2. Heft. Stuttgart und Tübingen) herausgegeben wurde.

[37] Also nicht 1573, wie auf dem Rücken vermerkt.

[38] Herr Professor Klebel-Regensburg hatte die Freundlichkeit, mich darauf aufmerksam zu machen, nachdem mir die beiden Stellen entgangen waren.

[39] Der Bau wurde 1627 begonnen und 1631 eingeweiht.

[40] Gestorben 1637 Februar 15.

[41] Damit stimmt auch die Schrift überein.

[42] Vielleicht auch schon früher, etwa zwischen 1600 und 1640. Die deutsche Chronik war ja 1599 bereits erstmals gedruckt worden.

[43] Die einzige mir bekannte Erwähnung dieses Registers bei M. von Heckel (VO 42 S. 135 f. und S. 230 Nr. 204), der einen Auszug von fol. 72 bringt. Dort führt Brecht(e)l die Heckel von Stockenfels unter den Edlen auf, welche den Turnierern gleich zu achten sind. Die Heckel saßen nur einige Jahre, so 1403 (Regesta boica XI 285), auf der Burg Stockenfels (Ruine bei Marienthal, Landkreis Regensburg).

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0233-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Wer Johann Sigismund Brecht von Sittenbach nun eigentlich war, läßt sich freilich nicht mehr feststellen. Mit einiger Vorsicht kann man annehmen, daß er identisch ist mit einem für 1616 als evangelischer Geistlicher von Zeitlarn (Landkreis Regensburg) belegten Johann Brecht[44], der also zur selben Zeit wie der Chronist lebte[45].

Für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts ist nun der Name „von Stachowitz" zum ersten Mal nachgewiesen. Brecht von Sittenbach, der ihn erwähnt, beruft sich auf „moderne Aufschreibungen"[46], in denen Nikolaus so genannt wird. Der Begriff „modern" läßt sich natürlich recht verschieden auslegen.

Brecht kann darunter das späte, vielleicht auch das frühe 16. Jahrhundert verstanden haben, keinesfalls aber das 14., das allein zeitgenössische Quellen zur Geschichte des Bischofs Nikolaus hervorbringen konnte. Wenn Brecht aber sagt, der Name Stachowitz finde sich in *neueren* Darstellungen, so drückt er damit gleichzeitig aus, er habe ihn in älteren nicht gefunden. Tatsächlich fehlt der Name bei Andreas von Regensburg[47], Lorenz Hochwart[48] und anderen[49].

In wie weit die von Brecht benutzten Quellen zuverlässig waren, läßt sich nachträglich nicht mehr feststellen, zumal sie schon zu Wassenbergs Zeiten — also Mitte des 17. Jahrhunderts — nicht mehr erhalten waren[50]. So war Brecht bereits damals der Einzige, der diesen Namen überlieferte.

Er begründet ihn damit, daß Nikolaus aus einer Stachowitzer Familie sei[51]. Hier muß von seiten Brechts ein Irrtum vorliegen, denn die Herkunft des Nikolaus aus Ybbs ist ja sicher belegt[52].

Auch das „Bohemus genere" des Adam von Bernclau[53] ist demnach unrichtig[54], ebenso die Behauptung Schuegrafs, Nikolaus sei „ein ge-

[44] Friedrich Lippert, Die Pfarreien und Schulen der Oberpfalz (Kurpfalz) 1621—1648. = VO 53 (1901) S. 208.

[45] Hans Hylmair bringt in seinem 1560 angelegten Regensburger Wappenbuch (cgm 2015) auf fol. 79 das Wappen eines „Docktor Proechtl" (in blauem Feld schwarzer Arm, einen Dolch haltend). Er könnte der Vater des Johann Brecht gewesen sein.

[46] Janner III 137 Anm. 1.

[47] Chronicon episcoporum Ratisponensium. = Oefele, Scriptores rerum Boicarum I (1763) 37 ff. und jetzt QE NF I (1903) 76 f. — Andreas lebte etwa 1380—1438.

[48] De primis episcopis Ratisponensibus. = Oefele I 210 f. — Hochwart (1500—1570) war seit 1534 Domprediger, seit 1542 Domherr in Regensburg.

[49] In keiner der bei Oefele abgedruckten Bischofschroniken wird er erwähnt. Vgl. Oefele I 372, 560 f., 695, 697.

[50] clm 1758: Nullus tamen, quod sciam, author editus id tradit.

[51] clm 1758: Nicolaum Stachowitzianae familiae fuisse. . .

[52] Siehe unten S. 234 ff.

[53] MS. III 100 c pag. 39.

[54] Daß Nikolaus böhmischer „Kanzler" war — so wird er in älteren Chroni-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0234-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

borener Edler von Stachowitz aus Böhmen" gewesen[55]. Wenn Nikolaus also auch nicht aus Stachowitz stammen kann, so muß doch sein Beiname deswegen nicht unbedingt falsch sein. Vielleicht bestand irgend eine andere Beziehung zu dem Ort. Nikolaus könnte z. B. dort eine Pfründe gehabt haben.

Das mährische Dorf *Stachovice* in der ehemaligen Bezirkshauptmannschaft Neutitschein des Prerauer Kreises liegt genau zwischen Troppau und Walachisch Meseritsch am Gansbach, der etwa 10 Kilometer östlich davon in die Oder mündet. Die Allodialherrschaft Fulnek, zu der Stachovice einst gehörte[56], bildete einen Teil des „Kuhländchens", das um die Mitte des 13. Jahrhunderts von dem Olmützer Bischof Bruno von Holstein-Schauenburg (1245—1281) deutsch besiedelt worden war[57]. In dieser Zeit war Stachovice durch die Kolonisationsarbeit des Lokators Eustach entstanden. Zum Jahre 1293 ist dementsprechend der Name „Eustachi villa" belegt[58], ebenfalls 1293 „Stachinwalde"[59]. Die Form „Stachenwald" bürgerte sich im 14. und 15. Jahrhundert ein. Noch Wolný[60] bringt sie Mitte des 19. Jahrhunderts als die offizielle Schreibung. Die heutige tschechische Form „Stachovice" taucht erstmals 1424 auf[58].

Das Dorf Stachovice existiert also zu Lebzeiten von Nikolaus bereits. Es ist heute nach Fulnek eingepfarrt, bildete aber früher eine eigene Pfarrei, die 1337 ein Martin innehatte[61]. Dazu gehörten etwa 28 Hektar Grund und vier eiserne Zinskühe[62].

Es ist nicht ausgeschlossen — aber auch nicht sehr wahrscheinlich —,

ken fälschlich genannt (in Wirklichkeit hatte er das Amt eines Protonotars inne) —, beweist noch lange nicht, daß er auch böhmischer Herkunft war, wie im Zusammenhang damit immer wieder behauptet wird.

[55] VO XI 99. — Eine Adelsfamilie, die diesen Namen trug, ist überhaupt nicht bekannt. In einem handschriftlichen Manuskript von Josef Pilnáček, Altschlesische Adelsgeschlechter, wird eine Familie „von Stachovský" angeführt. Pilnáček leitet ihren Namen von einem in der Gegend von Schweidnitz gelegenen Dorf mit der jetzt polnischen Bezeichnung Stachowice ab, bringt die früheste Erwähnung aber erst zum Jahre 1420. (Mitteilung des Staatsarchivs Troppau).

[56] Gregor Wolný, Die Markgrafschaft Mähren, topographisch, statistisch und historisch geschildert. I. Band: Prerauer Kreis (Brünn 1835) S. 136.

[57] Noch im 19. Jahrhundert war die Bevölkerung ausschließlich deutsch (Wolný, Markgrafschaft Mähren I 125).

[58] Mitteilung des Staatsarchivs Troppau, vermutlich nach einer dort liegenden Originalurkunde.

[59] Joseph Emler, Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae. Pars II (1872) 690 nr. 1606.

[60] Gregor Wolný, Kirchliche Topographie von Mähren. Brünn 1855—61. I. Abteilung: Olmützer Erzdiözese, 3. Band S. 193 und Markgrafschaft Mähren I 136.

[61] Urkunde von 1337 in der Boczek'schen Sammlung im Landesarchiv Brünn (Wolný, Kirchl. Topographie I, 3 S. 193).

[62] Mitteilung des Staatsarchivs Troppau. — Wolný, Kirchliche Topographie I, 3 S. 193.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0235-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

daß Nikolaus diese Pfründe während der Zeit seines böhmischen Aufenthaltes (1312—1313) durch Vermittlung König Johanns verliehen wurde. Allerdings ist in den Quellen niemals davon die Rede. Auch in den Urkunden des für diese Gegend zuständigen Staatsarchivs Troppau wird kein Nikolaus in Verbindung mit Stachovice erwähnt, wie mir die dortige Archivverwaltung durch Vermittlung der Tschechoslowakischen Militärkommission in Berlin-Dahlem freundlicherweise mitteilte.

Daß Nikolaus seinen Beinamen, der in zeitgenössischen Quellen ohnehin fehlt, infolge seines Pfründenbesitzes erhalten hat, ist also eine reine Vermutung[63]. Auch ist nicht einzusehen, warum Nikolaus sich nur wegen einer Pfründe nach einem Dörfchen genannt haben sollte, während er gleichzeitig Kanonikate in Bischofsstädten (Eichstätt und Regensburg) innehatte.

Aus dem oben Gesagten scheint im Gegenteil eher hervorzugehen, daß Nikolaus den Beinamen „von Stachowitz" gar nicht geführt haben *kann*, da die tschechische Namensform Stachovice erst 1424 auftaucht, der ursprüngliche (deutsche) Name aber Stachenwald lautete. Allein die Bezeichnung „Nikolaus von Stachowitz" stellt deshalb schon einen Anachronismus dar, während ein „Nikolaus von Stachenwald" durchaus dem 14. Jahrhundert hätte angehören können. Es ist an sich nicht ungewöhnlich, daß Ortsnamen ihre Form ändern, doch pflegt sich das nicht auf die Fälle zu erstrecken, in denen sie als Beinamen neben Personennamen erscheinen[64].

Abschließend muß also festgestellt werden, daß es für den in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erstmals belegten Namen „von Stachowitz" eine einleuchtende Erklärung nicht gibt. Den „historischen Kern" zu finden, der den meisten noch so fragwürdig klingenden Berichten zu Grunde liegt, war infolge des unzureichenden Quellenmaterials nicht möglich.

[63] Auch Harry Bresslau, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien, Band I. 1. Auflage (Leipzig 1889) S. 422 nimmt für den bekannten Notar der staufischen Kanzlei Magister Ulrich von Ulm-Bollingen, der in Urkunden „de Ulma" und „de Bollingen" genannt wird, an, er habe in Ulm eine Pfründe gehabt und daher seinen Beinamen erhalten. Daß Bresslaus Annahme in diesem Fall freilich zu Unrecht besteht, beweist A. J. Walter, Die deutsche Reichskanzlei während des Endkampfes zwischen Staufern und Welfen (1938) S. 169 f.

[64] So ist der aus Mainberg (Landkreis Schweinfurt) stammende Regensburger Domherr Konrad von Megenberg (1309—1374) auch heute noch allgemein und ausschließlich unter dem alten Namen seines Heimatdorfes bekannt. Vgl. Konrad von Megenberg, Planctus ecclesie in Germaniam. Bearb. v. Rich. Scholz. = MG Staatsschriften des späteren Mittelalters, II. Band, 1. Stück (Leipzig 1941) S. 1 und Ludwig Steinberger in Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte Bd. 5 S. 435. — Widemann löst im Register zu den Regesta boica Megenberg irrtümlich mit Mäbenberg (Landkreis Schwabach) auf.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0236-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

3) *Die Beinamen „de Ipsse" und „de Austria"*

Den einzigen Beinamen, der zu Lebzeiten von Nikolaus belegt ist, gibt ihm Papst Klemens V., der ihn 1310 und 1311 wiederholt „Nicolaus de Austria" nennt[65], was bereits mit großer Wahrscheinlichkeit auf dessen Herkunft hindeutet und nicht etwa nur auf seine Bepfründung in Österreich[66]. Nikolaus selbst hat den Beinamen „de Austria" nie geführt, dafür war dieser zu allgemein gehalten.

Jedenfalls steht er aber nicht im Widerspruch zu seinen anderen Beinamen „de Ipsse"[67], der in einer Urkunde von 1369, in der Bischof Konrad VI. von Regensburg (1368—1381) dem Kloster Weltenburg die Novalzehnten in den Pfarreien Gögging und Kapfelberg[68] bestätigte[69], überliefert ist — zu einer Zeit also, in der Nikolaus fast 30 Jahre tot war.

Für alle Darstellungen, die den Beinamen „de Ipsse" bringen[70], ist diese Urkunde von 1369 der einzige Beleg, der Nikolaus' Herkunft aus Ybbs aber noch nicht endgültig beweisen kann, zumal die Urkunde nicht im Original vorliegt und sich das Regest bei Dollinger nur auf eine Abschrift in Benedikt Werners Chartarium Weltenburgense[71] vom Anfang des 19. Jahrhunderts stützt.

Es existieren aber einige weitere und ungleich wichtigere Quellen, die allerdings ungedruckt sind und deshalb nie verwertet wurden. So findet sich in einem Kopialbuch des Klosters Weltenburg[72] eine ganze Reihe von Zehentbestätigungen durch Regensburger Bischöfe. Es handelt sich dabei immer um den schon genannten Novalzehent in den Pfarreien Gögging und Kapfelberg und zwar nimmt jede Urkunde ausdrücklich Bezug auf die vorhergegangenen, deren Aussteller sie mit Namen anführt. Der Wortlaut ist bei allen Bestätigungen der gleiche.

Im einzelnen mag die Beurkundung etwa folgendermaßen vor sich gegangen sein: Jeder neue Regensburger Bischof wurde nach seinem Amtsantritt vom Kloster um Bestätigung der Zehnten gebeten. Zu diesem Zweck wurden ihm die entsprechenden Urkunden seiner Vorgänger vorgelegt, die der Bischof, nachdem sie auf ihre Echtheit hin geprüft worden waren, wörtlich erneuerte.

Von diesen Bestätigungen sind für uns nur die fünf folgenden Ur-

[65] Reg. Clem. 5702, 6953, 6975.
[66] Heidingsfelder betont dies mit Recht gegenüber Steinberger. Vgl. oben S. 223 f.
[67] Ybbs in Niederösterreich.
[68] Alle drei Orte liegen im Landkreis Kelheim.
[69] Regest bei Dollinger, VN 19 S. 101 Nr. 40. Vgl. Janner III 258.
[70] Vgl. oben S. 223 f.: Janner, Steinberger, Heidingsfelder, Acht, Dachs. Hauck V 1170 gibt keine Quelle an.
[71] clm 1480 Pars I pag. 202 nr. 206.
[72] HStA. München, Kloster Weltenburg Lit. 2.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0237-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

kunden von Interesse, die übrigens — mit einer Ausnahme — auch in Werners Chartarium Weltenburgense enthalten sind[78]:

Bischof Nikolaus	von 1315 September 11[73],
(Gegen-)Bischof Heinrich III.	von 1342 Januar 22[74]
Bischof Friedrich I.	von 1342 September 27[75],
Bischof Konrad VI.	von 1369 September 15[76],
Bischof Johann I.	von 1403 Juli 12[77].

Bei der Erwähnung von Nikolaus' Urkunde durch seine Nachfolger nennt ihn Heinrich III. nur beim Vornamen. Friedrich I., Konrad VI. und Johann I. bezeichnen ihn als „Nicolaus de Ipsse“[79].

Aus der wiederholten Nennung dieses Namens allein darf aber noch nicht auf seine Echtheit geschlossen werden, da, wie bereits erwähnt, der Wortlaut der einzelnen Urkunden der jeweils vorhergegangenen entnommen ist, also auch das „de Ipsse“ bei Bischof Friedrich für die späteren Stücke als Vorlage diente[80], die dadurch für uns erheblich an Bedeutung verlieren, während die Urkunde Bischof Friedrichs zum eigentlichen Träger des Beweises wird.

Wie die anderen Zehentbestätigungen ist sie nicht im Original erhalten, sondern wie diese nur in einer Abschrift in dem erwähnten

[73] HStA. München, Kloster Weltenburg Lit. 2 pag. 37. — Werner I pag. 154 nr. 166. — VN 19 S. 85 Nr. 19. — Traditionen, Urkunden und Urbar des Klosters Weltenburg, bearb. von Fr. Henke und Math. Thiel (erscheint demnächst in der Reihe der Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte NF 14) Nr. 46. Herr Thiel hatte die Freundlichkeit, mir das druckfertige Manuskript zur Verfügung zu stellen. Die Nummern der Urkunden bleiben unverändert.

[74] Kloster Weltenburg Lit. 2 pag. 37 f. — Werner I pag. 172 nr. 183. — VN 19 S. 87 Nr. 25. — Trad. Weltenb., QE NF 14 Nr. 62. Erwähnt auch von Janner III 216.

[75] Kloster Weltenburg Lit. 2 pag. 38. — Werner I pag. 172 nr. 184. — Trad. Weltenb., QE NF 14 nr. 63. Erwähnt auch von Janner III 216.

[76] Kloster Weltenburg Lit. 2 pag. 39. — Werner I pag. 202 nr. 206. — VN 19 S. 101 Nr. 40. — Trad. Weltenb., QE NF 14 Nr. 88. — Erwähnt auch von Janner III 258.

[77] Kloster Weltenburg Lit. 2 pag. 39 f. — Trad. Weltenb., QE NF 14 Nr. 122.

[78] Werner gibt in jedem Fall an, ob er seine Abschriften, die sehr gründlich und fast fehlerlos sind, nach dem Original, einer Kopie oder einem Druck angefertigt hat. Als Quelle für seine Abschriften der Zehentbestätigungen nennt er einen „Codex cartarum“. Daß darunter das Weltenburger Kopialbuch (HStA. Lit. 2) zu verstehen ist, ergibt sich daraus, daß die von Werner angegebenen Seitenzahlen tatsächlich genau mit den Seiten in Lit. 2 übereinstimmen. (Statt pag. 38, pag. 39 usf. schreibt Werner allerdings versehentlich f. 38, f. 39).

[79] Die Schreibung „Ipsse“ ist in allen drei Urkunden gleich.

[80] Von Konrad VI. kann man vielleicht noch annehmen, daß ihm der Beiname „de Ipsse“ geläufig war, bei Johann I. ist das aber bereits sehr fraglich. Am wahrscheinlichsten ist, daß sich beide in diesem Punkt auf die Urkunde Bischof Friedrichs von 1342 stützten, ohne selbst von dem Namen Kenntnis zu haben.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0238-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Weltenburger Kopialbuch überliefert, das aus den Jahren 1449/50 stammt.

Die Frage nach ihrer Echtheit, die sich nun erhebt, kann also durch eine diplomatische Untersuchung nicht gelöst werden. Eine Fälschung konnte sich aber nur auf die Zehnten beziehen, während ein Interesse, den Namen „Nicolaus de Ipsse" zu fälschen, von seiten des Klosters nicht bestehen konnte. Der Fälscher mußte im Gegenteil bestrebt sein, nach Möglichkeit echte Namen zu bringen, um keinen Argwohn zu erwecken.

Daß die Bestätigungsurkunden der Bischöfe echt sind, beweist aber vor allem die Tatsache, daß das Kloster schon längere Zeit vorher im Besitz der Zehnten war. Sie wurden zwar auch von den Pfarrern von Gögging beansprucht, die deswegen mit dem Kloster ständig in Streit lagen, doch sprachen bereits die Bischöfe Konrad IV. 1220 Oktober 21[81] und Heinrich II. 1291 Februar 24[82] die strittigen Zehnten grundsätzlich dem Kloster Weltenburg zu, was Bischof Konrad V. 1298 August 28 bestätigte[83]. Daß das Kloster die Einkünfte aus den Zehnten der Pfarrei Gögging genoß, ist für die Jahre 1402 und 1403 belegt[84].

Konnte nun aber der Beiname „de Ipsse" in der Urkunde von 1342 nicht auf einem Irrtum beruhen?

Das ist so gut wie ausgeschlossen, zumal auch eine weitere noch zu erwähnende Urkunde Nikolaus' Herkunft aus Ybbs beweist.

Die Urkunde Bischofs Friedrichs ist 1342 ausgestellt — knapp zwei Jahre nach Nikolaus' Tod. Und man wird als sicher annehmen dürfen, daß Bischof Friedrich über die Herkunft seines unmittelbaren Vorgängers unterrichtet war, da er während dessen Amtszeit zuerst Domherr[85], später sogar Dompropst war.

Möglicherweise war allerdings die Urkunde Friedrichs keine Kanzlei- sondern eine Empfängerausfertigung[86]. Was ändert das aber? Auch dem Weltenburger Schreiber wird der richtige Name des verstorbenen Nikolaus, der ja schließlich 27 Jahre Bischof war, geläufig gewesen sein. Aber selbst wenn die Urkunde, für die als Ausstellungsort Regensburg angegeben ist, in Weltenburg entstanden war, mußte sie zur Besiegelung die bischöfliche Kanzlei passieren, in der noch Beamte aus der Zeit Bischof Nikolaus' saßen. Ein falscher Beiname ihres früheren Herrn wäre von ihnen sicher beanstandet oder geändert worden.

[81] MB XIII nr. 6. — Trad. Weltenb., QE NF 14 Nr. 6; vgl. auch Nr. 49 und 50.
[82] MB XIII nr. 20. — Trad. Weltenb., QE NF 14 Nr. 30.
[83] MB XIII nr. 24. — Trad. Weltenb., QE NF 14 Nr. 35; vgl. auch Nr. 52.
[84] Trad. Weltenb., QE NF 14 Nr. 114 und 121.
[85] Mindestens seit 1331 (Ried, Codex diplomaticus Ratisbonensis II 838 nr. 869). Friedrich war allerdings auch Domherr in Bamberg und Eichstätt und wird sich deshalb kaum immer in Regensburg aufgehalten haben. Vgl. Janner III 209 und MB 50, 297 und 333.
[86] Aus der Abschrift ist das nicht ersichtlich.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0239-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Ob Nikolaus selbst den Beinamen „de Ipsse" geführt hat, ist nicht bekannt[87]. Wohl aber ist seine Herkunft aus Ybbs in Niederösterreich noch durch eine weitere Urkunde von 1339 August 9 belegt[88], die bisher nie beachtet wurde. Sie ist ausgestellt in Neumarkt an der Ybbs von Heinrich von Chůnigswisen[89], Pfarrer in Michelndorf[90], der sich darin verpflichtet, die Bürgschaft für 80 Pfund Wiener Pfennige zu übernehmen, die Heinrich Hetzer, Pfarrer in Michelhausen[91], dem Bischof Nikolaus aus der Pflege von Pöchlarn schuldig ist, und verspricht, für die Bezahlung der Summe an den Bischof oder an dessen Schwester, Frau Kunigunde in Ybbs[92], oder an Peter, Pfarrer in Pöchlarn, zu haften.

Diese Kunigunde, die also in Ybbs wohnhaft war, ist auch für das Jahr 1334 bezeugt in dem auf Veranlassung von Nikolaus angelegten Urbar der hochstiftischen Besitzungen in Österreich[93]. Bei der Aufzählung der Güter zu Pöchlarn heißt es dort[94]:

„Item hat ez einen paumgarten[95] bey dem můlgang enhalb dez paches, der frawn Chvnigvnden, dez erbergen herrn pischof Nycla swester, ze iren leib verlihen ist."

Und weiter unten[96] bei Gresten:

„Item ain hof Gæutzbanch dînt VII schilling, den fraw Chvnigvnt, pischof Nycla swester, inn hat zu ir leib."

[87] In der Reichskanzlei jedenfalls wurde er nicht so genannt. Seine Bischofsurkunden nennen nur seinen Vornamen, ebenso der einzige vor 1313 von ihm selbst stammende Brief. Vgl. dazu S. 236 Anm. 104, Kapitel VII und die Beilagen 1—4.

[88] Ungedruckt. Or. HStA. München, Hochstift Regensburg Urkunden. Vgl. Beilage 5.

[89] Königswiesen im polit. Bezirk Freistadt, Ger. Bez. Unterweißenbach (Oberösterreich) oder Königswiesen im politischen Bez. Vöcklabruck, Ger. Bez. Frankenmarkt (Oberösterreich).

[90] Ortsgemeinde Michelhausen. Filiale von Michelhausen.

[91] Polit. Bez. Tulln, Ger. Bez. Tulln. Pfarrei seit dem 12. Jahrhundert (Patronat Bistum Regensburg). Vgl. Histor. Atlas der österreichischen Alpenländer, hrsg. v. d. Akad. d. Wiss. in Wien. II. Abteilung: Kirchen- und Grafschaftskarte. Pfarrei- und Diözesankarte von Österreich (Wien 1951).

[92] „domina Chunigundis, soror sepefati domini mei domini Nycolai ecclesie Ratisponensis episcopi, in Ibsa".

[93] HStA. München, Hochstift Regensburg Lit. 12, angelegt 1334. Mit einer geringfügigen Abweichung findet sich die genau gleiche Erwähnung in einer Abschrift dieses Urbars vom Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts (Kunigunde war damals sicher nicht mehr am Leben.) in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien, Cod. 13 566.

[94] Lit. 12 fol. 11'; Cod. 13 566 fol. 7.

[95] Cod. 13 566: weingarten.

[96] Lit. 12 fol. 24; Cod. 13 566 fol. 16'.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0240-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Ob sie mit der fol. 57/I genannten
„Chvnigvnd relicta Vlrici de Lind“[97]
identisch ist, muß dahingestellt bleiben.

Nachdem nun aber, um noch einmal zusammenzufassen, die Namen „Nicolaus de Austria“ für die Jahre 1310 und 1311 und „Nicolaus de Ipsse“ für 1342 belegt sind und die Schwester des Bischofs 1334 als „domina Chunigundis in Ibsa“ bezeichnet wird, kann kein Zweifel mehr über Nikolaus' Herkunft aus Ybbs in Niederösterreich bestehen, zumal sämtliche Belege aus einwandfreien Quellen herrühren[98].

Damit erhebt sich aber die Frage nach dem Namen und dem sozialen Stand der Familie, der Nikolaus entstammte. Die Quellen sagen hierüber nichts aus. In der Wahlanzeige des Regensburger Domkapitels von 1313 März 20[99], die den Erwählten Nikolaus dem Erzbischof von Salzburg mit der Bitte um Bestätigung und Konsekration vorstellt, wird er überhaupt nur beim *Vornamen* genannt und als Magister Nikolaus, Protonotar des böhmischen Königs und Domherr zu Regensburg bezeichnet; lediglich seine eheliche Geburt wird festgestellt. Auch die Namen seiner Eltern sind nirgends erwähnt. Bekannt ist nur der Name einer Schwester Kunigunde[100].

Allein dieser Mangel an Nachrichten über die Familie macht die nichtadelige Herkunft von Bischof Nikolaus wahrscheinlich, denn über die persönlichen Verhältnisse seiner Vorgänger und Nachfolger sind wir recht gut unterrichtet. Sie gehörten allerdings Adelsfamilien vorwiegend des bayerischen Raumes an[101]. Die meisten von ihnen hatten im Regensburger oder in benachbarten Domkapiteln Verwandte, denen sie auch andere einträgliche Pfründen besorgten. Häufig standen ihre Väter und Brüder mit ihren Burgen im Dienste des Bischofs, waren Pfleger hochstiftischer Besitzungen oder hatten hochstiftische Burgen zu Lehen.

Nichts von alledem bei Nikolaus! Daß man in Regensburg über seine Familie nichts oder nur wenig wußte, muß seinen Grund darin gehabt haben, daß sie nicht zum Adel zählte. Dem entsprach, daß für seine Familie wenig Interesse bestand, was sich nach Nikolaus' Tod dahingehend auswirkte, daß sogar der Ort seiner Herkunft verhältnismäßig rasch in Vergessenheit geriet[102].

[97] Lit. 12. Auf fol. 59'/I nochmals „relicta Vlrici“.

[98] Es erscheint deshalb angezeigt, Nikolaus künftig „von Ybbs“ zu nennen. Die alte Namensform „Ipsse“ beizubehalten wäre in diesem Fall nicht gerechtfertigt, da sie nur einmal (1342) original belegt ist.

[99] Franz Martin, Die Regesten der Erzbischöfe und des Domkapitels von Salzburg 1247—1343. II. Band: 1290—1315 (1931), 129 Nr. 1155.

[100] Siehe oben S. 234 f.

[101] Nur Leo Thundorfer (1262—1277) stammte aus einer Regensburger Patrizierfamilie.

[102] Bereits Andreas von Regensburg erwähnt ihn in seinem Chronicon episcoporum Ratisponensium (Oefele I 37 ff.) nicht mehr. Vgl. auch QE NF I 76 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0241-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Die Beinamen „de Ipsse“ und „de Austria“ sind überdies reine Herkunftsnamen, was neben anderem auf bürgerliche Abstammung hindeutet. Daß Nikolaus Ministeriale[103] oder etwa Edelknecht war, ist ebenfalls wenig wahrscheinlich. Alle aufgeführten und noch aufzuführenden Merkmale bürgerlicher Herkunft sprechen dagegen.

Aus adeliger Familie kann demnach Nikolaus, der überdies auch kein Wappen geführt zu haben scheint[104], nicht gewesen sein[105].

Wenn Nikolaus also Bürgerlicher war, aus welchen Verhältnissen stammte er dann? Kam er als Sohn eines Handwerkers aus einer kleinbürgerlichen Familie? Oder war er etwa der Enkel jenes Notars Berthold von Ybbs, der mit seinen beiden Söhnen Wernher und Berthold für das Jahr 1253 urkundlich belegt ist[106]? (Einer dieser Söhne könnte der Vater von Nikolaus und ebenfalls Notar gewesen sein, was Nikolaus zur Aufnahme in die Kanzlei König Rudolfs oder König Albrechts als Notar geeignet erscheinen lassen konnte). Wiewohl nur vermutungsweise geäußert, könnte doch das eine wie das andere zutreffen.

Wahrscheinlicher aber ist, daß Nikolaus einer alteingesessenen Familie angehörte und der Sohn eines Ybbser Patriziers war. Das Fehlen eines Wappens widerspricht dem nicht; wahrscheinlich hatte die Familie eine Hausmarke.

In dem wichtigen Donauumschlagplatz gab es eine Reihe sehr bedeutender bürgerlicher Geschlechter. Besondere Beachtung verdient die Familie des Bürgers Gottschalk, dessen Frau Adelheid 1305 das Spital gründete und dem Zisterzienserinnenkloster Ybbs schenkte[107]. Die Urkunde darüber war von Adelheid besiegelt, ist aber nur in Abschrift erhalten. Auffallend ist in diesem Zusammenhang, daß diese Familie als Mitstifter des Klosters gilt[108], dem auch Bischof Nikolaus 1329

[103] Über ihre staatsrechtliche Stellung in Österreich vgl. A. Dopsch in Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Band 39 (1923) S. 238 ff.

[104] Auf die beiden ihm irrtümlich zugeschriebenen Wappen wird noch näher eingegangen. Vgl. dazu unten S. 238 ff. und S. 241 ff. — Der Brief, den Nikolaus etwa 1312 — er war damals noch Notar Heinrichs VII. — an Bischof Johann von Straßburg richtete, ist im Original nicht erhalten (Die Abschrift aus der HS 410 der Wiener Hofbibliothek fol. 13 nr. 90 ist gedruckt bei Chmel, Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien, 2. Band (Wien 1841) S. 342 nr. 43). Daß er besiegelt war, ist anzunehmen, wenn es auch aus der Abschrift nicht hervorgeht. Das Siegel des Originals hätte über das Wappenbild oder darüber, ob Nikolaus ein Wappen im Siegel führte, Auskunft geben können.

[105] Das war auch der Grund, warum das Regensburger Domkapitel das ihm vor 1306/07 durch päpstliche Provision verliehene Kanonikat anfangs verweigerte. Vgl. dazu unten S. 252 f.

[106] Chmel II 146 nr. 3.

[107] M. Héyret, Das Kloster zum Heiligen Geist vor der Stadt Yps. = Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereins Wien XXII (1883) S. 39.

[108] Topographie von Niederösterreich. Hrsg. vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich. I. Band (Wien 1877) S. 382 Anm. 381.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0242-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

November 20 eine Stiftung machte[109], obwohl Ybbs nicht in seiner Diözese lag. Der Schwiegersohn Gottschalks, der Ybbser Bürger Weigmann[110], vermachte für seiner und seiner Gattin Jeut Todesfall 1316 dem Kloster Seitenstetten einen Weinberg zu einem Seelgerät „und unsern ohem hern Nyclaen zu eyner vurdrunge“[111]. Ein „Nycolaus de Ybsa“, ebenfalls Mönch von Seitenstetten, ist auch für das Jahr 1347 belegt[112] und in einem Klosterneuburger Anniversarium des 14. Jahrhunderts ist zum 14. Mai ein „Nikolaus de Ybs“, Chorherr dieses Stiftes, eingetragen[113]. Über die Familie der beiden letzteren ist nichts bekannt, aber die Vermutung liegt nahe, daß sie der Verwandtschaft von Gottschalk und Weigmann, in der der Name Nikolaus heimisch war, angehörten. Und man ist geneigt, dasselbe auch von Bischof Nikolaus anzunehmen[114].

Daß Nikolaus trotz seiner bürgerlichen Herkunft Bischof wurde, — und zwar nach Wahl durch das Kapitel — war für diese Zeit außerordentlich ungewöhnlich[115]. Es kann aber wohl als Beweis für seine persönliche Tüchtigkeit angesehen werden, durch die der Regensburger Domherr sich bereits während seiner langjährigen Tätigkeit in der deutschen und in der böhmischen Kanzlei ausgezeichnet haben muß.

[109] Héyret S. 41. — Or. im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien. Es ist die einzige Bischofsurkunde für das Frauenkloster Ybbs. — Héyrets Behauptung, Nikolaus habe dem Kloster „5 Schilling Geldes Wiener Münze jährlicher Gült von seiner Talggrube zu Altenpechlarn *testamentarisch* vermacht“, trifft keineswegs zu. Die Wendung „dl weil wir leben und niht lenger“ drückt doch jedenfalls etwas ganz anderes aus. Auch sonst deutet im Text der Urkunde nichts darauf hin, daß Nikolaus die erwähnte Gilt „testamentarisch vermacht“ habe. (Herr Dr. Heinrich Koller vom Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien hatte die Freundlichkeit, mir eine Photographie des Originals zu besorgen).

[110] Héyret S. 40 Anm. 4.

[111] Isidor Raab, Urkundenbuch des Benediktiner-Stiftes Seitenstetten. = Fontes rerum Austriacarum (Österreichische Geschichtsquellen) II 33 (1870) S. 161 Nr. 149. Auch in einer weiteren Urkunde für Seitenstetten vom Jahr 1318 nannte er ihn „unsern ochaym hern Nyclan“ (Raab S. 163 Nr. 151).

[112] Raab S. 223 f. Nr. 205 und 206.

[113] MG Necr. V 88.

[114] Die meisten Belege für diesen Absatz verdanke ich Herrn Prof. K. Lechner, Direktor des niederösterreichischen Landesarchivs in Wien. In fast allen Punkten habe ich mich den von ihm vertretenen Ansichten angeschlossen und sie stellenweise auch wörtlich übernommen.

[115] So waren im 14. Jahrhundert von den 134 Bischöfen der 14 Diözesen der Mainzer Kirchenprovinz nur 13 bürgerlicher Herkunft, also knapp der zehnte Teil. Noch ungünstiger ist das Verhältnis in den anderen Jahrhunderten: Vom 9.—12. Jahrhundert erscheint überhaupt kein Bürgerlicher als Bischof, im 13. Jahrhundert gab es unter 106 Bischöfen nur 1 Bürgerlichen, im 15. unter 86 nur 3. Vgl. die Schlußtabelle bei Johann Simon, Stand und Herkunft der Bischöfe der Mainzer Kirchenprovinz im Mittelalter (Weimar 1908) S. 102.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0243-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

II. Wappen und Stifterbildnis

1) Wappen

Aus der Zeit von Nikolaus ist kein Wappen überliefert, vermutlich deshalb, weil er ein solches wegen seiner bürgerlichen Herkunft nicht führte, wie bereits festgestellt wurde[1].

Und doch sagt Schuegraf[2], im Chorfenster hinter dem Hochaltar des Regensburger Domes sei „dessen Porträt, Name und Wappen (ein gekrönter schwarzer Adler in goldenem Feld) zu sehen". Die gleiche Behauptung findet sich bei Niedermeyer[3], bei Janner[4], in den „Kunstdenkmälern"[5], bei Buchberger[6] und bei Dachs[7].

Ein weiteres Wappen erwähnt Janner[8]:

„Das Wappenbuch des Regensburger Domdechanten Adam Frh. von Bernklau, 1771—1779, MS. des Ord. Arch., gibt entgegen obiger Angabe, S. 139, dem Bischof Nikolaus als Wappen einen gespaltenen Schild, die rechte Seite schwarz, die linke sechsmal geteilt von Schwarz und Silber."

Eine Anfrage an das bischöfliche Ordinariatsarchiv in Regensburg ergab[9], daß dort insgesamt drei Wappenbücher der Regensburger Bischöfe und Domherren liegen. Die Einträge über Bischof Nikolaus, der in allen dreien aufgeführt wird, lauten:

1) Wappenbuch des Johann Paul von Leoprechting von 1650:
„Nicolaus, Ioannis Bohemiae regis cancellarius, episcopus 1313"[10]
2) Wappenbuch des Joh. Paul von Leoprechting von 1667:
„Nicolaus" und von anderer Hand „Königs Ludwigen Kanzler 1313—1340"[11].
3) Wappenbuch des Adam L. B. de Bernclau von 1776:
„Nicolaus de Stachowitz, Bohemus genere, regis Romanae et Bohemiae cancellarius, constitutus in episcopum anno 1313"[12].

[1] Siehe oben S. 236.
[2] Schuegraf, VO XI (1847) S. 105 f.
[3] Andreas Niedermeyer, Künstler und Kunstwerke der Stadt Regensburg (1857) S. 88.
[4] Janner III 139.
[5] Die Kunstdenkmäler von Bayern, Regierungsbezirk Oberpfalz. Band XXII Stadt Regensburg, Teil I. Bearb. von Felix Mader (München 1933) S. 86.
[6] Michael Buchberger, Geschichte der Diözese Regensburg. = Zwölfhundert Jahre Bistum Regensburg. Festschrift zur Zwölfhundertjahrfeier. Hrsg. v. Bischof Dr. M. Buchberger (Regensburg 1939) S. 40.
[7] Dachs, VO 93 (1952) S. 322.
[8] Janner III 208 Anm. 4.
[9] Diese Auskunft verdanke ich dem Entgegenkommen des Bischöflichen Archivars, Monsignore Dr. Lehner.
[10] Ordinariatsarchiv III 100 a. pag. 12.
[11] Ordinariatsarchiv III 100 b. fol. 3 b.
[12] Ordinariatsarchiv III 100 c. pag. 39.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0244-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Das Wappen des Bischofs ist bei allen gleich, nämlich wie von Janner beschrieben: Gespalten, rechts Schwarz, links sechsmal geteilt von Schwarz und Silber.

Man kann als sicher annehmen, daß Bernclau es aus den beiden Wappenbüchern des Joh. Paul von Leoprechting übernommen hat. Aber welche Vorlage hatte dieser? Ein Wappen von Bischof Nikolaus ist ja sonst nirgends überliefert.

Wohl aber findet sich fast das gleiche Wappen bei Siebmacher[13] als das der „Stacho von Purckhglas". Es ist dort nur fünfmal geteilt von Silber und Schwarz.

Ebenfalls in den Farben Silber und Schwarz, jedoch siebenmal geteilt, ist das Wappen beim Namen „Stacho de Purckglas" in Rietstaps Wappenbuch[14].

Daß Siebmacher und Rietstap trotz der Abweichung dieselbe Familie Stacho (Stacho ist nicht Vorname sondern Familienname) meinen, ist ganz offensichtlich. Siebmacher führt sie unter dem böhmischen Adel auf, Rietstaps Angabe[15] neben dem Namen und der Wappenbeschreibung beschränkt sich auf „Bohème". Kenfenheuer[16] hält die Familie für bürgerlich und verweist auf Rietstap.

Ernst Schwarz[17] löst Purckglas auf als Bürgles oder Pürgles[18], verschwunden um Eger, oder als Perglas[19]. Letzteres kommt jedoch nicht in Betracht, da das Wappen derer von Perglas ein dreifach quergeteilter Schild in Rot, Schwarz und Silber war[20].

Ist nun das dem Bischof Nikolaus zugeschriebene Wappen das der Stacho von Purckglas? Johann Paul von Leoprechting müßte diese Frage mit Ja beantworten, denn er allein könnte Auskunft darüber geben, auf welche Weise er Nikolaus nachträglich zu diesem Wappen verhalf.

Da ihm für seine Sammlung Nikolaus' Wappen fehlte, begab er sich auf die Suche und stieß dabei auf das Wappen der Stacho von Rurckglas in einem älteren Wappenbuch[21]. Mit dieser Familie hatte Niko-

[13] Johann Siebmachers großes Wappenbuch, 5. Teil (1772) Tafel 76. Es ist auch in einer älteren Auflage von 1667 enthalten.

[14] J. B. Rietstap, Planches de l'armorial général, V (1921) Pl. 337.

[15] J. B. Rietstap, Armorial général, Tome II (1934) 816 f.

[16] Joh. Jos. Kenfenheuer, Alphabetisches Namenregister bürgerlicher deutscher Wappenvorkommen (1937).

[17] Ernst Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. München/Berlin 1931. S. 171.

[18] Auch die Form Pörglens kommt vor. Emler II 951 nr. 2188. — Das Kloster Waldsassen hatte dort einen Hof (RB V 158).

[19] Bezirk Falkenau a. d. Eger (etwa 20 km nordöstlich von Eger).

[20] Eduard Heydenreich, Familiengeschichtliche Quellenkunde, Leipzig 1909, S. 70.

[21] Er kann z. B. die ältesten Auflagen des „Siebmacher" von 1609, 1612 und 1655 benutzt haben (mir war keines der äußerst seltenen Exemplare zugänglich), ebenso aber eines der anderen zahlreichen Wappenbücher des 16. und 17. Jahrhunderts.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0245-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

laus zwar nur die ersten beiden Silben seines — noch dazu unrichtigen, aber von Johann Paul von Leoprechting für echt gehaltenen — Beinamens „von *Stacho*witz" gemeinsam, aber das genügte bereits, um das Wappen für Nikolaus zu übernehmen.

Für das 17. Jahrhundert ist dieser Fall keineswegs ungewöhnlich. Die Methode der nachträglichen Wappen-„Verleihung" auf Grund von Namensähnlichkeit war im Gegenteil durchaus üblich. Ein Parallelfall zu dem des Nikolaus ist der des Bischofs Johann von Straßburg (1306—1328[22], der wegen seiner unedlen Herkunft[23] kein Wappen besaß. Nichtsdestoweniger gab ihm im 17. Jahrhundert J. J. Fugger in seinem „Spiegel . . . zu Ehren des Erzhauses Österreich" (Nürnberg 1668) S. 278 ein völlig unbekanntes Wappen[24].

Johann Paul von Leoprechting mag, als er Nikolaus „von *Stacho*witz" das genannte Wappen zuschrieb, in gutem Glauben gehandelt haben, daß dieser, den er als früheren Kanzler König Johanns von *Böhmen* bezeichnete und dessen Herkunft aus *Mähren* er infolge des Beinamens „von Stachowitz" annehmen mußte, mit der *böhmischen* Familie der *Stacho* von Purckglas verwandt gewesen sei. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß Nikolaus mit diesem Wappen ebensowenig zu tun hat wie mit der Familie der Stacho von Purckglas.

Nun zum anderen Wappen, dem „gekrönten schwarzen Adler in goldenem Feld" im Fenster des Regensburger Doms. Die Vermutung, daß sich in diesem von Nikolaus gestifteten Fenster neben dem *Bildnis* des Stifters auch dessen *Wappen* befindet, liegt nahe und veranlaßte Schuegraf zu dem Schluß, es müsse von den drei dargestellten Wappen das mit dem Adler sein[25]. Diesem Urteil schloß sich auch die übrige Forschung an[26].

Eine Untersuchung des Originals[27] jedoch ergab, daß es sich einwandfrei um das Reichswappen handelt. Lediglich Elsen kam zu diesem gleichen Ergebnis[28].

[22] Daß Nikolaus mit ihm in Verbindung stand, beweist sein Brief an Johann von etwa 1312. Chmel II 342 nr. 43.

[23] Er war der uneheliche Sohn eines Priesters und einer Ledigen. Vgl. Heidingsfelder Nr. 1322.

[24] Vgl. Heidingsfelder S. 406 f., der sich mit Johann ausführlich befaßt, da dieser 1305—1306 Bischof von Eichstätt war.

[25] Man muß Schuegraf zugute halten, daß er von Hause aus nicht Historiker sondern aktiver Offizier war. Er hat sich — von einzelnen Ungenauigkeiten abgesehen — nichtsdestoweniger erhebliche Verdienste um die Erforschung der Regensburger Stadt- und Kirchengeschichte erworben.

[26] Vgl. oben S. 238.

[27] Die Kunstdenkmäler bringen keine Abbildung. — Die Untersuchung der Fenster aus allernächster Nähe wurde mir durch das Entgegenkommen des bischöflichen Ordinariats ermöglicht.

[28] Al. Elsen, Die Bildfenster (1940) S. 14. Dafür sind ihm einige umso schwerwiegendere Irrtümer unterlaufen, von denen unten noch zu sprechen sein wird.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0246-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Da Schuegraf vorher Nikolaus als *„Edlen* von Stachowitz" bezeichnet hatte[29], kam ihm der Gedanke gar nicht, Nikolaus könnte kein Wappen geführt haben. Und da er es in der Scheibe mit dem Stifterbildnis und dem Namen des Bischofs nicht fand — dort hätte man es noch am ehesten vermuten können —, schrieb er Nikolaus das Reichswappen zu, das er als solches nicht erkannte. Hätte Schuegraf sich damit begnügt, die einzelnen Wappen unvoreingenommen aufzulösen, anstatt nach einem bestimmten zu *suchen,* wäre ihm dieser Irrtum nicht unterlaufen.

Daß das — übrigens gut zu erkennende — Wappen den Reichsadler darstellt, ergibt sich auch aus der früheren Anordnung der untersten Scheiben[30].

Zum Verständnis dessen sei das Fenster kurz beschrieben.

2) Das Stifterbildnis im Domfenster

Das untere Mittelfenster hinter dem Hochaltar des Regensburger Domes ist um das Jahr 1325 als Stiftung des Bischofs Nikolaus entstanden[31] und besteht aus vier Horizontalfeldern mit je vier Paßmedaillons[32].

Die Darstellungen in der oberen Hälfte des Fensters[33] bedürfen einer Erklärung nicht. Eine Beziehung zum Stifter besteht nur bei St. Nikolaus, seinem Namenspatron, und bei St. Peter, dem Patron der Kathedrale, wie aus der Beschreibung des Stifterbildnisses ersichtlich werden wird.

Die vier Eichstätter Diözesanheiligen[34] der dritten Zone und das Reichswappen und das böhmische Wappen in der untersten Zone sind Reminiszenzen an Eichstätt, wo Nikolaus vor seiner Wahl zum Bischof Domherr und Thesaurar war, und an die Zeit seiner Tätigkeit in der Reichskanzlei als Notar und in der böhmischen Kanzlei als Protonotar.

Die ursprünlichen Reihenfolge der untersten Zone lautete[35]: Böh-

[29] Schuegraf, VO XI 99.

[30] Auch in der heutigen Fassung ist die Reihenfolge — städtisches, bayerisches und Reichswappen — durchaus folgerichtig.

[31] Der Bau des Langhauses des neuen Doms war 1325 so weit gediehen, daß Verhandlungen mit dem Stift St. Johann wegen des Abbruchs mehrerer Häuser, die in der Baulinie standen, notwendig wurden. 1325 Juli 8 kam es deswegen zu einer Einigung zwischen dem Domkapitel und dem Kapitel von St. Johann (Ried II 804 nr. 833; vgl. Schuegraf, VO XI 101).

Der Ostteil des Doms mit dem Chor war damals vollendet oder der Vollendung nahe (Kunstdenkmäler S. 44 f. und 86). Geschaffen wurde das Fenster vielleicht von dem für das Jahr 1333 belegten Regensburger Glasmaler Otto Greslin (Vgl. Schuegraf, VO XI 218 f.).

[32] Abbildung bei Elsen, Tafel 14/15.

[33] I. die Weihnachtsgeschichte; II. die Hll. Martin, Paulus, Petrus, Nikolaus.

[34] die Hll. Walpurgis, Willibald, Wunibald, Sola.

[35] von links nach rechts, vom Beschauer aus gesehen. — Vgl. Elsen S. 14.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0247-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

misches Wappen, Reichsadler, Hochstiftswappen, Stifterbildnis. Bei der Restaurierung von 1839/40 wurden zwei beschädigte Scheiben entfernt; gleichzeitig erfolgte eine Umgruppierung, sodaß die heutige Anordnung folgende ist: Stifterbildnis, Wappen der Stadt Regensburg, Bayerisches Wappen, Reichsadler.

Das Stifterbildnis[36] stellt einen knieenden Bischof dar, als solcher gekennzeichnet durch die Mitra mit der über den Rücken herabhängenden Infula, dessen Blick und Gebärde auf den Patron St. Petrus gerichtet sind[37]. Die Gestalt wird eingerahmt durch Schriftbänder mit den Inschriften:

O · PETRE · PETRA · DEI · TV · MIS'ERE · MEI
(mit Bezug auf den Patron in der zweiten Zone) und
NICOLAVS · E

Ein Kürzungszeichen bei E(piscopus) fehlt. Die Wiedergabe in den Kunstdenkmälern S. 86 mit ĒPS entspricht nicht dem Original[38].

Da es, was die Echtheit des Stifterbildnisses betrifft, einige Unklarheiten zu beseitigen gilt, soll auf diese Frage hier näher eingegangen werden.

Elsen[39] erklärt das Bild zwar ebenso wie die Kunstdenkmäler[40] für alt und echt, beide gehen aber mit keinem Wort auf die Behauptung Schuegrafs ein, die knieende Gestalt des Bischofs sei bei der Restauration ganz aus dem Mittelfenster verschwunden und durch eine andere ersetzt worden[41]. Eine nochmalige Untersuchung der Echtheit — nicht der Porträtähnlichkeit — des Bildes erscheint deshalb angezeigt.

Schuegraf[42] schreibt im Jahre 1847, das Mittelfenster sei bis 1840 unbeschädigt gewesen, habe aber bei Ausbesserungen „in allerneuester Zeit" empfindlichen Schaden gelitten. In der vierten, der untersten Zone, deren Ordnung er schon früher aufgezeichnet habe, herrsche nun „ein Chaos von Gläsern". Bild und Wappen (!) des Bischofs Nikolaus und die Inschrift ‚O Petre petra dei, tu miserere mei. Nicolaus episcopus' seien „wie Kraut und Rüben unter und über geworfen" worden. Die Stelle, an der sich das Bildnis des Bischofs Nikolaus im vollen Ornat mit der erwähnten Inschrift befunden habe, werde jetzt von dem Adlerwappen (er bezeichnet es als das des Nikolaus) ein-

[36] Abbildung in den Kunstdenkmälern, Tafel V. und bei Buchberger S. 40.
[37] oder vielmehr — vor der Restaurierung gerichtet waren.
[38] wovon ich mich durch Augenschein überzeugen konnte. Auch Schuegraf, VO XI 215 hat ĒPS. Wahrscheinlich sind die Buchstaben PS bei einer Restaurierung verschwunden. Der er-Kürzung bei MISERERE steht im Or. (in etwas anderer Form) über dem S.
[39] Elsen S. 14.
[40] Kunstdenkmäler S. 86.
[41] Auch nach Niedermeyer S. 88, Buchberger S. 40 und Dachs, VO 93 (1952) S. 322 ist mit diesem Bild Bischof Nikolaus dargestellt.
[42] Schuegraf, VO XI 214 ff.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0248-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

genommen. Einen der „beiden knieenden Wohltäter" aus dem Unterfenster der Nordschräge (also wohl den Mitstifter dieses Fensters), einen Geistlichen oder Laien „mit roter Kappe", habe der Restaurator — er nennt ihn einen „Stümper" — in die (heraldisch) rechte untere Ecke des unteren Mittelfensters gesetzt (also an die Stelle, an der sich heute das Stifterbildnis des Bischofs Nikolaus befindet) und habe ihm, dem vorher Umschrift und Wappen gefehlt hätten, die Inschrift aus der Stifterscheibe des Mittelfensters gegeben, diese jedoch auseinandergeschnitten und falsch eingesetzt, sodaß sie jetzt laute:

TRA · DEI · TV · MISERERE · MEI · O · PETRE · PE

Es empfiehlt sich zwar, Schuegrafs Behauptungen stets mit Vorsicht aufzunehmen — schon Janner erwähnt seine oft ungenaue Art zu arbeiten[43] —, doch in diesem Falle muß man ihm wohl Glauben schenken. Hat er doch selbst die Fenster vor der Restaurierung gesehen und die Ordnung der Scheiben aufgezeichnet.

Die ursprüngliche Reihenfolge der einzelnen Worte der beanstandeten Inschrift ist heute zwar wiederhergestellt, doch findet sich bei PETRA zwischen der ersten und der zweiten Silbe, also genau an der Stelle, an der sie nach Schuegraf zerschnitten war, ein deutlich erkennbarer Abstand.

Auch Niedermeyer[44] schreibt zehn Jahre nach Schuegraf, die Restaurierung habe bei Nikolaus' Porträt und Wappen (gemeint ist das Reichswappen) „Zusammengehöriges in Bild und Schrift mehrfach getrennt".

Und nachdem Schuegraf ausdrücklich sagt, Nikolaus sei „im vollen Ornate", also wohl auch mit der *Mitra* dargestellt gewesen, der fälschlich an seine Stelle Gesetzte trage jedoch nur eine rote *Kappe*, ist ein Irrtum von seiten Schuegrafs ausgeschlossen, zumal er das Unterfenster der Nordschräge als früheren Standort des Knieenden mit der roten Kappe angeben kann, der ihm demnach schon vorher bekannt gewesen sein muß.

Damit steht als sicher fest, daß bei der verunglückten Restaurierung von 1839/40 an der Scheibe mit dem Stifterbildnis tatsächlich einschneidende Veränderungen vorgenommen wurden, wobei nicht nur die Teile der bei dieser Gelegenheit zerschnittenen Inschrift falsch aneinandergefügt wurden, sondern auch an Stelle der Figur des Bischofs Nikolaus fälschlich eine andere eingesetzt wurde. Im anderen Falle hätte Schuegraf sich damit begnügen können, den vorgenommenen Platzwechsel der Scheibe von der (heraldisch) linken unteren Ecke in die rechte zu rügen[45].

[43] Janner III 281.
[44] Niedermeyer S. 88.
[45] Die Scheibe selbst blieb also im Mittelfenster, nur ihr Standort wurde

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0249-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Als Mitstifter des Unterfensters der Nordschräge befand sich der „Mann mit der roten Kappe" ursprünglich jedenfalls in einem der unteren Eckfelder. Dort fehlt er heute in der Tat. Die beiden Eckscheiben mit den „knieenden Wohltätern" sind durch andere ersetzt, die in keiner Weise zum übrigen Fenster passen[46].

Die heute in der Stifterscheibe des Mittelfensters befindliche Gestalt als „Laien oder Geistlichen mit roter Kappe" zu bezeichnen, ist aber wegen der infulierten Mitra, die diese trägt, nicht möglich. Sie ist zwar ebenfalls rot, kennzeichnet den Knieenden aber eindeutig als Bischof.

Zu erklären ist dies nicht etwa durch eine bei Schuegraf vielleicht irrtümliche Beschreibung der Mitra als „Kappe" sondern nur durch eine erneute Restaurierung *innerhalb* der Stifterscheibe, bei der die falsch aneinandergesetzten Teile der Inschrift wieder richtig zusammengefügt wurden und das echte Bildnis des Bischofs Nikolaus wieder an seinen alten Platz in die — allerdings inzwischen (1839/40) in die äußerste rechte Ecke gerückte — Stifterscheibe kam. Daß diese Scheibe, innerhalb der so mannigfache Veränderungen vorgenommen wurden, sich von jeher in der untersten Zone des unteren Mittelfensters befand[47], beweisen ihre Einfassung und ihre ganze Ornamentik, die die gleiche sind wie die der anderen Scheiben dieses Fensters[48] und ganz anders als etwa die der Fenster der Nord- und der Südschräge.

Der „knieende Wohltäter mit der roten Kappe" befindet sich — wie eine Untersuchung aller Chorfenster ergab — heute im untersten linken Feld des Unterfensters der Südschräge[49]. Selbst wenn die Inschrift

[. . .]RVS · CANN' · RATAS[. . .]

ursprünglich nicht dazugehörte (nach Schuegraf S. 216 hatte die Gestalt weder Umschrift noch Wappen), wird man die Kopfbedeckung wohl besser als Barett bezeichnen.

Die Hauptfigur der Scheibe stellt den Hl. Servatius dar. Die neben ihm knieende Gestalt mit dem roten Barett wurde erst später eingesetzt und stammt aus dem Fenster der Nordschräge, von wo aus sie an Stelle von Bischof Nikolaus in die Stifterscheibe des Mittelfensters kam, bevor sie in das Unterfenster der Südschräge gelangte, wahrscheinlich wiederum an Stelle eines anderen, beschädigten Stifterbildnisses, dessen teilweise erhaltene Inschrift nicht entfernt wurde[50].

verändert. Nikolaus' Bildnis aber wurde *aus* der Scheibe und dem Fenster herausgenommen.

[46] Kunstdenkmäler S. 86.

[47] Sie hat unten einen ausgeprägten Rand.

[48] Die beiden neueren Wappen (Regensburg und Bayern) dagegen heben sich auch in dieser Beziehung deutlich als Imitationen vom übrigen Fenster ab.

[49] Wie in den anderen Fällen konnte ich die Scheibe aus unmittelbarer Nähe betrachten.

[50] Die Scheibe selbst stammt jedenfalls nicht aus dem Fenster der Nord-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0250-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Man kann also — zusammenfassend — die Gestalt des knieenden Bischofs, die sich heute in der Stifterscheibe des Mittelfensters befindet, getrost als das echte, ursprüngliche Bildnis des Bischofs Nikolaus bezeichnen.

Wie bereits angekündigt, soll nun zum Schluß noch auf eine Reihe von Behauptungen Elsens eingegangen werden, die dieser bei der Besprechung des Mittelfensters aufgestellt hat[51]. Von den zahlreichen Irrtümern, die sich dort auf einer einzigen Seite finden, dürfen wenigstens diejenigen, die sich auf Bischof Nikolaus beziehen, nicht unwidersprochen bleiben.

Im einzelnen schreibt Elsen[52]:

1) *Die vier Eichstätter Bistumspatrone in der dritten Zone lassen darauf schließen, wie sehr das Regensburger Hochstift auf den Zusammenhang mit der schon im frühen Mittelalter von ihr abgezweigten Nachbardiözese sah.*
2) *Gleichfalls neu festigte Nikolaus die für Regensburg wichtige Verbindung nach Böhmen, was er durch die Hereinnahme des böhmischen Wappens in das Fenster dokumentierte. Das Bistum Prag war ja ebenfalls durch Abtrennung aus dem Regensburger hervorgegangenen, aber in ständiger Fühlung mit der Mutterdiözese geblieben.*
3) *Das „Fenster der Bistumspfarrei" galt der kirchlichen Repräsentation. Bischof Nikolaus wollte mit ihm uralte Vorrechte seines Bistums neu bekräftigen.*
4) *Das Reichswappen deutet auf die Beziehung des Hochstifts zu Ludwig dem Bayern hin, der 1325 sich eben anschickte, in Rom die Kaiserkrone zu empfangen.*
5) *Nikolaus holte seinen Nachfolger aus dem Eichstätter Domkapitel.*
6) *Bischof Nikolaus betrieb die Wiederherstellung der hochstiftlichen Macht eifrig. Bekanntlich hat er sie selbst gegenüber dem Reichskloster St. Emmeram durchgesetzt.*

Zu 1, 2 und 3:

Daß die Hereinnahme der Eichstätter Bistumspatrone und des böhmischen Wappens in das Fenster durch Bischof Nikolaus lediglich als Reminiszenzen an seine Zeit als Thesaurar und Domherr der Eichstätter Kirche und als Protonotar in der Kanzlei König Johanns von Böhmen zu verstehen sind, wurde bereits angedeutet[53].

Elsen jedoch sieht darin ein *Programm:* Nikolaus habe „uralte Vorrechte seines Bistums neu bekräftigen" wollen[54] und deshalb auf den Zusammenhang des Regensburger „Hochstifts"[55] mit dem Bistum Eich-

schräge, denn ihre Ornamentik stimmt genau zu der des übrigen Unterfensters der Südschräge.

[51] Elsen S. 14.
[52] z. T. wörtlich, z. T. nur dem Sinn nach.
[53] Siehe oben S. 241
[54] Nur auf die ersten beiden Punkte kann sich diese Behauptung beziehen.
[55] Gemeint ist wohl das Bistum.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0251-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

stätt gesehen und die Verbindung nach Böhmen „gleichfalls neu gefestigt".

Nennenswerte Verbindungen bestanden jedoch weder zu Prag noch zu Eichstätt. Aber selbst *wenn* Nikolaus sie bewußt gepflegt hätte, wäre das noch keine Erklärung für den Ausdruck „uralte Vorrechte". Meint Elsen damit, Regensburg habe eine Art Oberaufsicht über die Nachbarbistümer besessen oder beansprucht oder gar deren Wiederangliederung erstrebt?

Elsen unterläßt eine Begründung, sodaß offen bleiben muß, was er unter „uralten Vorrechten" versteht.

Zu 4:

Mit dem Reichswappen erinnerte Nikolaus sich an seine mehrjährige Tätigkeit als Notar der Reichskanzlei. Die Aufnahme des Wappens in das Fenster als Huldigung an einen bestimmten Herrscher hätte der Auffassung des Mittelalters widersprochen.

Unter „Beziehung des Hochstifts zu Ludwig dem Bayern" versteht Elsen jedenfalls das Verhältnis des *Bischofs* zum König. Nikolaus war tatsächlich durch viele Jahre hindurch ein treuer Parteigänger Ludwigs des Baiern in dessen Kampf gegen Papst Johann XXII. Wenn Elsen aber darauf anspielt, so hätte er, nachdem er 1325 als Entstehungsjahr des Fensters angibt, auch erwähnen müssen, daß Nikolaus sich in eben diesem Jahr in einem Schreiben an den Papst von Ludwig lossagte und schwur, er habe seit dessen Bannung keine Gemeinschaft mehr mit ihm gehabt[56].

Daß Nikolaus das Reichswappen, das er zur gleichen Zeit in das Fenster des Domes setzen ließ, auf Ludwig den Baiern bezogen wissen wollte, ist deshalb mehr als unwahrscheinlich. Dieser Schritt wäre einem erneuten Treuegelöbnis an den König gleichgekommen.

Zu 5:

Bekanntlich wurden nach Nikolaus' Tod drei Kandidaten gewählt, von denen einer unmittelbar nach der Wahl resignierte. Zwischen Burggraf Friedrich von Nürnberg und Heinrich von Stein kam es zu harten Kämpfen, in deren Verlauf Heinrich erst nach fünf Jahren unterlag. Friedrich war vor seiner Wahl Dompropst in Regensburg und gleichzeitig Domherr in Bamberg und Eichstätt. Heinrich war Domdekan von Eichstätt und Domherr in Regensburg. Jeder von beiden könnte also der „Nachfolger aus dem Eichstätter Domkapitel" sein, dessen Namen Elsen nicht angibt.

Vollends gegenstandslos ist aber Elsen Behauptung, Nikolaus habe diesen aus Eichstätt „geholt". Wie man sich diese Regelung der Nachfolge durch den Bischof unter Umgehung des Domkapitels vorzustellen

[56] MG Const. VI 2 und 14. — Vgl. auch Janner III 185 und 199.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0252-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

hat, schreibt Elsen nicht. Er bleibt, wie auch in den anderen Fällen, den Beweis für seine Behauptung schuldig.

Daß es nach Nikolaus' Tod mehrere Jahre lang *zwei* Bischöfe von Regensburg gab, die beide vom Domkapitel *gewählt* worden waren, wäre aus Janner zu ersehen gewesen[57].

Zu 6:

Davon, daß Nikolaus die *bischöf*liche[58] Macht gegenüber dem Kloster St. Emmeram durchgesetzt habe, kann keine Rede sein. Genau das Gegenteil war nämlich der Fall: Der Bischof unterlag in dem von 1319—1326 dauernden Exemptionsprozeß, der damit endete, daß Papst Johann XXII. das Kloster von der bischöflichen Gerichtsbarkeit befreite[59].

Auch diese letzte Behauptung Elsens entbehrt also jeder Grundlage und wird selbst durch ein vorangestelltes „bekanntlich" nicht glaubwürdiger.

[57] Janner III 209 ff. — Vgl. auch unten S. 269 f.

[58] Elsen verwechselt auch hier die Begriffe „Hochstift" und „Bistum". Irgendein Zusammenhang zwischen dem reichsunmittelbaren Kloster St. Emmeram und dem *Hochstift* bestand nicht.

[59] Wegen der genauen Schilderung des Prozeßverlaufs vgl. Janner III 164—170 und die weitere dort angegebene Literatur.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0253-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

III. Geistliche Laufbahn vor der Wahl zum Bischof

1) Pfründen

Über die zahlreichen Pfründen, die Nikolaus vor seiner Wahl zum Bischof innehatte, sind wir durch eine Urkunde Papst Klemens' V. (1305—1314) unterrichtet. 1310 Oktober 1[1] gestattete er Nikolaus, mehrere namentlich aufgezählte Pfründen mit allen Erträgnissen gleichzeitig nebeneinander zu besitzen, wenn er drei Jahre lang den zwanzigsten Teil aus den Einkünften für einen frommen Zweck, wie zum Beispiel für eine Fahrt ins heilige Land, stifte[2].

Es handelt sich dabei um die Pfarrei Abstetten in Niederösterreich[3], um je eine Kanonikalpfründe an den Domkirchen Eichstätt und Regensburg und um die Kustodie am Dom zu Eichstätt. Der Erwerb der Pfründen geschah, wie sich aus dem Folgenden ergibt, in der genannten Reihenfolge, die der Papsturkunde entnommen ist.

Diese spricht weiter davon, daß Nikolaus bereits vor der Verleihung der Pfarrei Abstetten vier andere Pfründen hintereinander erlangt hatte, nämlich die Pfarrei Schöckl (Steiermark)[4], die Filiale Hofkirchen (Niederösterreich)[5], die Pfarrei St. Radegund-Hohenfeld (Kärnten)[6] und eine Kanonikalpfründe im Kollegiatstift St. Virgilienberg in Friesach (Kärnten)[7].

[1] Reg. Clem. 5702.

[2] Der Papst betont, daß das mit Rücksicht auf König Heinrich VII. geschehe, dessen Notar Nikolaus sei. — Nachdem er diese Pfründen noch im folgenden Jahr genossen hat, ohne daß der Papst Einspruch erhoben hätte (Reg. Clem. 6953), kann angenommen werden, daß Nikolaus die ihm auferlegte Abgabe geleistet hat. Bevor Klemens die erwähnte Dispens erteilte, hatte er übrigens mehrere Jahre lang stillschweigend geduldet, daß Nikolaus in den genannten Kirchen nicht persönlich residierte und noch ohne Priesterweihe war (Reg. Clem. 5702).

[3] Im pol. Bez. und Ger. Bez. Tulln. Abstetten war eine Urpfarrei des Bistums Passau (Histor. Atlas d. österr. Alpenländer. II. Abteilung: Kirchen- und Grafschaftskarte. Pfarr- und Diözesankarte von Österreich).

[4] Ortsgemeinde St. Radegunde bei Graz. 1295 als Pfarrei mit dem Patrozinium St. Radegunde belegt, im Bereich der Urpfarrei Weizberg, Bistum Seckau (Hist. Atl. d. öst. Alpenländer).

[5] Ortsgemeinde Sankt Valentin, Ger.Bez. Haag, polit. Bez. Amstetten. Filiale der Urpfarrei Sankt Valentin im Bistum Passau (Hist. Atl. d. öst. Alpenländer).

[6] Hohenfeld, Ortsgemeinde Straßburg, Ger.Bez. Gurk, polit. Bez. Sankt Veit a. d. Glan. 1043 als Pfarrei mit dem Patrozinium St. Radegunde belegt, im Bereich der Urpfarrei Lieding des Bistums Gurk. Etwa 10 km östlich von Gurk gelegen (Hist. Atl. d. öst. Alpenländer).

[7] „canonicatus et praebenda ecclesiae sancti Virgilii Salzburgensis dioecesis" löst Martin, Reg. Salzb. II Nr. 1120 so auf. Heidingsfelder S. 432 behauptet, es habe sich um ein Kanonikat am Dom zu Salzburg (St. Rupert und Virgil) gehandelt. Als Kanoniker von Salzburg oder von Friesach ist zwar Nikolaus sonst nirgends belegt, doch spricht sehr vieles für Martins und gegen Heidings-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0254-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Diese Pfründen hatte Nikolaus aber inzwischen aufgegeben, noch bevor er Abstetten erhielt[8]. Auch hier kann man annehmen, daß die genannte Reihenfolge der der zeitlich aufeinanderfolgenden Verleihungen entspricht.

felders Auflösung. — Das Domstift in Salzburg wäre sehr wahrscheinlich als „ecclesia sanctorum Rudberti et Virgilii" oder nur als „ecclesia sancti Rudberti" bezeichnet worden. Auch taucht Nikolaus in der sehr gründlichen Liste bei Wagner-Klein, Salzburgs Domherren von 1300—1514 (= Mitteilungen d. Ges. f. Salzburger Landeskunde 92, 1952) nicht auf. Ebensowenig wird er genannt in der auch die Zeit vor 1300 behandelnden Dissertation von Herbert Klein, Die Standesverhältnisse des Salzburger Domkapitels im Mittelalter (Bis 1400), Wien 1923, Diss. Maschinenschrift.

Die Salzburger Domherrenstellen waren ausschließlich adeligen Bewerbern vorbehalten. Wie streng dieser Grundsatz gehandhabt wurde, beweist die Tatsache, daß während des ganzen 13. und 14. Jahrhunderts nur zwei Bürgerliche in das Domkapitel gelangten. (Der Regensburger Karl Muschopf, der 1313 im Auftrag des Erzbischofs die Wahl Nikolaus' zum Bischof bestätigte, war einer von ihnen. Martin, Reg. Salzb. II Nr. 1116, 1118, 1120).

Noch mehr erschwert wurde der Eintritt in das Domkapitel durch die 1122 eingeführte Augustinerchorherrenregel, die bis 1514 bestehen blieb. (Salzburg nahm damit eine Sonderstellung unter den deutschen Domstiftern ein). Nichtregulierte Bewerber wurden mit Erfolg abgewiesen, selbst dann, wenn eine päpstliche Provision vorlag. Für das 14. Jahrhundert sind fünf solcher Provisionen bekannt, die sämtliche vom Domkapitel abgelehnt wurden (Klein S. 99). Sogar zwei vom Papst im 15. Jahrhundert providierte Kardinäle konnten sich nicht durchsetzen.

Die Ordensregel verpflichtete die Kanoniker auch zu ständiger Residenz, was den Erwerb auswärtiger Pfründen unmöglich machte. Tatsächlich ist im ganzen Spätmittelalter von keinem Domherren bekannt, daß er neben seinem Kanonikat noch eine andere Pfründe innegehabt hätte.

Außerdem war für die Aufnahme in das Salzburger Domkapitel die Priesterweihe erforderlich, während das kanonische Recht dafür sonst nur die Subdiakonatsweihe vorschrieb (Cap. II in Clementin. Lib. I. tit. 6 de aetate et qualitate). Auch der Austritt aus dem Kapitel war wegen des Ordensgelübdes unmöglich (Wagner-Klein S. 4, 10—13, 41. Klein S. 19).

Nikolaus erfüllte keine einzige der genannten Bedingungen. Er war nicht adelig, hatte nicht die Priesterweihe (Reg. Clem. 5702), war nicht reguliert und war wegen seiner Tätigkeit in der Kanzlei König Albrechts wohl auch nicht in der Lage ständig zu residieren.

Nikolaus ist mit den zwei Salzburger Domherren gleichen Namens nicht identisch. Die Herkunft des einen ist unbekannt. Er war Domherr seit 1297, dann Stadtpfarrer und schließlich Kustos (Martin, Reg. Salzb. II Nr. 345, 376, 876, 961, 970) und starb bereits 1310 oder 1311 (MG Necr. II 170). Der andere, Nikolaus von Stadau, war Domherr 1305—1327. Vgl. Wagner-Klein S. 43; Klein S. 102.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß Nikolaus auf keinen Fall, auch nicht auf Grund päpstlicher Provision, ein Kanonikat in Salzburg erlangt haben kann. Er muß also Kanonikus von St. Virgilienberg in Friesach gewesen sein, worauf auch die Bezeichnung „ecclesia sancti Virgilii" hindeutet. (Das Kollegiatstift St. Virgilienberg war 1217 von Erzbischof Eberhard II. von Salzburg gegründet worden. Hauthaler-Martin, Salzburger Urkundenbuch III 226 Nr. 713).

[8] „. . . quas tandem resignavit. Postmodum . . ." (Reg. Clem. 5702).

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0255-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Da Nikolaus als Inhaber dieser Pfründen nur einmal genannt wird[9], zu einem Zeitpunkt, an dem er sie bereits aufgegeben hatte, lassen sich die Termine, zu denen er sie erhielt, nur ungefähr errechnen: Nikolaus war im Besitz dieser Pfründen, bevor er die Pfarrei Abstetten bekam. Von der Verleihung dieser Pfarrei ist aber wiederum nur bekannt, daß sie in der Zeit vor der Übertragung des Eichstätter Kanonikats liegt, das Nikolaus spätestens 1306/07 erhalten hat[10]. Aus diesen beiden Jahren stammen zwei undatierte Eichstätter Urkunden, in denen Nikolaus zuerst als Domherr erscheint. In der ersten macht Bischof Philipp das Regensburger Domkapitel darauf aufmerksam, daß die fortdauernde Nichtberücksichtigung einer päpstlichen Provision auf ein Regensburger Kanonikat schwere Strafen seitens des apostolischen Stuhl und die Ungnade König Albrechts I. nach sich ziehe. Da die providerte Person durchaus tauglich sei, gibt er den Rat, die Sache in Güte zu beenden[11].

Daß mit der „providierten Person" Nikolaus gemeint ist, ergibt sich aus dem zweiten, ebenfalls undatierten Brief, in dem sich Dompropst Arnold von Eichstätt und Propst Ulrich von Spalt in derselben Angelegenheit an das Regensburger Domkapitel wenden[12]. Sie nehmen dabei Bezug auf das ebengenannte Schreiben Bischof Philipps[13] und geben zu bedenken, daß das Domkapitel in Regensburg die Gunst des Königs gewinnen könne, wenn es dem Eichstätter Domherrn Magister Nikolaus das ihm vom Papst bereits verliehene Kanonikat überlasse[14].

Die beiden Schreiben liegen wohl zeitlich nahe beisammen, das der Pröpste wenig später als das des Bischofs. Jedenfalls sind sie nach 1306 Februar 18 entstanden (Erhebung von Bischof Philipp) und vor 1307 November 25, weil an diesem Tag Nikolaus bereits als Domkustos erscheint[15].

[9] Nämlich in Reg. Clem. 5702.

[10] Beide Verleihungen *könnten* auch gleichzeitig erfolgt sein. Die Tatsache, daß die in Reg. Clem. 5702 genannte Reihenfolge durch urkundliche Belege für die drei letzten (die bayerischen) der vier Pfründen bestätigt wird, gestattet die Annahme, daß die Pfarrei Abstetten als die an erster Stelle genannte auch zuerst verliehen wurde; jedenfalls nicht *nach* dem Eichstätter Kanonikat.

[11] Heidingsfelder 1399 a. — MB 50 Nr. 1. — Jos. Chmel, Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien, II. Band (Wien 1841) 403 nr. 62.

[12] Heidingsfelder 1399 b. — MB 50 Nr. 1 Anm. 1. — Chmel II 402 nr. 61.

[13] Daraus geht hervor, daß der zweite Brief der spätere ist.

[14] Sowohl der Bischof als auch die Pröpste setzen sich also lebhaft für Nikolaus ein, der damals schon Domherr in Eichstätt war. Vielleicht war das die Gegenleistung für einen Dienst, den Nikolaus der Eichstätter Kirche erwiesen hatte, etwa durch Fürsprache beim König, in dessen unmittelbarer Umgebung er sich als sein Notar befand. Vgl. dazu unten S. 273 ff.

[15] Heidingsfelder 1400. — MB 50 Nr. 35. — Vielleicht wurden die Briefe auf Veranlassung von Nikolaus im Anschluß an seinen Eichstätter Aufenthalt, der für die ersten Septembertage des Jahres 1306 angenommen werden kann, abgefaßt, also noch im Herbst dieses Jahres. Vgl. dazu unten S. 276.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0256-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Vor 1306/07 liegen also auch Verleihung und Aufgabe der vier österreichischen Pfründen Schöckl, Hofkirchen, St. Radegund und St. Virgilienberg. Der Ausdruck „quas tandem resignavit“[16] scheint darauf hinzudeuten, daß Nikolaus sie gemeinsam zurückgab, d. h. daß sie ihm zwar nacheinander („successive“)[16] verliehen worden waren, daß er dann aber jeweils eine neue Pfründe annahm, ohne die bis dahin besessene aufzugeben.

Die Voraussetzung dafür wäre allerdings schon damals eine päpstliche Dispens gewesen, doch läßt sich die ausgesprochene Vermutung, daß bereits in diesem Falle eine Pfründenhäufung stattgefunden habe, aus den Worten der Urkunde allein, die die einzige Quelle bildet, nicht beweisen.

Wenn Papst Klemens 1310 sagt „olim adeptus fuerat“[17], so kann man daraus schließen, daß die Verleihungen der einzelnen Pfründen schon geraume Zeit vorher erfolgt waren, etwa um die Jahrhundertwende oder auch zum Teil bereits in den neunziger Jahren.

Nach Rückgabe dieser Pfründen erhielt Nikolaus die Pfarrei Abstetten etwa in den Jahren 1304/05[18], danach, vielleicht auch schon gleichzeitig damit, die Eichstätter Kanonikalpfründe und wohl nicht viel später die in Regensburg. Nikolaus wird von Papst Klemens noch 1310[17] und 1311[19] als Pfründeninhaber von Abstetten bezeichnet. 1311 allerdings verpflichtet der Papst ihn zu resignieren, sobald er die ihm reservierte Personat- oder Dignitärstelle am Regensburger Dom übernimmt[20]. Diese kann Nikolaus aber vor seiner Wahl zum Bischof nicht mehr angetreten haben, da das Domkapitel in Regensburg 1313 März 20 dem Salzburger Erzbischof mitteilt, es habe den Regensburger *Domherrn* Nikolaus zum Bischof gewählt[21]. Die Pfarrei Abstetten wird Nikolaus also kaum vor 1313 aufgegeben haben.

Die Eichstätter Kanonikalpfründe erhielt Nikolaus, wie bereits des Näheren ausgeführt, spätestens 1306/07. Er hatte sie noch 1310[22] und 1311[23] inne und behielt sie wohl neben der Kustodie bis zu seiner Wahl zum Bischof[24].

[16] Reg. Clem. 5702.

[17] Reg. Clem. 5702.

[18] Bedingung dafür war vermutlich der Verzicht auf die Pfründen, die damals von den vier ersten noch in seinem Besitz waren. Das waren nach dem oben Ausgeführten möglicherweise alle.

[19] Reg. Clem. 6953 und 6968.

[20] Reg. Clem. 6953.

[21] Martin, Reg. Salzb. II Nr. 1115. Auch die Annales Osterhovenses nennen den Nachfolger Bischof Konrads V. „ipsius ecclesie canonicus“ (MG SS XVII 557); ebenso Reg. Clem. 9698.

[22] Reg. Clem. 5702.

[23] Reg. Clem. 6953.

[24] Vgl. unten S. 255 Anm. 57.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0257-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Desgleichen verlieh Klemens ihm durch päpstliche Provision das Kanonikat am Regensburger Dom vor 1306/07. Der Papst scheint beim Domkapitel aber auf entschiedenen Widerstand gestoßen zu sein. Daß Nikolaus bei der Neubesetzung von Kanonikalpfründen mehreremale übergangen wurde[25], ergibt sich jedenfalls aus den Schreiben von Bischof Philipp und Dompropst Arnold von Eichstätt[26], worin sie darauf hinweisen, daß das die Ungnade des Königs zur Folge haben könne[27].

Die Wirkung dieser Briefe blieb nicht aus[28], denn 1310 erhält Nikolaus vom Papst die Erlaubnis, das Regensburger Kanonikat mit seinen Einkünften neben den anderen Pfründen zu besitzen[29]. 1311 nennt er ihn „canonicus Ratisponensis“[30]. Nikolaus scheint jedoch vor 1313 niemals in Regensburg gewesen zu sein. Jedenfalls wird seine Anwesenheit kein einzigesmal erwähnt.

In seiner Eigenschaft als Kustos (lateinisch auch „thesaurarius“) der Eichstätter Kirche erscheint Nikolaus zum erstenmal 1307 November 25[31], dann 1310 Juni 5[32], August 7[33], Oktober 1[34], November 24[35], 1311

[25] Der Grund für diese „fortdauernde Nichtberücksichtigung“ (Heidingsfelder 1399 a) war wohl Nikolaus' bürgerliche Herkunft. Nur 12 der 35 Regensburger Kanonikate waren für nichtadelige Bewerber vorgesehen. Diese mußten ein theologisches oder juristisches Studium nachweisen können (Janner III 216 f.). Möglicherweise waren gerade damals alle zwölf Stellen bereits besetzt. Die Weigerung des Domkapitels entbehrt aber nicht einer gewissen Ironie im Hinblick auf die wenige Jahre später durch das Kapitel erfolgte Wahl des Nikolaus zum Bischof von Regensburg.

[26] Heidingsfelder 1399 a und b. Zur Datierung der beiden Briefe siehe oben S. 250

[27] Das scheint zu beweisen, daß Nikolaus die Verleihung dieser Pfründe der Fürsprache König Albrechts zu verdanken hatte, in dessen Diensten als Notar er stand. Daß Nikolaus sie durch die „primae preces“ des Königs erhalten habe, wie Janner III 137 annimmt, ist unzutreffend. In den genannten Briefen ist ausdrücklich von einer päpstlichen Provision die Rede.

[28] Der Widerstand des Domkapitels wurde schließlich besiegt durch die von Eichstätt aus vorgebrachten Bedenken. Man konnte es sich nicht leisten, die Gunst des Königs zu verlieren. Daß ein Notar der Reichskanzlei Domherr wurde, mußte für das Kapitel sogar einen gewissen Vorteil bedeuten. Es hatte damit in der Umgebung des Königs ständig einen Vertrauensmann, der ihm die Anliegen des Domkapitels vortragen konnte. Vgl. auch E. Lindeck, MIÖG 54 (1942) S. 74, der hierzu ein besonders anschauliches Beispiel bringt.

[29] Reg. Clem. 5702. — Er hatte es also inzwischen übernommen.

[30] Reg. Clem. 6953.

[31] Heidingsfelder 1400. — MB 50 Nr. 35.

[32] A. Hirschmann, Regesten des Klosters St. Walburg in Eichstätt. = Sammelblatt d. Histor. Vereins von Eichstätt. IV. Jahrg. (1889) 29 Nr. 32.

[33] Böhmer, Reg. Heinr. VII. 278. — Heidingsfelder 1472. RB V 180. — Or. HStA. KS 1223½. — Vgl. Beilage 2.

[34] Reg. Clem. 5702.

[35] Böhmer, Reg. Heinr. VII. 580. Winkelmann, Acta imperii inedita II 766 nr. 1101. RB V 186. Ried II 759. — Vgl. Beilage 3.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0258-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Januar 23[36] und Juni 20[37], 1312 Februar 3[38] und April 23[39]. Da er durch den Papst von der Residenzpflicht entbunden war[40], hielt er sich selten und nur vorübergehend in Eichstätt auf, so 1307 November 25, 1310 Juni 5 und 1312 April 23[41]. Sein Amt als Kustos ließ er wohl durch einen Stellvertreter verwalten[42].

Schließlich übertrug der Papst ihm 1311 Juni 20 eine Personat- oder Dignitärstelle in Regensburg, beziehungsweise reservierte er ihm die nächste freiwerdende[43]. Eine solche Stelle scheint jedoch vor 1313 nicht mehr frei geworden zu sein[44].

Eine weitere Pfründe hatte Nikolaus möglicherweise in Stachovice in Mähren. Jedenfalls könnte darauf sein Beiname „von Stachowitz" hindeuten. Papst Klemens erwähnt sie zwar 1310 und 1311 nicht[45], doch darf man ohnehin annehmen, daß Nikolaus sie, wenn die oben ausgesprochene Vermutung zutrifft, dem König Johann von Böhmen verdankte, daß also ihre Verleihung in die Jahre 1312/13 fällt, die Zeit seiner Tätigkeit in der böhmischen Kanzlei[46].

Was die ihm 1310 von Heinrich VII. geschenkte „villa Hettingen"[47] betrifft, die „in vicariam seu prebendam" umzuwandeln ihm der König kurz darauf erlaubte[48], so wird davon später noch zu reden sein.

Residenz:

Ob Nikolaus an den vier ersten Kirchen Schöckl, Hofkirchen, St. Radegund-Hohenfeld und St. Virgilienberg residierte, ist nicht bekannt. Es ist jedoch nicht sehr wahrscheinlich. Er hatte diese Pfründen zwar

[36] Böhmer, Reg. Heinr. VII. 363. Heidingsfelder 1477. — 2 Or. HStA. KS 1233. — Vgl. Beilage 4.
[37] Reg. Clem. 6953, 6968, 6975.
[38] Böhmer, Acta imperii selecta I 449 nr. 641.
[39] RB V 224.
[40] 1311 Juni 20 für die Dauer von drei Jahren (Reg. Clem. 6975). Nikolaus hatte auch vorher nicht residiert (Reg. Clem. 5702) und damit die in Eichstätt geltende Bestimmung, die für jeden Inhaber einer Kanonikalpfründe eine mindestens einjährige ununterbrochene persönliche Residenz vorschrieb (Heidingsfelder 1224. MB 49 Nr. 252), durchbrochen.
Die Eichstätter Kanoniker waren außerdem verpflichtet, spätestens ein Jahr nach ihrer Aufnahme in das Kapitel die Subdiakonatsweihe zu empfangen. Wie Propst Ulrich von Spalt ausdrücklich bemerkte, hatte Nikolaus diese Bedingung erfüllt (MB 49 Nr. 278).
[41] Siehe oben Anm. 31, 32, 39. — Vgl. dazu unten S. 290 f. und 293 auch Nikolaus' Itinerar, soweit ein solches sich aufstellen ließ.
[42] Als Kustos hatte er die Aufsicht über den Domschatz und die gottesdienstlichen Geräte.
[43] Reg. Clem. 6953.
[44] Siehe oben S. 251 f.
[45] Reg. Clem. 5702, 6953.
[46] Vgl. oben S. 229 f.
[47] 1310 August 7 (Böhmer, Reg. Heinr. VII. 278). Vgl. Beilage 2.
[48] 1310 November 24 (Böhmer Reg. Heinr. VII 580). Vgl. Beilage 3.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0259-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

hintereinander erlangt, dann aber vermutlich einige Jahre nebeneinander besessen, sodaß eine Residenz an allen Kirchen gleichzeitig ohnehin unmöglich war. Vielleicht übte er anfangs das Amt eines Pfarrers in Schöckl aus, obgleich er noch nicht zum Priester geweiht war[49], doch machen diese Verleihungen — und noch mehr die der späteren Kanonikate — den Eindruck, daß es nicht so sehr das *Amt* war, das vergeben wurde, sondern in erster Linie die dazugehörige *Pfründe*, die dazu bestimmt war, den Lebensunterhalt eines Geistlichen sicherzustellen, der z. B. der Reichskanzlei angehörte oder eine Universität besuchte. Und für Nikolaus traf wenigstens einer dieser beiden Fälle zu[50].

Fest steht aber, daß Nikolaus die Ämter, die er von 1306/07 an in Abstetten, Eichstätt und Regensburg innehatte, nur als Pfründen genoß, ohne an den betreffenden Kirchen zu residieren. Das erwähnt Papst Klemens schon 1310 und er fügt hinzu, daß das ohne Dispens geschehe[51]. Diese Dispens erteilt der Papst dann 1311 für die nächsten drei Jahre und zwar für sämtliche Pfründen, einschließlich der Personat- und Dignitärstellen, mit der Begründung, daß Nikolaus im Dienste des Königs stehe[52].

Wenn also Nikolaus auch vereinzelt in Eichstätter Urkunden als Zeuge oder als Empfänger erscheint[53], so hat er doch vor 1310 an keiner der verschiedenen Kirchen nachweislich persönlich residiert. Und für die folgenden Jahre hatte der Papst ihn ja von der Residenzpflicht befreit[54].

Zusammenfassend läßt sich also sagen:

Nikolaus erhielt die Pfarrei Schöckl, die Filiale Hofkirchen, die Pfarrei St. Radegund-Hohenfeld und die Kanonikalpfründe in Friesach

[49] Das Fehlen der Priesterweihe, die Nikolaus sogar 1311 noch nicht empfangen hatte (Reg. Clem. 6968), war übrigens keineswegs ungewöhnlich und jedenfalls kein Hindernis für die Betreuung einer Pfarrei.

[50] Wahrscheinlich war Nikolaus bereits als Notar in der Kanzlei König Albrechts (oder Rudolfs?), als er die ersten Pfründen erhielt, bei denen es sich möglicherweise um Kanzleipfründen handelte. Vgl. dazu Kapitel VII 1 und 2. — Studiert hat Nikolaus in den Jahren um die Jahrhundertwende, wahrscheinlich in Bologna. Vgl. unten S. 264 ff.

[51] Reg. Clem. 5702.

[52] Reg. Clem. 6975. Also auch bereits für die in Reg. Clem. 6953 versprochene Personat- oder Dignitärstelle am Regensburger Dom.

[53] Vgl. oben S. 252 f.

[54] Nikolaus' Aufgaben als königlicher Notar ließen an keiner der genannten Kirchen eine ständige Residenz zu. Wenn der König die Verpflichtung persönlicher Residenz auch nicht von sich aus aufheben konnte, so konnte er doch auf die einzelnen Kapitel so weit Einfluß nehmen, daß sie in diesem Punkt seinen Wünschen entgegenkamen. Wegen der Residenzpflicht der Notare an den anderen Kirchen bestand wohl eine generelle Vereinbarung zwischen König und Papst.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0260-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

hintereinander etwa um die Jahrhundertwende und gab sie vor 1306/07 zurück. Darauf folgte die Pfarrei Abstetten etwa 1304/05, jedenfalls noch vor 1306/07, dann — vielleicht aber auch schon gleichzeitig damit —, spätestens aber 1306/07 die Kanonikalpfründe in Eichstätt und ebenfalls vor 1306/07 die in Regensburg[55]. 1307 erhielt Nikolaus die Kustodie in Eichstätt und 1311 versprach Papst Klemens ihm eine Personat- oder Dignitärstelle am Regensburger Dom, die Nikolaus allerdings nicht mehr erhalten hat.

Als Pfarrer von Abstetten und als Domherr von Eichstätt wird Nikolaus auch 1310 und 1311 genannt, weshalb man annehmen kann, daß er diese Pfründen bis zu seiner Wahl zum Bischof behielt. Das gleiche gilt für die Kustodie, da Nikolaus in den Jahren 1310, 1311 und 1312 öfters als Kustos von Eichstätt bezeichnet wird, das letztemal 1312 April 23[56]. Das Regensburger Kanonikat behielt Nikolaus bis zur Bischofswahl 1313[57].

Wenn Nikolaus außerdem noch eine Pfründe in Stachovice besessen hat, muß dies in den Jahren 1312/13 gewesen sein.

In einigen der hier genannten Fälle läßt sich der Zeitpunkt der Pfründenverleihung bei Beachtung verschiedener weiterer Umstände gegebenenfalls noch näher bestimmen. Eine Berücksichtigung der entsprechenden Gesichtspunkte war jedoch erst unten möglich[58].

2) *Weihen*

In der schon mehrfach erwähnten Urkunde von 1310 Oktober 1 stellt Papst Klemens V. fest, daß Nikolaus noch nicht zum Priester geweiht sei, wie das seine Stellung als Pfarrer von Abstetten eigentlich erfordere[59].

[55] Dieses Jahr bezeichnet den Zeitpunkt der Verleihung, nicht der Übernahme, die später (vor 1310) erfolgte.

[56] Sein Nachfolger, der spätere Eichstätter Bischof Marquard, erscheint erst 1314 Juni 20 als Kustos (Heidingsfelder 1547).

[57] Klemens V. bemerkt 1313 Oktober 9 in seiner Bestätigung der Wahl Nikolaus' zum Bischof, dieser habe die Pfründen, die er vor der Wahl besessen hatte, freiwillig aufgegeben (Reg. Clem. 9698: „. . . sponte ac libere cessisti quibusdam beneficiis ecclesiasticis, que tunc temporis obtinebas").

Dagegen behielt z. B. Peter von Aspelt die Propsteien in Trier, Wyšehrad und Bingen und die Kanonikate in Prag und Utrecht mit päpstlicher Erlaubnis auch noch als Bischof von Basel (1297 April 1. Potthast, Reg. Pont. Rom. II nr. 24 497).

[58] Vgl. unten S. 276 f.

[59] Reg. Clem. 5702. — Auch ohne Priesterweihe wäre Nikolaus übrigens durchaus in der Lage gewesen, eine Pfarrei zu betreuen (vgl. oben S. 254 Anm. 49); zudem residierte er in Abstetten gar nicht (Reg. Clem. 5702: „. . . nec in eisdem ecclesiis personalem residentiam . . .").

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0261-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

1311 Juni 20 befreit er ihn für die nächsten drei Jahre von der Residenzpflicht[60], verpflichtet ihn aber gleichzeitig, innerhalb der nächsten fünf Jahre die Priesterweihe zu empfangen, da er erst Diakon sei[61].

Der Spielraum, den er ihm gewährt, ist also verhältnismäßig groß. Daß Nikolaus jedoch die Priesterweihe vor seiner Wahl zum Bischof nicht mehr empfangen hat, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

[60] Reg. Clem. 6975.

[61] Reg. Clem. 6968; vgl. Heidingsfelder S. 432. — Wann Nikolaus die vorhergehenden Weihen erhalten hatte, ist nicht bekannt. Zum Subdiakon wurde er wohl noch vor seinem Eintritt in das Eichstätter Domkapitel (vor 1306/07) geweiht, wie das kanonische Recht es vorschrieb (Cap. II in Clementin. Lib. I tit. 6; vgl. auch MB 49 Nr. 278), spätestens aber ein Jahr danach (vgl. oben S. 253 Anm. 40).

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0262-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

IV. Erhebung zum Bischof

Da in der Literatur über die Zeitpunkte von Wahl, Bestätigung und Konsekration große Unklarheiten bestehen und die einzelnen Termine entweder völlig falsch oder nur ungenau angegeben werden, erscheint es notwendig, diese Fragen ausführlicher zu behandeln, als es im Rahmen dieser Arbeit ursprünglich vorgesehen war. Das soll vor allem an Hand von Quellen geschehen, die in der bisherigen Forschung noch nicht verwertet wurden[1].

Nikolaus wurde 1313 als Nachfolger des am 26. Januar verstorbenen Konrad V.[2] zum Bischof von Regensburg gewählt[3]. Tag der Wahl war nach Gams[4] und Janner[5] der 22. Februar. Die übrige Forschung schloß sich dem an[6]. Woher dieses Datum jedoch stammt, konnte trotz aller Bemühungen nicht festgestellt werden. Die Quellen, die Janner anführt, die Annales Osterhovenses und die Annalen Mellicenses, nennen jedenfalls nur das Jahr 1313[7]. Trotzdem beruft Janner sich auf sie. Auf welche Quellen sich Gams stützt, ist nicht bekannt. Veranlaßt durch eine ungenaue Angabe in der Bestätigungsurkunde des Papstes[8], errechnet Hörnicke den 22. März als Wahltag[9].

In Wirklichkeit jedoch wurde Nikolaus am 19. März gewählt. Das geht aus der Wahlanzeige von 1313 März 20 hervor[10], in der das Domkapitel von Regensburg dem Salzburger Erzbischof mitteilt, es habe

[1] Die von Martin herausgegebenen Salzburger Regesten wurden bisher überhaupt nicht berücksichtigt, das Register Klemens' V. nur bei Hildegard Hörnicke, Die Besetzung der deutschen Bistümer während des Pontifikats Klemens' V. (Diss. Berlin 1919. — Mir stand das Exemplar der Universitätsbibliothek Berlin zur Verfügung).

[2] Dieses Datum nennt die an den Erzbischof von Salzburg gerichtete Wahlanzeige des Regensburger Domkapitels von 1313 März 20 (Martin, Reg. Salzb. II nr. 1115). Weitere Quellen bringt Hörnicke S. 47.

Die Annales Osterhovenses (MG SS 17, 557) und das Chronicon Bavariae Henrici praepositi Oettingani (Oefele, Script. rer. Boic. I 695) geben demgegenüber — wohl unrichtig — den 24. Januar an.

[3] „eligitur" in den Annales Mellicenses (MG SS 9, 511) „electione canoncia" in den Annales Osterhovenses (MG SS 17, 557).

[4] Gams, Series episcoporum S. 305.

[5] Janner III 137.

[6] So z. B. Hauck V 1170 in seiner Liste der Regensburger Bischöfe.

[7] MG SS 17, 557 und 9, 511. — Desgleichen Wig. Hund, Metrop. Salisb. I 137; Andreas von Regensburg, Chronicon episcoporum Ratisponensium (Oefele I 37 und QE NF I 76); Lorenz Hochwart, De primis episcopis Ratisponensibus (Oefele I 120); Breve chronicon Ratisponense (Oefele I 697); Udalrici Onsorgii Catalogus pontificium Romanorum (Oefele I 372); Fr. Christophori Erythropolitani Tubertini In Historiam episcoporum Ratisponensium (Oefele I 560); Henrici praepositi Oettingani Chronicon Bavariae (Oefele I 695).

[8] Reg. Clem. 9698.

[9] Hörnicke S. 47.

[10] Martin, Reg. Salzb. II nr. 1115.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0263-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

am vorhergegangenen Tag den Regensburger Domherrn Magister Nikolaus, Protonotar des böhmischen Königs, zum Bischof gewählt. Der Erwählte habe die Weihen[11], sei ehelich geboren und mehr als dreißig Jahre alt und habe die Wahl nach anfänglichem Widerstreben angenommen[12]. Der Erzbischof wird um Bestätigung und Konsekration gebeten[13].

Die Wahlanzeige muß durch einen Eilkurier nach Salzburg gebracht worden sein, denn bereits am 23. März forderte Erzbischof Weichart Abt Balduin von St. Emmeram und Heinrich Redbitzer, Kanoniker der Alten Kapelle in Regensburg, auf, das Proklamationsedikt öffentlich vor Volk und Klerus im Dom zu verlesen, da er nach den Canones die Wahl vorher nicht bestätigen dürfe. Einwände gegen die Wahl, den Erwählten oder die Wähler sollen bis zum 4. April vor den Beauftragten des Erzbischofs, Propst Eberhard von Berchtesgaden und Karl Muschopf, Domherrn zu Salzburg, vorgebracht werden[14].

Diese beiden sind vom Erzbischof dazu ausersehen, die Wahl zu prüfen, wozu er sie wenige Tage später ermächtigt (1313 März 26)[15], da das Regensburger Domkapitel darum gebeten habe. Nikolaus sei nämlich als Protonotar des böhmischen Königs in Geschäften Kaiser Heinrichs VII. und des Reichsvikars, König Johanns von Böhmen, verhindert, persönlich nach Salzburg zu kommen, um dort seine Bestätigung einzuholen.

Aus besonderer Zuneigung zu Nikolaus[16] verfügt Erzbischof Weichart deshalb, daß die Prüfung der Proklamation, des Erwählten und der Wähler in Regensburg durch Propst Eberhard und Karl Muschopf stattfinden solle[17]. Der Erzbischof beauftragt sie auch, die Wahl zu bestätigen, behält sich jedoch die Konsekration des Erwählten vor.

Zum vorgesehenen Zeitpunkt finden sich die erzbischöflichen Kommissäre in Regensburg ein und erklären am Abend des 4. April die Ein-

[11] Daß Nikolaus in Wirklichkeit erst die Diakonatsweihe besaß, zeigt das Protokoll der im Auftrag des Erzbischofs vorgenommenen Wahlprüfung vom 4. April. Martin, Reg. Salzb. II nr. 1120. Vgl. unten S. 259.

[12] Nikolaus war also bei der Wahl selbst in Regensburg. Seine Anwesenheit wäre nicht erforderlich gewesen, da Bischofswahlen häufig in absentia erfolgten.

[13] Erzbischof von Salzburg war zu dieser Zeit Weichart von Polheim. Merkwürdigerweise ist das Schreiben aber an Erzbischof Konrad gerichtet, der bereits 1312 März 25 verstorben war (Martin, Reg. Salz. II nr. 1054). Die Wahl Weicharts fand 1312 April 1 statt (Martin, Reg. Salzb. II nr. 1057). Vermutlich unterlief, als das — heute nicht mehr erhaltene — Original im Protokoll der Wahlprüfung (Martin, Reg. Salzb. II nr. 1120) inseriert wurde, ein Schreibfehler.

[14] Martin, Reg. Salzb. II nr. 1116.

[15] Martin, Reg. Salzb. II nr. 1118.

[16] Der Erzbischof muß Nikolaus demnach von früher her gekannt haben.

[17] Die Bevollmächtigten sollten sich zu diesem Zweck erst nach Regensburg begeben. Sie waren also bei der Wahl selbst nicht anwesend, wie Wagner-Klein (S.41 und 61 nach denselben Quellen bei Martin) irrtümlich angeben.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0264-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

spruchsfrist für abgelaufen. Da kein Einwand erhoben worden ist, findet die Prüfung des Erwählten und der Wähler, d. h. des Domkapitels, noch am selben Tag statt.

Nikolaus, der persönlich anwesend ist[18], kann wegen seiner reichen Bepfründung und des Fehlens der Priesterweihe päpstliche Dispensen vorweisen[19], indem er die entsprechenden Urkunden vorlegt[20], und wird deshalb für tauglich befunden. Hierauf erfolgt durch Propst Eberhard und den Domherrn Karl im Namen des Erzbischofs die Bestätigung der Wahl[21].

Ebenfalls am 4. April ernannte aber Papst Klemens V., nachdem er sich am 31. März die Besetzung des bischöflichen Stuhls von Regensburg reserviert hatte[22], den Predigermönch Johann de Lucidomonte[23], der die Ordensgelübde abgelegt und die Priesterweihe empfangen hatte, zum Bischof von Regensburg und teilte dies in vier gleichlautenden Schreiben dem Domkapitel, dem Klerus der Stadt und der Diözese, dem Volk der Stadt und der Diözese und den hochstiftischen Vasallen mit[24]. Vermutlich hatte ihn die Nachricht von der inzwischen in Regensburg stattgefundenen Wahl noch nicht erreicht.

Damit war eine schwierige Situation entstanden. Würde der Papst nun die Wahl des Domkapitels anerkennen, oder seine Provision durchzusetzen versuchen?[25]

[18] Ob Nikolaus die Stadt seit der Wahl verlassen hatte, ist nicht bekannt. Nachdem er aber, wie die Erzbischof bestätigte, verhindert war, selbst nach Salzburg zu kommen, da er noch in Diensten Heinrichs VII. und Johanns von Böhmen stand, wird er in den zwei zwischen Wahl und Bestätigung liegenden Wochen vielleicht in Ausführung eines königlichen Auftrags unterwegs gewesen sein.

[19] Nikolaus war damals also noch Diakon. (Die Dispens, die er 1311 von Klemens V. erhalten hatte, galt fünf Jahre.) Nach der Wahlanzeige des Domkapitels dagegen hatte er die Priesterweihe angeblich bereits empfangen. — Auch Bischof Johann von Eichstätt (später von Straßburg) war, als er 1305 gewählt wurde, erst Diakon (Heidingsfelder 1344).

[20] Reg. Clem. 5702, 6968.

[21] Martin, Reg. Salzb. II nr. 1120.

[22] Reg. Clem. 9966.

[23] Außer in Reg. Clem. 9262 und 9698 wird er in keiner Quelle erwähnt, wenigstens nicht im Zusammenhang mit Regensburg. Vermutlich hat er nie den Versuch gemacht, den ihm durch päpstliche Provision verliehenen Regensburger Bischofsstuhl in Besitz zu nehmen. Wäre er 1313 nach Regensburg gekommen, müßte darüber etwas in den Quellen zu finden sein. — Hauck V 1170 nennt ihn „Johann de Lucido Monte alias Picardi von Luxemburg". Hörnicke S. 47 gibt demgegenüber Lucidomonte wieder mit „Leuchtenberg". Wahrscheinlich aber ist Lucido Monte kein Ortsname sondern die „Übersetzung" von Luxemburg.

[24] Reg. Clem. 9262.

[25] 1428 konnte Martin V. den von ihm providierten Kandidaten Konrad von Soest (als Bischof Konrad VII.) gegen den zwei Monate vorher vom Domkapitel gewählten Regensburger Domherrn Erhard von Sattelbogen durchsetzen. Vgl. Oefele I 219; Hauck V 1170.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0265-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Die einzelnen Vorgänge schildert die Urkunde Klemens' V. von 1313 Oktober 9, in der er Nikolaus schließlich doch als Bischof bestätigte[26].

Danach war Nikolaus vom Domkapitel einmütig gewählt worden und hatte nach der Bestätigung durch Erzbischof Weichart bereits die Regalien erhalten und seine Pfründen freiwillig aufgegeben, als er von der päpstlichen Provision erfuhr. Er entsandte, als ihm diese bekannt wurde, sogleich seinen Prokurator nach Avignon, der aus den Schriftstücken, die die Vorgänge in Regensburg festhielten, beweisen konnte, daß die Wahl und Bestätigung in Unkenntnis der päpstlichen Reservation und Provision erfolgt waren.

Und da die Untersuchung ferner ergab, daß die Wahl der Reservation zehn Tage vorausgegangen war[27], bestätigte und billigte der Papst die durch den Erzbischof Weichart bereits vollzogene Konfirmation und zog seine Reservation und Provision zurück. Gleichzeitig erklärte er, der Erzbischof könne und solle nun die Weihe vollziehen.

Der falsche Weihetermin bei Janner[28] und Hauck[29] (Juni 1313) erklärt sich daraus, daß zu Janners Zeit das Register Klemens' V. noch nicht vollständig erschienen war. Hauck wiederum stützte sich auf Janner, der als Beweis für seine Behauptung einen Schiedspruch von 1313 Juli 2 anführte, in dem Nikolaus zum erstenmal „pischof" genannt wird[30], während er am 29. Mai[31] noch „electus" heißt. Allerdings weist Janner darauf hin, daß Nikolaus auch 1314 Januar 27 noch als „electus" bezeichnet wird[32].

Die Unterschiedlichkeit dieser Bezeichnungen in Urkunden fremder Aussteller beweist, daß aus ihnen der Zeitpunkt der Bischofsweihe nicht zu ermitteln ist. Maßgebend können hierfür nur die Urkunden sein, in denen Nikolaus sich selbst „electus" oder „episcopus" nennt.

Der bereits erwähnte Schiedspruch zwischen Wernher Straubinger und der Stadt Regensburg von 1313 Juli 2, in dem Nikolaus zweimal „pischof" genannt wird[33], ist übrigens vom „electus" Nikolaus besiegelt.

[26] Reg. Clem. 9698. — Martin, Reg. Salzb. II nr. 1132.

[27] Die Reservation war am 31. März, die Wahl am 19. März, also *zwölf* Tage vorher. Hörnicke S. 47 übernimmt die ungenaue Angabe, zählt vom 31. März aus 10 Tage zurück (mit Anfangs- und Endtermin) und bezeichnet deshalb den 22. März als Tag der Wahl.

[28] Janner III 138.

[29] Hauck V 1170.

[30] Die Urkunden der Stadt Regensburg. I. Band, bearb. v. J. Widemann. München 1912 (= Monumenta Boica Band 53 Nr. 284).

[31] Die vom 30. Mai stammende Urkunde ist von Janner falsch datiert. Siehe unten S. 303 Anm. 14.

[32] Aus Cod. dipl. 4, b. 43 im Ord.Arch. Regensburg.

[33] Or. HStA., Reichsstadt Regensburg. — MB 53 Nr. 284. RB V 259. — Auch 1313 Juli 8 nennt Wernher Straubinger ihn „pischof Nycolas" (MB 53 Nr. 286). Daß dies zu Unrecht geschieht, erwähnt bereits Hörnicke S. 47.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0266-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Die Siegellegende lautet:

NICOLAVS · DEI · GRA · ELECTVS · ET · CŌFIRMATVS · ECCL̄IE · RATIS[. . . . .][34].

Graf Albrecht von Hals bezeichnet ihn in einem 1313 April 14 in Regensburg ausgestellten und wahrscheinlich in der bischöflichen Kanzlei entstandenen Dienstrevers als „Nyclas, erwelter und beståter ze einem pischof ze Regenspurch“[35].

Auch in zwei Urkunden König Johanns von Böhmen von 1313 Mai 30[36] und September 13[37] erscheint Nikolaus als „electus et confirmatus“. In der ersten ist er Empfänger, in der zweiten Zeuge. Schließlich nennt ihn Papst Klemens V. in der Bestätigungsurkunde von 1313 Oktober 9 noch „electus“ und stellt fest, daß die Konsekration nun vorgenommen werden dürfe[38].

Nachdem bis dahin die päpstliche Provision noch immer bestanden hatte, *konnte* der Erzbischof Nikolaus gar nicht weihen, bevor in der Frage der Besetzung des Regensburger Bischofsstuhls nicht eine endgültige Entscheidung des Papstes ergangen war[39].

1314 März 16 — also fast genau ein Jahr nach der Wahl — bezeichnet Nikolaus sich zum erstenmal als „Bischof“. Die Intitulatio einer Urkunde von diesem Tag lautet: „Nos Nycolaus dei gracia ecclesie Ratisponensis episcopus“[40]. Auch in allen folgenden Urkunden — in eigenen und in solchen fremder Aussteller — wird Nikolaus ausschließlich so genannt (1314 April 17[41], April 18[42], Juni 3[43], Juni 18[44], September 7[45] usw.).

1314 Juni 18 besiegelt er eine Urkunde des Abtes von Mallersdorf. Die Legende des Siegels lautet nun:

[34] Also nicht NICOLAVS·EPISCOPVS, wie es heißen müßte, wenn die Bezeichnung „pischof“ im Text der Urkunde zu Recht bestünde.

[35] Ried II 762. RB V 249. — Nikolaus urkundet nicht selbst, wie Hörnicke S. 47 meint, sondern ist nur Empfänger.

[36] Or. HStA., Hochstift Regensburg (Emler III 60 nr. 142).). — Wegen der falschen Datierung zum 29. Mai bei Janner und anderen siehe unten S. 303 Anm. 14.

[37] Heidingsfelder 1535.

[38] Reg. Clem. 9698.

[39] Das betont auch Hörnicke S. 47.

[40] Ried II 763. RB V 276.

[41] MG Const. V 19. Fr. M. Wittmann, Monumenta Wittelsbacensia. 2. Abt. (= Quellen zur bayerischen und deutschen Geschichte. 6. Band) 224 Nr. 250. Jod. Stülz, Regesten zur Geschichte der Grafen von Schaunberg 262 Nr. 304. — Martin, Reg. Salzb. II nr. 1164. RB V 278. Oefele II 129. Janner III 142.

[42] Or. HStA., Hochstift Regensburg. — RB V 279.

[43] Ried II 764.

[44] MB 53 Nr. 293.

[45] Ried II 766.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0267-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

NICOLAVS · DEI · GRACIA · ECCLESIE ·
RATISPONENSIS · EPISCOPVS[46].

Nikolaus muß die Bischofsweihe also zwischen 1313 Oktober 9 und 1314 März 16 empfangen haben. Vielleicht war er zu diesem Zweck im Laufe des Monats Februar in Salzburg, denn 1314 Januar 27 wird er das letztemal „electus“[47], 1314 März 6 das erstemal „episcopus“ genannt[48]. Beide Urkunden stammen allerdings nicht aus der bischöflichen Kanzlei sondern von dem päpstlichen Notar und Vizekämmerer Guillelmus Meschini, dürfen also zur Ermittlung des Weihetermins nur mit Vorsicht herangezogen werden.

Nikolaus' Anwesenheit in Salzburg ist für die Zeit vor dem 16. März nicht belegt[49]. Daß er aber — was ohnehin sehr wahrscheinlich ist — die Bischofsweihe erhalten hatte und nicht nur in temporalibus sondern auch in spiritualibus amtierte, beweist außer der Bezeichnung „episcopus“[50] auch eine Urkunde von 1327 Dezember 19, in der Nikolaus bestätigte, dem Konrad Neunburger, Kleriker seiner Diözese, die Priesterweihe erteilt zu haben[51].

Die Tatsache, daß Nikolaus einen Weihbischof neben sich hatte, der in seinem Auftrage 1325 August 4 die Kapelle in Frauenzell weihte[52], widerspricht den eben angeführten Beweisen nicht, da auch unter seinen Nachfolgern Weihbischöfe belegt sind[53].

[46] Or. HStA., Niedermünster Urk. — MB 53 Nr. 293.

[47] Ordinariatsarchiv Regensburg, Cod. dipl. 4, b. 43. Vgl. Janner III 138.

[48] Or. HStA., Hochstift Regensburg. — RB V 275.

[49] ebensowenig aber auch die des Erzbischofs in Regensburg. Es ist fraglich, ob der Erzbischof zur Konsekration, die er sich 1313 März 26 (Martin, Reg. Salzb. II nr. 1118) vorbehalten hatte, nach Regensburg kam. Daß die Bestätigung am Wahlort stattgefunden hatte, war bereits ein ungewöhnliches Zugeständnis gewesen, was die erzbischöflichen Bevollmächtigten sich vom Regensburger Domkapitel ausdrücklich bestätigen ließen (Martin, Reg. Salzb. II nr. 1121).

[50] Gerade für die Zeit bis 1400 ist die Titulatur ein untrüglicher Beweis dafür, ob ein Bischof die Weihe empfangen hatte.

[51] MB 53 Nr. 537: „in presbyterum ordinavimus“. Nur ein geweihter Bischof konnte Priester weihen.

Nikolaus trägt im Stifterbildnis des Chorfensters im Regensburger Dom auch eine infulierte Mitra, das Abzeichen des geweihten Bischofs (vgl. oben S. 242, 244). Daß Nikolaus 1321 wiederholt Regensburger Ratsherren und Bürger exkommunizierte (RB VI 41. MB 53 Nr. 410, 411; vgl. auch Nr. 414, 419), beweist allein noch nicht mit Sicherheit, daß er die Bischofsweihe hatte.

[52] „Waltherus episcopus Thuronensis vel Seuciensis anno 1325 Nicolai pontificis Ratisponensis suffraganeus fuisse et cum huius eiusdem concessu cellam b. virginis in Scoffloch . . . . . consecrasse . . . . . legitur“ (Wassenberg, Ratisbona politica, Tom. I. clm 1758 fol. 452'). RB VI 169. — Vgl. Janner III 159; Jos. Sächerl, Chronik des Benediktinerklosters Frauenzell, VO XV 265; F. S. Gsellhofer, Beitr. z. Gesch. d. ehemal. Klosters U. L. Frauenzell, VO VIII 42.

[53] Vgl. Janner III 246 f., 273, 283, 308, 346 usf. Ein Regensburger Weihbischof ist der Empfänger einer von Ruger Senft, Bürger zu Regensburg, ausgestellten Urkunde von 1366 Februar 23 (Or. im Archiv des Historischen Vereins in Regensburg).

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0268-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Die Priesterweihe, die Nikolaus am Tag der Konfirmation noch nicht besessen hatte[54], empfing er jedenfalls noch vor der Konsekration, wenn auch vielleicht erst unmittelbar vorher[55].

Wie schon erwähnt[56], ist die Wahl des bürgerlichen Nikolaus zum Bischof von Regensburg einerseits durch seine persönliche Tüchtigkeit zu erklären, andererseits durch sein enges Verhältnis zu Kaiser Heinrich VII. und zum Reichsvikar, König Johann von Böhmen[57]. Daß Nikolaus in geistlicher und weltlicher Regierung erfahren war, wie das Domkapitel unmittelbar nach der Wahl dem Erzbischof gegenüber feststellte[58], und daß er Verbindungen zum königlichen Hof besaß, konnte für das Bistum und das Hochstift nur von Vorteil sein. Auch das Eichstätter Domkapitel wählte 1305 den Kanzler König Albrechts I., den schon mehrfach genannten Johann, späteren Bischof von Straßburg, wegen seines Einflusses bei Hof[59], obwohl er bürgerlicher Herkunft und nicht einmal Mitglied des Domkapitels war.

Ob Heinrich VII. und Johann von Böhmen vor der Wahl das Regensburger Kapitel zu Gunsten von Nikolaus beeinflußt hatten, ist nicht bekannt. Es ist aber jedenfalls keineswegs ausgeschlossen, da es auch für den König von Bedeutung war, wenn einer seiner Vertrauten in eine verantwortliche Stellung gelangen konnte[60].

[54] Siehe oben S. 259.

[55] Balduin von Luxemburg, der zweiundzwanzigjährig zum Erzbischof von Trier gewählt worden war — sein Bruder Heinrich war damals noch nicht deutscher König — wurde 1308 März 10 in Poitiers vom Papst zum Priester und *am Tag darauf* zum Bischof geweiht. Vgl. Hörnicke S. 12; Hauck V 1157; Friedrich Schneider, Kaiser Heinrich VII. I. Heft (2. Aufl. 1930) S. 18.

[56] Vgl. oben S. 237, 252 Anm. 28.

[57] Beide nennen ihn „karissimus". Böhmer, Reg. Heinr. VII. 580. Or. HStA., KS 1232. — Böhmer, Reg. Joh. v. Böhm. S. 182 Nr. 18. Or. HStA., Hochstift Regensburg. — Böhmer, Reg. Joh. v. Böhm. Nr. 541. Heidingsfelder 1535. — Vgl. Beilage 3.

[58] Martin, Reg. Salzb. II nr. 1115.

[59] Vgl. Heidingsfelder S. 408.

[60] Auch Janner nimmt an, daß Nikolaus' Stellung als Notar und Protonotar Heinrichs bzw. Johanns „sicher nicht ohne Einfluß auf seine Wahl" gewesen sei (vgl. Janner III 138).

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0269-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

V. Studium

Bis zu seiner Wahl zum Bischof (1313) wird Nikolaus in 26 Urkunden und Briefen namentlich erwähnt. In 23 von ihnen wird er „magister" oder „Meister" genannt[1]. Nur in dreien fehlt also diese Bezeichnung. Es sind dies:

1) Zwei Urkunden von Papst Klemens V. für Nikolaus von 1311 Juni 20[2]. Allerdings nennt Klemens in einer weiteren Urkunde vom selben Tag ihn „magister Nicolaus"[3].
2) In dem einzigen aus dieser Zeit von Nikolaus stammenden Brief — es ist ein Schreiben an Bischof Johann von Straßburg etwa vom Jahre 1311 — bezeichnet er sich selbst nur als „Nycolaus imperialis aule notarius"[4].

Man wird nun in diesem für Nikolaus so häufig belegten Titel „magister" wohl einen akademischen Grad sehen dürfen. Und das umso mehr, als Nikolaus Notar in der Reichskanzlei war. Gerade die Kanzleinotare waren häufig akademisch gebildet und führten den Magistertitel.

Bresslaus[5] Annahme, daß die kaiserlichen Kanzleibeamten den Magistertitel wahrscheinlich nach dem Vorbild der päpstlichen, die ihn „ganz allgemein und von Amts wegen" führten, angenommen hätten, mag für die Kanzlei Rudolfs zutreffen, für die Kanzlei Heinrichs VII. wird man sie nicht bestätigt finden. Daß der Magistertitel bei den Notaren der Kanzlei Heinrichs keineswegs die Regel war, beweist eine Reihe von Briefen, die im Formelbuch des Bischofs Johann von Straßburg (1306—1328) überliefert sind[6].

König Heinrich, der Kanzler Heinrich, Bischof von Trient, und die Notare H., Nikolaus und Otto versuchen darin, Bischof Johann zur Verleihung einer erledigten Pfründe an Notar Otto zu überreden[7]. In allen sechs Briefen wird dabei jeweils auf mindestens eines der vorhergegangenen Schreiben Bezug genommen.

[1] MB 49 Nr. 278 und 50 Nr. 35; Martin, Reg. Salzb. II nr. 1115, 1118, 1120; Chmel II 402 nr. 61, 340 nr. 40 und 341 nr. 42; Hirschmann 29 Nr. 32; Reg. Clem. 5702, 6953; Winkelmann, Acta imp. ined. II 766 nr. 1101, 1102; Herzberg-Fränkel, MIÖG 16 S. 477 f. (Anhang I—III); Böhmer, Acta imp. selecta I 449 nr. 641; RB V 224; Emler III 44 nr. 104; Beilagen 1—4.

[2] Reg. Clem. 6968 und 6975.

[3] Reg. Clem. 6953.

[4] Chmel II 342 nr. 43.

[5] Harry Bresslau, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien. I. Band, 2. Aufl. (Leipzig 1912) S. 549. — Vgl. auch Bresslau S. 323.

[6] HS Nr. 410 der Wiener Hofbibliothek.

[7] Siehe die Belege oben Anm. 1. — Die Briefe stammen etwa vom Jahre 1311. Vgl. auch unten S. 298 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0270-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Nikolaus wird in fünf dieser Briefe, nämlich von König Heinrich, vom Kanzler, vom Notar H. und zweimal vom Notar Otto regelmäßig als „magister Nicolaus" bezeichnet. Nur im sechsten nennt Nikolaus sich nicht selbst so. Otto wird in den Briefen des Königs, des Kanzlers, des Notars H. und des Notars Nikolaus erwähnt, heißt aber niemals „magister". Auch er selbst führt diesen Titel nicht, ebensowenig der Notar H.

Daß die Notare in der Kanzlei Heinrichs VII. den Magistertitel nicht „von Amts wegen" annahmen, ist damit zur Genüge bewiesen. Wenn aber von den drei erwähnten Notaren nur Nikolaus „magister" genannt wird, so zeigt das, daß er als einziger von ihnen durch Studium an einer Universität einen akademischen Grad erworben hatte.

Es wurde bereits festgestellt, daß der Aufstieg des nichtadeligen Nikolaus zum Bischof nur durch seine Beziehungen zu den Herrschern, in deren Kanzlei er Notar war, zu erklären ist. *Möglich* wurde er aber erst durch Nikolaus' akademische Bildung. Daß er nicht dem Adel angehörte, konnte er nur durch den Besuch einer Universität ausgleichen. Als nichtgraduierter Bürgerlicher konnte er zwar Aufnahme in der Reichskanzlei finden, niemals aber auch nur ein Kanonikat erlangen[8].

Auch Nikolaus' Zeitgenossen Peter von Aspelt und der schon mehrfach genannte Bischof Johann hatten den Magistergrad erworben. Da beide bürgerlicher Herkunft waren, wäre ihr Aufsteigen zum Erzbischof von Mainz beziehungsweise zum Bischof von Straßburg ohne Universitätsstudium undenkbar gewesen[9].

Daß Nikolaus sich in seinem Brief an Bischof Johann nicht „magister" nennt, widerspricht nicht der Annahme, er habe studiert. Auch der bekannte Registrator Kaiser Ludwigs des Baiern, Berthold von Tuttlingen, führte seinen Magistertitel nicht immer[10].

An welcher Hochschule kann nun Nikolaus aber den Magistergrad erworben haben?

[8] So mußten zum Beispiel in Regensburg nichtadelige Anwärter auf eine Kanonikalpfründe — ihre Zahl war beschränkt — ein theologisches oder juristisches Studium nachweisen. Vgl. oben S. 252 Anm. 25.

[9] Daß Bischof Johann, ehedem Protonotar und Kanzler König Albrechts, von Bernoulli (im Jahrbuch für Schweizerische Geschichte, Band 42, 297) in den Akten der Universität Bologna nachgewiesen wurde, veranlaßte Erben, die oben (S. 264) zitierte Vermutung Bresslaus in Zweifel zu ziehen. Er meint, im Falle des Protonotars Johann „treffe Annahme des Magistertitels von Amtswegen schwerlich zu". (Wilhelm Erben, Berthold von Tuttlingen, Registrator und Notar in der Kanzlei Kaiser Ludwigs des Baiern. = Denkschriften der Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Klasse. 66. Band, 2. Abhandlung (1923) S. 97 Anm. 6). — Johanns Aufenthalt in Bologna ist auch belegt bei E. Friedländer-C. Malagola, Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis (Berlin 1887) S. 37 zum Jahre 1290.

[10] Nach Erben, Berthold von Tuttlingen S. 97, regelmäßig nur außerhalb der Kanzlei. Vgl. auch Acht S. 99.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0271-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

In Betracht kommen nur die im 12. und 13. Jahrhundert entstandenen Universitäten Italiens und Frankreichs[11]. Ausländische Studenten bevorzugten von ihnen besonders Bologna und Paris[12]. Daneben könnte man noch am ehesten Padua als Studienort von Nikolaus annehmen, doch war er dort nicht zu ermitteln[13]. Auch über einen Aufenthalt von ihm an der Universität Paris ist nichts bekannt[14]. Wohl aber findet sich für 1302 Januar 7 unter den 36 Angehörigen der „nacio Theutonicorum" der Universität Bologna ein „dominus Nicolaus magister"[15]. Eine nähere Bezeichnung wie etwa sein Herkunftsort fehlt aber.

Die Identität dieses magister Nicolaus mit dem späteren Bischof von Regensburg ist zwar keineswegs erwiesen, doch kann sie immerhin angenommen werden, zumal der Zeitpunkt der Erwerbung des Magistergrades durchaus zu Nikolaus' erster Erwähnung als Magister 1306 September 26, dann wieder 1307 November 25 usf.[16] stimmt.

Wenn die Führung des Magistertitels durch Nikolaus vor 1306 nicht belegt ist, so rührt das lediglich daher, daß die Urkunde von 1306 überhaupt die erste ist, in der Nikolaus genannt wird.

Es ist demnach nicht nur möglich sondern sogar einigermaßen wahrscheinlich, daß Nikolaus um das Jahr 1300 in Bologna studiert hatte und dort als Jurist zum magister iurium graduiert wurde.

[11] Die englischen und spanischen Universitäten und Lissabon-Soimbra können wohl außer Acht gelassen werden.

[12] Bischof Johann von Straßburg hatte in Bologna studiert (vgl. oben S. 265 Anm. 9), der Mainzer Erzbischof Peter von Aspelt in Bologna, Padua und Paris (vgl. Schneider, Kaiser Heinrich VII. S. 19).

Von den Salzburger Domherren, die im Ausland studierten, gingen 6 nach Bologna, 3 nach Paris, je einer nach Siena und Avignon. Die übrigen besuchten von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an deutsche Universitäten. Wenn in Salzburg für ein Drittel der Domherren akademische Bildung nachgewiesen ist — sie war nicht vorgeschrieben —, so übertrifft das, nach Wagner-Klein S. 15, den Durchschnitt der meisten rein adeligen Domstifter. — Vgl. auch Hastings Rashdall, The Universities of Europe in the Middle Ages. Vol. I und II, 4. Aufl. Oxford 1951.

[13] Andrea Gloria, Monumenta della Università di Padova (1222—1318), Venedig 1884, Padua 1885 war von keiner deutschen Bibliothek zu erhalten.

Herr Dr. Fritz Weigle, der seine im Auftrag der Monumenta Germaniae historica durchgeführten Forschungen über deutsche Studenten an der Universität Perugia (1308) zum Teil auch auf andere italienische Universitäten ausdehnte, teilte mir freundlicherweise mit, daß Nikolaus in dem von ihm bearbeiteten Material nicht vorkommt.

[14] Jedenfalls wird er bei H. Denifle-E. Chatelain, Chartularium universitatis Parisiensis, Tomus II (1891) und bei Budinszky, Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter (Paris 1876) nicht aufgeführt.

[15] Friedländer-Malagola, Acta nacionis Germanicae S. 53. Bei G. C. Knod, Deutsche Studenten in Bologna, 1298—1562. Biographischer Index zu den Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis (Berlin 1899) fehlt er merkwürdigerweise.

[16] Heidingsfelder Nr. 1373 und 1400. — Vgl. Beilage 1.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0272-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

VI. Geburts- und Todesjahr

1) Geburtsjahr

Das Geburtsjahr von Nikolaus ist unbekannt. Verschiedene Anhaltspunkte ermöglichen aber eine wenigstens ungefähre Errechnung dieses Datums.

1. Nikolaus wurde 1313 März 19 im Alter von über 30 Jahren zum Bischof gewählt, wie das Regensburger Domkapitel in der Wahlanzeige bestätigte[1]. Er muß also spätestens etwa 1280 geboren sein.

2. König Heinrich VII. erwähnt 1310 August 7, Nikolaus habe bereits seinen Vorgängern treue Dienste geleistet (fidelia servicia, que . . . Nicolaus . . . nostris antecessoribus et imperio devotus exhibuit[2]).

   Daß Nikolaus unter König Albrecht (1298—1308) Notar war, steht fest. Ob er auch der Kanzlei Adolfs von Nassau (1292—1298) angehörte, ist jedoch wegen seiner österreichischen Herkunft fraglich. Vielmehr ist wahrscheinlich, daß er — wenn vielleicht auch nur für kurze Zeit (etwa von 1290 an) — als Notar in den Diensten des Habsburgers Rudolf (1273—1291) stand.

   In diesem Falle könnte Nikolaus nicht nach 1270 geboren sein, da er bei seinem Eintritt in die Kanzlei wenigstens 20 Jahre alt gewesen sein dürfte, doch ist nicht erwiesen, daß er wirklich Notar König Rudolfs war[3].

3. Nikolaus war, als er 1340 Oktober 11 nach siebenundzwanzigjähriger Amtszeit als Bischof von Regensburg starb[4], mindestens 60 (vgl. Punkt 1) aber wohl kaum mehr als 70 Jahre alt. Ein so hohes Alter wurde zu dieser Zeit verhältnismäßig selten erreicht. Hätte Nikolaus es aber noch überschritten, so würden die Quellen, die über seinen Tod berichten[4], es sicherlich nicht unterlassen haben, darauf besonders hinzuweisen.

   Nikolaus wird also zwischen 1270 und 1280 geboren sein[5].

[1] Martin, Reg. Salzb. II nr. 1115. Vgl. auch oben S. 258.
[2] Böhmer, Reg. Heinr. VII. Nr. 278. — Vgl. Beilage 2.
[3] Vgl. hierzu Kapitel VII, 2.
[4] Vgl. die folgenden Seiten.
[5] Nach den Vorschriften des Lyoner Konzils (1274) mußte ein Geistlicher, dem eine Pfarrkirche übertragen wurde, das 25. Lebensjahr erreicht haben. Nikolaus' erste Pfarrei war Schöckl (Steiermark). Er erhielt sie ungefähr um die Jahrhundertwende oder in den neunziger Jahren, doch ist der Zeitpunkt ungewiß. Siehe dazu oben S. 248 ff.
Über das bei Geistlichen vorgeschriebene Mindestalter zur Erlangung der Weihen oder einer Pfarrei vgl. F. W. Oediger, Über die Bildung der Geistlichen im späten Mittelalter S. 82 Anm. 3 (= Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters. Band II 1953).

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0273-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Nikolaus starb in Oberalteich und wurde dort begraben[6]. Über seinen Todestag machen die Quellen einander widersprechende Angaben.

Gams[7], Janner[8] und Hauck[9] nennen zwar einheitlich den 11. Oktober 1340, nachdem sie aber für Nikolaus' Wahl und Weihen falsche Daten bringen — was berichtigt werden konnte[10] —, erscheint es geraten, auch das von ihnen angegebene Datum des Todestages einer nochmaligen Prüfung zu unterziehen, zumal Hauck der einzige ist, der eine Quelle anführt.

Daß aber verschiedene Quellen existieren, soll die folgende Aufstellung deutlich machen. Aus ihr geht gleichzeitig hervor, welches Datum die einzelnen Quellen nennen.

1340 Oktober 11 Necrologium monasterii Oberaltacensis[11],
Necrologium Emeramianum recentius[12],
Series S. Emmerami[13],
Annales Ensdorfenses[14].
(So auch im Wappenbuch des Adam L. B. de Bernclau von 1776)[15].

1340 Oktober 10 Necrologium Windbergense[16].
Nach Hund und Hochwart nennt diesen Tag auch die Inschrift auf der Grabplatte des Bischofs im Chor der Oberalteicher Klosterkirche[17].

[6] Andreas von Regensburg, Chronicon episcoporum Ratisponensium (Oefele I 42; QE NF I 77). — Lorenz Hochwart, De primis episcopis Ratisponensibus (Oefele I 211). — Ulr. Onsorg, Catalogus pontificium Romanorum (Oefele I 372). — Fr. Christoph. Erythropolitanus Tubertinus, In Historiam episcoporum Ratisponensium (Oefele I 561). — Wig. Hund, Metropolis Salisburgensis I 138.

Auch nach den „Annales Ensdorfenses" (MG SS X 7), dem „Necrologium monasterii Oberaltacensis anno 1342 inchoatum et successive continuatum" (MB XII 295) und der „Chronica de ducibus Bavariae" (hrsg. v. Gg. Leidinger in MG Scriptores rer. German. in usum scholarum. Bayerische Chroniken des 14. Jahrhunderts (1918) S. 167 f.) ist Nikolaus in der Klosterkirche in Oberalteich begraben.

[7] Gams, Series episcoporum S. 305 (ohne Quellenangabe).

[8] Janner III 208 (ohne Quellenangabe).

[9] Hauck V 1170 (nach den Annales Ensdorfenses).

[10] Vgl. oben S. 257 f. und 260 ff.

[11] MB XII 295.

[12] MB XIV 397.

[13] MG SS XIII 661.

[14] MG SS X 7.

[15] Ordinariatsarchiv Regensburg, III 100 c pag. 39. — Weitere Quellen zum 11. Oktober bei E. F. Mooyer, Auszüge aus zwei Necrologien des Klosters St. Emmeram zu Regensburg, VO XIII 377 f.

[16] MB XIV 104.

[17] Wig. Hund, Metrop. Salisb. I 138: . . . . sepultus in choro sub hoc epitaphio: Ille dominus Nicolaus episcopus Ratisponensis obiit anno 1340 6. idus octobris. — Hochwart, Oefele I 211: . . . . contumulatur in choro sub hoc

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0274-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

1342 Oktober 10 Annales Ensdorfenses[18].

In den Annales Ensdorfenses ist Nikolaus' Tod also zweimal vermerkt[19], was nur durch ein Versehen zu erklären ist. Die Einträge, von denen der erste (zu 1340) der ausführlichere ist, bringen verschiedene Daten, obwohl sie nur wenige Zeilen auseinanderliegen. Daß von den beiden Einträgen der zweite, der das Jahr 1342 nennt, für die weitere Untersuchung als unrichtig ausgeschieden werden kann, beweist die Tatsache, daß die Wahl von Nikolaus' Nachfolger noch 1340 stattfand[20].

Von den übrigen Quellen dürfen wohl die Aufzeichnungen aus St. Emmeram und das Oberalteicher Necrologium die größte Glaubwürdigkeit beanspruchen, da man am Bischofssitz und an Nikolaus' Sterbeort über den Todestag sicher am besten unterrichtet war. In allen drei Quellen ist übereinstimmend der 11. Oktober verzeichnet.

Daß das Oberalteicher Necrolog im Jahre 1342 angelegt wurde[21], besagt noch nicht, daß auch die Niederschrift des Todesdatums erst aus diesem Jahre stammt. Es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß es aus einem älteren Necrolog in das neuangelegte übernommen wurde.

Der Eintrag in der Series S. Emmerami erfolgte kurz nach Nikolaus' Tod, jedenfalls aber noch im Jahre 1340, wie das in der Bayerischen Staatsbibliothek in München liegende Original beweist. Es ist enthalten in einem Codex (clm 13081), als dessen Entstehungszeit der Katalog das Jahr 1338 angibt, was wenigstens für die auf fol. 214'/215 stehende Liste der Regensburger Bischöfe ungefähr zutrifft. Nach dem paläographischen Befund ist sie im dritten oder vierten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts von einer Hand mit gleicher Tinte ohne Duktuswechsel in einem Zug geschrieben.

Daß sie in der Zeit nach dem Regierungsantritt und vor dem Tod von Bischof Nikolaus — also zwischen 1313 und 1340 — entstanden sein muß, beweist auch der abschließende Eintrag (fol. 215):

„Huic successit dominus Nycolaus cancellarius regis Bohemie."

Der darauf folgende Nachtrag in einer wenige Jahre jüngeren Schrift stammt von anderer Hand und lautet:

„Hic sedit annis XXVII et medio obitt autem a(nno) d(omini) M CCC° XL, V idus octobris.

Anno d(omini) M° CCC° quadragesimo in die Brictii[22] electi sunt per capitulum ecclesie Ratisponensis tres videlicet dominus Frider(icus) purgravius

epitaphio: A. d. 1340 VI. idus octobris obiit dominus Nicolaus Ratisponensis episcopus.

[18] MG SS X 7.

[19] Vgl. oben S. 268 f.

[20] Vgl. Janner III 209 ff. und unten S. 269 f.

[21] „anno 1342 inchoatum". Vgl. oben S. 268 Anm. 6.

[22] 13. November.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0275-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Nurnbergensis prepositus eccl(esi)e Rat(isponensis), item dominus Heinr(icus) de Lapide decanus Eystetensis, item dominus Hilpoldus de Heimberch canonicus Rat(isponensis)."

Der Domherr Hilpolt von Heimberg hatte die wenigsten Stimmen erhalten und resignierte unmittelbar nach der Wahl. Der ebenfalls von einer Minderheit gewählte Eichstätter Domdekan Heinrich von Stein behauptete sich jedoch neben dem von der Majorität erkorenen Dompropst Friedrich, Burggrafen von Nürnberg, und vermochte sich, da er vom Kaiser anerkannt wurde, anfangs sogar gegen ihn durchzusetzen, obwohl der Papst den Streit zu Gunsten von Friedrich entschied, auf dessen Seite auch die Regensburger Bürgerschaft stand. Erst 1345 zog sich Heinrich nach Eichstätt zurück, wo er im folgenden Jahre starb[23].

Der Schreiber des Nachtrags, wohl ein St. Emmeramer Mönch, der die Vorgänge bei der Wahl aus nächster Nähe verfolgt hatte, berichtet von alledem kein Wort. Daß er nicht einmal den Rücktritt Hilpolts von Heimberg erwähnt, was er doch sicher nicht unterlassen hätte, wenn dieser ihn bereits bekannt gegeben hätte, beweist, daß der Bericht unmittelbar im Anschluß an die Wahl niedergeschrieben wurde, wohl noch am 13. November.

Seit Nikolaus' Tod war also gerade ein Monat vergangen, als der Bischofsliste dieser einzige Nachtrag vom Tode des Bischofs und von der Neuwahl angefügt wurde, weshalb man annehmen darf, daß das Datum des Todestages richtig angegeben ist.

Das Necrologium Windbergense nennt demgegenüber den 10. Oktober, obwohl das Kloster Windberg kaum zwei Wegstunden von Oberalteich, dem Ort, an dem Nikolaus starb, entfernt liegt[24]. Doch wird man dem Eintrag in dem aus Oberalteich selbst stammenden Necrolog den Vorrang zu geben haben, zumal er auch mit den gleichzeitigen Aufzeichnungen aus St. Emmeram in Regensburg übereinstimmt.

Nach Hochwart und Hund bezeichnete die Inschrift auf Nikolaus' nicht mehr erhaltenem Epitaph[25] den 10. Oktober als Todestag. Da die Wiedergabe der Inschrift bei Hund verschieden ist von der bei Hochwart[26], muß einem von beiden eine ungenaue Beschreibung der Grabplatte als Vorlage gedient haben. Möglicherweise hat keiner von ihnen das Original gesehen; vielleicht benutzen beide eine Abschrift.

Da es aber wenig wahrscheinlich ist, daß das Epitaph ein anderes

[23] Vgl. Janner III 209—213, 221 und die dort angegebenen Quellen. Siehe auch MB 50 S. 607.

[24] In der Luftlinie sind es nur etwa 7 km.

[25] In den Kunstdenkmälern von Bayern, Regierungsbezirk Niederbayern XX Bezirksamt Bogen. Bearb. von Bernh. Herm. Röttger, München 1929 wird es weder bei der Beschreibung der Grab- und Gedenksteine der Oberalteicher Klosterkirche (S. 276—288) noch bei der des Friedhofs (S. 297—302) aufgeführt.

[26] Siehe oben S. 268 Anm. 17.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0276-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Datum nannte als das Necrolog des Klosters, muß die Richtigkeit der Abschriften der beiden Chronisten in Zweifel gezogen werden. Ein Beweis läßt sich dafür freilich nicht erbringen. Vielleicht war auf dem Epitaph wirklich der 10. Oktober als Todestag angegeben. Der Widerspruch zu dem Eintrag im Necrolog ließe sich dann vielleicht dadurch erklären, daß das Grabmal erst geraume Zeit nach dem Tode des Bischofs angefertigt wurde und daß das genaue Datum des Todestages inzwischen in Vergessenheit geraten war. In diesem Falle hätte man aber wohl das jederzeit greifbare Klosternecrolog zu Rate gezogen.

Wie dem auch sei: Man wird dem Necrologeintrag sicher mehr Gewicht beimessen dürfen als den Abschriften des nicht mehr erhaltenen Epitaphs[27], zumal er auch mit den Aufzeichnungen aus St. Emmeram in Regensburg, die den 11. Oktober nennen, übereinstimmt.

Verschiedene Chronisten[28] berichten, Nikolaus sei in Oberalteich in selbstgewählter Verbannung gestorben. Den Vorfall, der Nikolaus veranlaßt haben soll, Regensburg für immer zu verlassen, erzählen die Chronisten mit aller Ausführlichkeit. Aus diesen Schilderungen sei hier nur das Wesentliche wiedergegeben:

Im Jahre 1321[29] floh ein Bäcker, der einen Regensburger Bürger aus Rache erstochen hatte, nach der Untat in die bischöfliche Residenz und verbarg sich in den Gemächern des Bischofs. Er wurde jedoch von seinen Verfolgern entdeckt und unter Mißachtung des Asylrechts[30] gewaltsam hinweggeführt und enthauptet. Der Bischof war über diesen Rechtsbruch so empört, daß er Regensburg verließ und schwor, nicht mehr dahin zurückzukehren — weder als Lebender noch als Toter —, solange der Frevel nicht gesühnt sei.

Diese Begebenheit, die sich durchaus so zugetragen haben kann, wurde erstmals zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch Andreas von Regensburg aufgezeichnet, der daraus, daß Nikolaus tatsächlich außerhalb der Stadt starb, den Schluß zog, der Bischof habe, ohne mit den Bürgern Frieden geschlossen zu haben, bis zu seinem Ende im Exil gelebt. Die

[27] Eine Oberalteicher Chronik des 18. Jahrhunderts verzeichnet ein weiteres — angeblich altes — Epitaph, das den Todestag jedoch nicht angibt. Den Text der Inschrift bringt Janner III 208.

[28] Hund, Metrop. Salisb. I 206. — Andreas Ratisponensis, Chron. episc. Ratisp. (Oefele I 37; QE NF I 77). — Hochwart, De primis episc. Ratisp. (Oefele I 211). — Onsorg, Catalog. pontif. Roman. (Oefele I 372). — Christ. Erythrop. Tubertin., In Historiam episc. Ratisp. (Oefele I 561). — Dazu kommt noch eine Unzahl ungedruckter Regensburger Chroniken des 17. und 18. Jahrhunderts in der Bayerischen Staatsbibliothek in München und im Archiv des historischen Vereins in Regensburg. Die meisten von ihnen stellen allerdings lediglich Abschriften älterer Chroniken dar. Viele stimmen untereinander fast wörtlich überein.

[29] Einzelne Chroniken geben das Jahr 1326 an.

[30] Als Freistätten galten neben Kirchen, Klöstern, Friedhöfen, Spitälern usf. auch die Wohnungen von Priestern, insbesondere von Bischöfen.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0277-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

gleiche Annahme findet sich auch bei den späteren Chronisten, doch besteht sie zu Unrecht[31].

Nikolaus weilte allerdings nur selten in der Stadt und hielt sich vorwiegend in den auf hochstiftischem Boden gelegenen Burgen Donaustauf und Wörth auf, was jedenfalls darauf hindeutet, daß das Einvernehmen zwischen ihm und den Bürgern nicht das beste war — eine Erscheinung, die freilich keineswegs auf Nikolaus' Zeit beschränkt war, da auch unter seinen Vorgängern und Nachfolgern offene Feindseligkeiten zwischen den selbstbewußten Bürgern und den Bischöfen, die in der Reichsstadt keinen leichten Stand hatten, durchaus keine Seltenheit waren. Doch ist Nikolaus' Aufenthalt in Regensburg auch in den Jahren nach 1321 wiederholt belegt[32].

Daß es zu einer Aussöhnung mit der Stadt gekommen war, beweist überdies ein Schreiben des Rates an den Bischof etwa vom Jahre 1328, worin es heißt:

„. . . nu seit ir nâhst in sôlhen genaden von uns gescheiden . . ."[33].

Janner meint, Nikolaus sei deshalb nicht in Regensburg gestorben, weil er sich, als er den Tod nahen fühlte, in das Kloster Oberalteich zurückgezogen habe[34]. Über ein besonders enges Verhältnis des Bischofs zum Kloster ist jedoch nichts bekannt, sodaß zu dieser Annahme kein Grund besteht. Ihr widerspricht auch der wenige Wochen nach Nikolaus' Tod vorgenommene Eintrag in der Series S. Emmerami:

„Hic sedit annis XXVII et m e d i o o b i i t autem anno domini M CCC° XL, V idus octobris"[35].

Auf das Alter des Bischofs kann dieses „media obiit" nicht bezogen werden, da Nikolaus 1340 mindestens 60 Jahre alt war[36]. Es wird vielmehr so aufzufassen sein, daß Nikolaus noch tatkräftig für das Wohl der Diözese und des Hochstifts wirkte[37], als ihn auf einer Reise der Tod mitten aus seiner Arbeit riß[38].

[31] Schon Schuegraf, VO XI 111 betont, daß die Darstellung der Chroniken unzutreffend sei, da Nikolaus in den Jahren 1322—1340 des öfteren in Regensburg geurkundet habe.

[32] So 1327 September 19. An diesem Tage weihte er in der bischöflichen Hauskapelle in Regensburg Konrad Neunburger zum Priester (MB 53 Nr. 537. Vgl. auch oben S. 262).

[33] MB 53 Nr. 821.

[34] Janner III 207 f.

[35] MG SS XIII 661 aus clm 13081 fol. 215. Vgl. oben S. 269.

[36] Vgl. oben S. 267.

[37] Das zeigen mehrere im März dieses Jahres in Donaustauf ausgestellte Urkunden (RB VII 274. MB 53 Nr. 902, 903).

[38] Auch Schuegraf, VO XI 111 hält es für wahrscheinlich, daß Nikolaus bei einem Besuch in Oberalteich erkrankte.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0278-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

VII. Notar der Reichskanzlei

1) In der Kanzlei Albrechts I.

Auf die Tatsache, daß Nikolaus vor seiner Wahl zum Bischof Notar Heinrichs VII. war, wird in der Literatur verschiedentlich hingewiesen[1]. Daß er aber auch bereits unter König Albrecht I. der Reichskanzlei angehört haben muß, erwähnt nur Steinberger in den beiden zum Teil von ihm bearbeiteten Bänden der Urkunden des Hochstifts Eichstätt[2]. Er stützt sich dabei auf die oben schon besprochenen Briefe[3] des Bischofs Philipp von Eichstätt[4] bezw. der Pröpste Arnold von Eichstätt und Ulrich von Spalt[5] aus den Jahren 1306/07, in denen das Regensburger Domkapitel aufgefordert wird, dem Magister Nikolaus die ihm vom Papst verliehene Kanonikalpfründe nicht länger vorzuenthalten, da es sonst mit der Ungnade des Königs rechnen müsse, während es bei Berücksichtigung der päpstlichen Provision dessen Wohlwollen erwerben könne. Der Inhalt dieser beiden Briefe läßt die von Steinberger im 1. Band ausgesprochene Annahme, Nikolaus habe „in näheren Beziehungen zu König Albrecht I. gestanden"[6], durchaus zu.

Im 2. Band geht Steinberger noch einmal auf die beiden dort aufgenommenen Briefe und auf Magister Nikolaus ein und stellt fest, daß „dessen Stellung als königlicher Notar die Worte ‚indignacionem regiam' und ‚attendentes quod per ipsius promocionem non solum domini Alberti regis . . . benivolentiam obtinebitis et favorem' genugsam kennzeichnen"[7].

Man ist geneigt, diesen Schluß übereilt zu nennen, da Nikolaus in keinem der beiden Stücke als Notar bezeichnet wird und er sich das Vertrauen und die Gunst des Königs ebensogut auf andere Weise, etwa als sein Kaplan, verdient haben konnte. Auch vermag Steinberger für seine Behauptung keinen Beweis zu erbringen, doch findet er mit sicherem Gefühl die richtige Fährte. Das zeigen zwei Urkunden aus

[1] Janner III 137 kommt darauf nur ganz kurz zu sprechen und führt lediglich eine Urkunde Heinrichs VII. vom Jahre 1310 an (Böhmer, Reg. Heinr. VII. 580), in der dieser Nikolaus seinen Notar nennt. — Acht S. 99 f. befaßt sich eingehender mit dieser Frage und verweist auf Böhmer, Reg. Heinr. VII. 278, 363, 580. — Heidingsfelder Nr. 1354 S. 432 stellt zwar fest, daß Nikolaus in den Jahren 1310—1312 wiederholt als Notar Heinrichs VII. bezeugt sei, bringt jedoch nur zwei Beispiele (Böhmer, Reg. Heinr. VII. 580; Böhmer, Acta imp. sel. I 449 Nr. 641).

[2] MB 49 und 50.

[3] Vgl. oben S. 250.

[4] Heidingsfelder 1399 a. — Gedruckt bei Chmel II 403 f. nr. 62; MB 50 Nr. 1.

[5] MB 50 Nr. 1 Anm. 1. Heidingsfelder 1399 b. Gedruckt bei Chmel II 402 f. nr. 61.

[6] MB 49 Nr. 278 Anm. 3.

[7] MB 50 Nr. 1 Anm. 1.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0279-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

den Jahren 1306 und 1310, die allerdings nur in Regestenform veröffentlicht sind und die deshalb in der bisherigen Forschung nicht genügend berücksichtigt wurden.

Die erste ist ein 1306 September 26 in München ausgestelltes Schreiben der Herzoge Rudolf und Ludwig von Baiern, worin sie Sifrid dem Frauenberger von dem Hag[8] und allen anderen, die an der Gefangensetzung von „maister Nyclaus", Schreiber des Königs Albrecht, beteiligt waren, auch an Nikolaus' Statt versichern, daß sie deswegen weder von dem Bischof von Eichstätt noch sonst von jemandem Schaden erleiden sollen[9].

In einer zweiten hier zu erwähnenden Urkunde überträgt König Heinrich VII. 1310 August 7 seinem Notar Magister Nikolaus die „villa Hettingen"[10] wegen der treuen Dienste, welche dieser ihm und seinen Vorgängern erwiesen habe:

„. . . grata continua et fidelia servicia, que vir honorabilis magister Nycolaus, thesaurarius Eystetensis, notarius noster dilectus nobis, nostris antecessoribus et imperio devotus exhibuit . . ."[11].

Daß Nikolaus diese Dienste auch bereits unter Heinrichs Vorgängern als *Notar* geleistet hat, ist in der Arenga zwar nicht ausdrücklich angegeben, doch geht es eindeutig aus der Urkunde der Herzoge hervor.

Da der dort genannte Magister Nikolaus aber ohne Beinamen erscheint und auch nicht als „canonicus Eystetensis" bezeichnet wird oder als „thesaurarius Eystetensis"[12] wie in der Urkunde Heinrichs VII., darf er nicht ohne weiteres mit Nikolaus von Ybbs gleichgesetzt werden, zumal der Kanzlei Albrechts noch ein anderer Magister Nikolaus angehörte, der in Urkunden gewöhnlich „magister Nicolaus de Spira" genannt wird[13].

Hessel[14] hält ihn für den Notar Nikolaus aus der Urkunde der Herzoge von 1306 September 26. Daß diese jedoch unrichtig ist, beweist die Tatsache, daß Nikolaus von Speyer bereits vorher mehreremale als

[8] Haag i. Obb. (Landkreis Wasserburg a. Inn).

[9] Original im HStA. München, Kurbaiern Urk. Nr. 32347. — RB V 103. Heidingsfelder 1373. Vgl. Beilage 1.

[10] Höttingen, Landkreis Weißenburg in Bayern.

[11] Original HStA. München, Kaiserselekt Nr. 1223½. — Böhmer, Reg. Heinr. VII. 278. Heidingsfelder 1472. RB V 180. Vgl. Beilage 2.

[12] Als Thesaurar von Eichstätt ist Nikolaus erstmals 1307 November 25 belegt (MB 50 Nr. 35). Domherr war er seit spätestens 1306. Vgl. oben S. 250.

[13] Daß Nikolaus von Ybbs nicht mit Nikolaus von Speyer identisch ist, erwähnen bereits Heidingsfelder S. 432 und Steinberger, MB 49 Nr. 278 Anm. 3, da letzterer 1317 Januar 17, als Nikolaus von Ybbs längst Bischof von Regensburg war, als Propst von Mělník belegt ist (Emler III 146 Nr. 356). „Magister Nycolaus dictus de Spyra" erscheint auch schon 1312 Januar 6 als „prepositus Melnycensis" (Emler III 24 Nr. 56). Beide Urkunden sind in Prag ausgestellt.

[14] Alfr. Hessel, Jahrbücher des deutschen Reiches unter König Albrecht I. von Habsburg (1931) S. 204.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0280-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Albrechts Protonotar erscheint, so 1305 August 13[15] und 1306 April 16[16], dann wieder 1307 Juni 4[17].

In Urkunden, die in deutscher Sprache abgefaßt waren, wurde „prothonotarius" mit „obrister schreiber" wiedergegeben. Der Magister Nikolaus der Herzogsurkunde wird jedoch nur „Schreiber" genannt, kann also mit Nikolaus von Speyer nicht identisch sein.

Daraus und aus dem Umstand, daß ein weiterer Notar des Vornamens Nikolaus unter Albrechts Kanzleipersonal nicht genannt wird[18], geht hervor, daß es sich bei dem in dieser Urkunde erwähnten Schreiber Nikolaus nur um Nikolaus von Ybbs handeln kann[19].

Es erscheint zunächst überraschend, daß Nikolaus, der sich als königlicher Notar ständig in Albrechts Umgebung befand, durch einen Angehörigen eines in der Gegend von München sitzenden wittelsbachischen Ministerialengeschlechts — also vermutlich in Oberbaiern festgenommen werden konnte, da König Albrecht diese Gegend während des ganzen Jahres 1306 nicht berührte. Allerdings weilte er — vom Rhein kommend — 1306 August 29 bis September 8 in Nürnberg, wo er seinen Zug nach Böhmen für einige Tage unterbrach[20].

Möglicherweise entsandte er von dort aus seinen Notar mit einem Auftrag zu den Herzogen Rudolf und Ludwig nach München. Bei dieser Gelegenheit konnte Nikolaus unterwegs in die Hand des Frauenbergers geraten sein. Der Grund für diese Festnahme ist jedoch nicht bekannt.

Der Vorfall, der vermutlich auf einem Mißverständnis beruht hatte, wurde wenige Wochen später durch die Urkunde der Herzoge vom 26. September bereinigt. Wenn es darin heißt, Herzog Stephan von Niederbayern, der in dem Fall anscheinend auch eine Rolle gespielt hatte, und Sifrid Frauenberger würden deswegen von dem Bischof von Eichstätt keinen Schaden erleiden, so kann daraus geschlossen

[15] Böhmer, Reg. Albr. I. 519.

[16] MG Const. IV 1258 Nr. 1204.

[17] MG Const. IV 193 f. Nr. 226. — Böhmer, Reg. Albr. I. 577. — Protonotar wird Nikolaus von Speyer wohl auch bereits 1303 Januar 11 gewesen sein. An diesem Tag wird nämlich sein Amtsvorgänger Johann zum erstenmal Kanzler genannt (Böhmer, Reg. Albr. I. 414). Vgl. MB 49 Nr. 278 Anm. 3 und Heidingsfelder S. 432.

[18] Böhmer führt in der Vorbemerkung zu den Regesten Albrechts I. keinen Notar Nikolaus auf. Ein „Nicolaus de s. Vito domini Alberti Romanorum regis publicus notarius" ist noch im Jahre 1321 als *öffentlicher* Schreiber belegt. Er war also sicherlich nicht Mitglied der königlichen Kanzlei. Vgl. E. v. Ottenthal-Osw. Redlich, Archiv-Berichte aus Tirol. Band IV 442 ff. Nr. 369, 386, 392 (= Mitteilungen der dritten (Archiv-) Section der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Band VII.) Wien 1912.

[19] Im Namensregister der Eichstätter Regesten Heidingsfelders und der Regesta boica wird er weder mit Nikolaus von Speyer noch mit Nikolaus von Ybbs identifiziert, sondern nur als königlicher Notar bezeichnet.

[20] Vgl. das Itinerar des Königs bei Böhmer.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0281-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

werden, daß der Bischof sich in die Angelegenheit eingeschaltet und zugunsten von Nikolaus interveniert hatte.

Philipp von Rathsamhausen war 1306 Februar 18 von Klemens V. zum Bischof von Eichstätt ernannt worden[21]. Er war vorher Abt des Zisterzienserklosters Pairis im Oberelsaß und Beichtvater König Albrechts gewesen[22] und hatte Nikolaus wohl bereits am königlichen Hofe kennengelernt.

Daß er sich für Nikolaus einsetzte, wird damit erklärt werden können, daß dieser dem Eichstätter Kapitel als Domherr angehörte[23]. Wenn Nikolaus in der fraglichen Zeit mit einem Auftrag des Königs von Nürnberg nach München reiste, wie angenommen wurde, wird er es kaum versäumt haben, in Eichstätt, das für ihn ja am Weg lag, Halt zu machen[24]. Vielleicht hatte Nikolaus, der wegen seiner Tätigkeit in der Reichskanzlei nicht in Eichstätt residierte[25], dort auch eine seine Pfründeneinkünfte betreffende Angelegenheit zu regeln.

Bei dieser Gelegenheit könnte er auch an den Bischof und das Kapitel mit der Bitte herangetreten sein, mit dem Domkapitel in Regensburg Verbindung aufzunehmen wegen der Kanonikalpfründe, die ihm durch päpstliche Provision dort verliehen war. Als Entstehungszeit der undatierten Briefe Bischof Philipps und der Pröpste Arnold von Eichstätt und Ulrich von Spalt, die, wie schon erwähnt[26], die Freigabe der Nikolaus bis dahin verweigerten Domherrenstelle bewirkten, wäre dann die zweite Hälfte des Jahres 1306 anzusetzen[27].

Die guten Beziehungen, die zwischen Nikolaus, dem Notar Heinrichs VII., und Bischof Johann von Straßburg bestanden[28], gehen mit Sicherheit zurück auf die Zeit von Nikolaus' Tätigkeit in der Kanzlei König Albrechts, der Johann mehrere Jahre lang als Protonotar, später als Vizekanzler und als Kanzler vorgestanden hatte[29].

Wie wichtig die Bekanntschaft von Männern wie Johann und Philipp, mit dem Nikolaus ja ebenfalls schon am Hofe Albrechts in Berührung

[21] Reg. Clem. 330. — Heidingsfelder 1355.

[22] Abt von Pairis war Philipp seit 1301. Als Beichtvater Albrechts wird er 1304 August 19 genannt (Böhmer, Reg. Albr. I. 492). Vgl. Heidingsfelder S. 425.

[23] Vgl. oben S. 274 Anm. 12.

[24] Auch im folgenden Jahr nützte er eine ähnliche Gelegenheit zu einem Besuch in Eichstätt. 1307 November 25 erscheint er dort als Zeuge (Heidingsfelder 1400), während Albrecht Baiern durchzog (11. November in Landshut, 8. Dezember in Nürnberg. Vgl. Albrechts Itinerar bei Böhmer).

[25] Vgl. oben S. 253.

[26] Vgl. oben S. 252.

[27] Zur Datierung der beiden Briefe vgl. oben S. 250.

[28] Vgl. unten S. 294 ff.

[29] Johann erscheint zum erstenmal als Protonotar 1298 Oktober 18 (Böhmer, Reg. Albr. I. 62; Heidingsfelder 1317), Vizekanzler 1302 März 27 (MG Const. IV 89 ff. Nr. 113 ff.; Heidingsfelder 1328), als Kanzler 1303 Januar 11 (Böhmer, Reg. Albr. I. 414; Heidingsfelder 1331).

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0282-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

gekommen war, für einen dem geistlichen Stande angehörigen und auf Vermehrung seiner Einkünfte bedachten Notar sein konnte, geht daraus hervor, daß Nikolaus unter König Albrecht eine ganze Reihe von Pfründen erlangte[30], die er vermutlich ihrer Fürsprache zu verdanken hatte:

Die in Niederösterreich gelegene Pfarrei Abstetten erhielt Nikolaus zwischen 1300 und 1306/07 vielleicht auf Grund einer päpstlichen Provision, die Johann für ihn erwirkt haben könnte, da er in den Jahren 1300—1303 viermal als Mitglied bezw. als Führer königlicher Gesandtschaften an die päpstliche Kurie ging[31]. Auch wenn das Präsentationsrecht für die Pfarrei der *König* besaß, wird man annehmen dürfen, daß es Johann war, der sich als Vorstand der Kanzlei für den Notar Nikolaus bei Albrecht verwendet hatte.

1306/07 wird Nikolaus zum erstenmal als Domherr von Eichstätt genannt — kurze Zeit nachdem das dortige Domkapitel den Kanzler Johann zum Bischof gewählt hatte (Juni 1305)[32]. 1306 Februar 18 bestimmte Papst Klemens V. Philipp zum Nachfolger des nach Straßburg transferierten Johann[33]. Nicht viel später ist Nikolaus als *Kustos* von Eichstätt belegt[34].

Er hat also ganz offensichtlich den für ihn so günstigen Umstand, daß zwei ihm bekannte Männer auf Bischofsstühle gelangten, ausgenützt, um sich um diese Pfründen zu bewerben. Der Unterstützung der beiden Bischöfe wird es in erster Linie zuzuschreiben sein, daß diese Bewerbungen Erfolg hatten[35].

Ihnen verdankte Nikolaus wohl auch die päpstliche Provision auf ein Regensburger Kanonikat, das Klemens V. ihm bewilligte. Der genaue Zeitpunkt der Verleihung ist nicht bekannt (1306/07). Wahrscheinlich aber hatte König Albrecht seine im Februar 1306 an der Kurie weilenden Gesandten Johann und Philipp[36] beauftragt, sich beim Papst wegen einer Pfründe für Nikolaus einzusetzen.

[30] Vgl. dazu oben S. 248 ff.
[31] Vgl. Heidingsfelder S. 407.
[32] Vgl. Heidingsfelder S. 408.
[33] Heidingsfelder Nr. 1352.
[34] 1307 November 25. Heidingsfelder Nr. 1400.
[35] Heidingsfelders Vermutung, Nikolaus habe die Domherrenstelle „wohl König Albrecht zu verdanken", trifft demnach nur indirekt zu (vgl. Heidingsfelder S. 432).
[36] Vgl. Friedr. Gutsche, Die Beziehungen zwischen Reich und Kurie vom Tode Bonifaz' VIII. bis zur Wahl Heinrichs VII. (1303—1308). Diss. Marburg 1913, S. 18 f.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0283-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

2) *In den Kanzleien der „Vorgänger Heinrichs VII."*

Daß Nikolaus der Kanzlei König Albrechts angehörte, beweist die Urkunde der oberbayerischen Herzoge von 1306 September 26[37]. Die Urkunde König Heinrichs VII. von 1310 August 7 spricht aber davon, daß Nikolaus in den Diensten von Heinrichs Vorgängern gestanden habe („. . . nostris antecessoribus . . .")[38].

Es ist also von mindestens zwei Vorgängern die Rede, wie die Anwendung des Plurals zeigt.

Das besagt, daß Nikolaus nicht nur unter Albrecht sondern auch unter Adolf von Nassau oder unter Rudolf von Habsburg Notar war, vielleicht sogar unter beiden. Allerdings wird er in keiner der einschlägigen Arbeiten beim Kanzleipersonal Adolfs oder Rudolfs aufgeführt[39], doch kann dies nicht als Beweis dafür gelten, daß er erst später in die königliche Kanzlei eintrat, da die Kanzleiforschung für diese Zeit noch beträchtliche Lücken aufweist[40]. Auch die Urkunde, in der Nikolaus als Notar Albrechts erscheint, wird nirgends erwähnt. Zudem ist nur ein geringer Teil der damaligen Schreiber namentlich bekannt.

So kann Samanek in seiner vorbereitenden Untersuchung zu den Regesten König Adolfs[41] zwar eine ganze Reihe der Schreiber der 43 Urkunden des Anhangs bestimmen, jedoch keinen von ihnen mit Namen nennen. Es ist nun durchaus möglich, daß sich unter ihnen auch Nikolaus befindet, doch muß der Versuch, einen Notar, dessen Schrift — oft das einzige Identifizierungsmittel — nicht bekannt ist, in einer Kanzlei neben anderen, gleichfalls ungenannten Schreibern ermitteln zu wollen, unter solchen Umständen fast aussichtslos erscheinen.

Franz Martin, der mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, „möchte es fast die Tragik des Kanzleiforschers nennen, daß gerade in dem Zeitpunkt, als das Material dichter wird und die äußeren Lebensumstände der Notare in helleres Licht treten, die Urkundenschreiber in Anonymität versinken"[42].

[37] Heidingsfelder 1373. — Sie ist allerdings der einzige Beleg.

[38] Vgl. oben S. 274.

[39] Er fehlt z. B. bei Böhmer in der Aufzählung der Notare in den Vorbemerkungen zu den Regesten Rudolfs und Adolfs, desgleichen in der Aufstellung bei Bresslau I[2] 570 f. — S. Herzberg-Fränkel, Geschichte der deutschen Reichskanzlei 1246—1308. I. Teil: Die Organisation der Reichskanzlei (= MIÖG Erg. Bd. I (1885) S. 254—297) kündigt die Biographien der Notare für den II. Teil seiner Arbeit an, der jedoch nie erschienen ist.

[40] Für die österreichische Kanzlei, die in der folgenden Untersuchung noch eine wichtige Rolle spielen wird, erwähnt dies auch Erich Lindeck, Magister Berthold von Kiburg, Protonotar der Herzoge von Österreich (1299—1314). = MIÖG 54 (1942) S. 59.

[41] Vinzenz Samanek, Studien zur Geschichte König Adolfs. Vorarbeiten zu den Regesta imperii VI 2 (1292—1298). = Sitzungsber. d. Akad. d. Wiss. in Wien. Phil.-histor. Klasse. 207. Band, 2. Abhandlung. Wien und Leipzig 1930.

[42] Franz Martin, Zum spätmittelalterlichen Salzburger Urkundenwesen. = MIÖG Erg. Bd. XI (1929) S. 283.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0284-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Darf man aber eigentlich die Arenga der Urkunde König Heinrichs VII., nach der Nikolaus die villa Höttingen für die Dienste erhielt, die er Heinrich und seinen Vorgängern fortwährend geleistet hatte, wörtlich auffassen, oder muß man nicht vielmehr annehmen, daß es sich hierbei um eine bloße Formel handelt?

Gerade bei Arengen muß diese Möglichkeit immer erwogen werden; hier trifft sie jedoch kaum zu, denn es darf als wahrscheinlich angesehen werden, daß Nikolaus das Formular selbst verfaßte und die Urkunde auch selbst schrieb, wie dies in solchen Fällen üblich gewesen zu sein scheint[43].

Ganz sicher aber ist die Verleihungsurkunde Heinrichs in der königlichen Kanzlei entstanden und wenn nicht von Nikolaus selbst so doch von einem Connotar im Einvernehmen mit Nikolaus ausgefertigt worden, sodaß ein Irrtum bezüglich der Angabe über Nikolaus' frühere Kanzleitätigkeit als ausgeschlossen gelten kann. Da wohl jeder der Notare Heinrichs über die Laufbahn seiner Kollegen — wenigstens soweit sie die Zugehörigkeit zur Kanzlei betraf — unterrichtet war und Nikolaus ohnehin eine gewisse Sonderstellung in der Kanzlei eingenommen zu haben scheint — vermutlich eben wegen seiner langjährigen Dienste als Notar schon unter Heinrichs Vorgängern[44], wird man die Wendung „nostris antecessoribus" in der Arenga durchaus wörtlich nehmen dürfen.

Kann man aber für eine Zeit, die ein volles Jahrhundert lang — vom Ende der Staufer bis zu Karl IV. — niemals zwei Herrscher aus demselben Hause hintereinander auf dem deutschen Thron sah, noch von einer Kontinuität der Kanzleien sprechen, wie sie von den Karolingern bis zu den Saliern und dann wieder unter den Staufern bestanden hatte?[45].

[43] Ein Beispiel hierfür ist der Brief Herzog Leopolds I. von Österreich an Bischof Johann von Straßburg, den ehemaligen Kanzler König Albrechts, von 1308/09, worin er ihn bittet, sich dafür einzusetzen, daß Magister Berthold, der Protonotar des Herzogs, eine Kanonikalpfründe am Passauer Dom erhält. Wie Erich Lindeck durch Diktatvergleich bewies, ist Berthold, dem dieses Empfehlungsschreiben zugute kam, selbst der Verfasser. (Der Text des Briefes bei Chmel II 339 nr. 38; deutsche Übersetzung bei E. Lindeck, MIÖG 54 S. 73.

[44] Daß Nikolaus in der Kanzlei Heinrichs besonderes Ansehen genoß, zeigen verschiedene an Bischof Johann von Straßburg gerichtete Briefe etwa vom Jahre 1311. Zwei Notare und sogar König Heinrich und der Kanzler weisen in ihren Schreiben an den früheren Kanzler immer wieder darauf hin, daß auch Magister Nikolaus sich für die Verleihung einer Straßburger Pfründe an einen anderen Notar eingesetzt habe. Nikolaus' Wort muß also so viel Gewicht besessen haben, daß sie auf dem Weg über die Berufung auf seine Fürsprache einen Erfolg erhofften. Vgl. auch unten S. 297.

[45] Bresslau I[2] S. 481 betont, daß „mindestens seit dem Beginn der karolingischen Periode ein ununterbrochener, die Kontinuität der Entwicklung bewahrender Zusammenhang festgehalten worden war", selbst bei einem Wechsel der Dynastien, und daß erst 1125 unter Lothar von Supplinburg „ein weit-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0285-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Während dies Ficker für den hier zu behandelnden Zeitraum bezüglich der höheren Kanzleibeamten — also der Kanzler und der Protonotare — verneint und glaubt, daß infolge des wiederholten Übergehens der Krone von einem Haus zum anderen „nun auch jede Stetigkeit in der Reichskanzlei aufhört“[46], kommt Herzberg-Fränkel auf Grund von eingehenderen Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß mit dem Regierungsantritt Rudolfs von Habsburg eine neue Epoche begann und die Tradition sich wenigstens in Bezug auf die Notare im wesentlichen unter seinen Nachfolgern fortsetzte[47].

Das schließt natürlich nicht aus, daß die einzelnen Herrscher auch neue, ihnen von früher her bekannte Männer in die Reichskanzlei mitbrachten. So weiß man von Rudolf I. und Heinrich VII., daß sie als Könige verschiedene ihrer einstigen gräflichen Beamten in der Reichskanzlei beschäftigten[48].

Seit wann Nikolaus das Amt eines Notars bekleidete, ist nicht bekannt. Es wird jedoch kaum vor 1290 gewesen sein, da Nikolaus frühestens 1270 geboren ist[49] und bei seinem Eintritt in die Kanzlei wenigstens zwanzig Jahre alt gewesen sein muß.

Daß er seine Kanzleilaufbahn als Notar König Adolfs von Nassau begann, ist nicht anzunehmen. Von wem sollte der aus dem Südosten des Reiches stammende Nikolaus auch eine Empfehlung an den rheinischen Grafen, zu dem er keine Beziehungen gehabt haben konnte, erhalten haben, zumal das Verhältnis zwischen Adolf und den Habsburgern von vorneherein gespannt war?

Es dürfte für ihn, dem eine einflußreiche adelige Verwandtschaft fehlte, ohnehin nicht einfach gewesen sein, in die königliche Kanzlei aufgenommen zu werden. Am ehesten könnte man sich noch vorstellen, daß er in einem Grundherren der Landstadt Ybbs oder in einem der neuen habsburgischen Beamten einen Fürsprecher bei König Rudolf gefunden hatte und so in dessen Kanzlei gelangte, der neben Männern

gehender Bruch mit der bisherigen Tradition“ eintrat, was freilich heute bereits sehr bestritten wird (vgl. demnächst Hausmann in den Schriften der MG.)

Für die spätere Stauferzeit vgl. die Aufstellung der Notare bei A. J. Walter, Die deutsche Reichskanzlei während des Endkampfes zwischen Staufern und Welfen. Innsbruck, Leipzig 1938.

[46] Julius Ficker, Die Überreste des deutschen Reichs-Archivs in Pisa. = Sitzungsber. d. k. Akademie der Wissenschaften. Phil.-histor. Klasse. 14. Band. Jahrgang 1854. Heft I (Wien 1855) S. 155.

[47] Herzberg-Fränkel, MIÖG Erg. Bd. I S. 288. Er sagt dort außerdem: „Wenn also auch die höheren Beamten als politische Persönlichkeiten in das Schicksal der Häuser, denen sie dienten, verflochten wurden, so steht nichts der Annahme im Wege, daß die niedrigen Organe der Kanzlei einen wenn auch sehr mangelhaften Zusammenhang festgehalten hätten.“

[48] Herzberg-Fränkel, MIÖG Erg. Bd. I S. 284.

[49] Vgl. oben S. 267.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0286-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

aus den Oberen Landen sicher auch solche aus dem österreichischen Herzogtum angehörten[50].

Auch daß Nikolaus' erste Pfründen alle in Österreich lagen, zeigt, daß er sie nicht unter Adolf sondern nur unter den Habsburgern erhalten haben kann[51], und deutet daraufhin, daß er seine Dienste als Notar in der Kanzlei Rudolfs begann[52]. Nikolaus kann allerdings, selbst wenn er dort bereits als Zwanzigjähriger (etwa 1290) eintrat, unter dem ersten Habsburger nur kurze Zeit Kanzleibeamter gewesen sein[53]. Doch mag sie bereits genügt haben, um ihm auch in die Kanzlei König Adolfs Eingang zu verschaffen.

Adolf hat zwar kaum das gesamte Kanzleipersonal seines Vorgängers übernommen, aber einzelne Notare Rudolfs nahm er sicher in seine Dienste[54]. Daß zwischen den beiden Kanzleien ein Zusammenhang bestand, zeigt jedenfalls die Tatsache, daß Luntz[55] und Samanek[56] im Stande sind, auf Grund von Schriftvergleichen einen Notar — Luntz nennt ihn „Schreiber 2" — nachzuweisen, der einerseits in den Jahren 1275—1291 14 Urkunden Rudolfs geschrieben hat, andererseits aber auch in der Kanzlei Adolfs häufig belegt ist[57].

Wenn dieser Schreiber, dessen Name unbekannt ist, auch nicht mit Nikolaus identisch sein kann — er war ja bereits 1275 Notar Rudolfs —, so beweist doch sein Übertritt von der Kanzlei Rudolfs in die Adolfs, daß diesen auch Nikolaus vollzogen haben konnte.

Trotzdem ist es aber wahrscheinlicher, daß Nikolaus nach dem Tode König Rudolfs (1291) nicht in der Reichskanzlei verblieb, sondern in die Dienste von Herzog Albrecht trat, wie dies auch von anderen Notaren Rudolfs bekannt ist[58].

[50] Vgl. Herzberg-Fränkel, MIÖG Erg. Bd. I S. 288.

[51] Aus mehreren Urkunden bei Böhmer geht hervor, daß König Rudolf bemüht war, seinen Notaren einträgliche Pfründen zu verschaffen und päpstliche Provisionen für sie zu erwirken. Vgl. Böhmer, Regesta imperii VI 1 Nr. 1576—1579.

[52] was freilich nicht bewiesen ist.

[53] Bis zum Tode Rudolfs im Jahre 1291.

[54] Die Feindschaft zwischen Adolf und den Habsburgern — Herzog Albrecht arbeitete von Anfang an auf seinen Sturz hin — lag auf einer anderen Ebene und brauchte auf diese Maßnahme keinen Einfluß zu haben. Die Notare Rudolfs waren ja nicht habsburgische sondern Reichsbeamte gewesen.

[55] Ivo Luntz, Urkunden und Kanzlei der Grafen von Habsburg und Herzoge von Österreich von 1273 bis 1298. = MIÖG 37 (1917) S. 459.

[56] Samanek S. 253 f. Nr. 4.

[57] Luntz S. 459 sieht in ihm auch den Schreiber einer Urkunde Herzog Albrechts von 1291. Nach Samanek schrieb er „nicht nur die von Luntz angeführten 3 Urkunden Adolfs, sondern erweist sich auch als ein vielbeschäftigter Kanzleischreiber dieses Königs".

[58] Luntz kennt nur zwei Notare Rudolfs, die auch in der Herzogskanzlei von dessen Sohn tätig waren. So stammen von dem schon genannten Schreiber 2 aus den Jahren 1275—1291 14 Urkunden Rudolfs und eine Urkunde Albrechts

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0287-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Nun heißt es in der Arenga der Urkunde König Heinrichs VII.[59] allerdings:

„. . . grata continua et fidelia servicia, que . . . Nicolaus . . . nobis, nostris antecessoribus et imperio devotus exhibuit . . .“,

doch ist es durchaus möglich, daß der Schreiber der Urkunde die Worte „grata continua“ nur auf „nobis“ und „antecessoribus“ allein bezogen wissen wollte und nicht auch auf „imperio“. Dies ist umso wahrscheinlicher, als Nikolaus selbst bereits als Schreiber dieses Stückes angenommen wurde[60].

Wenn er von 1291—1298 der Herzogskanzlei Albrechts angehörte und nach der Wahl Albrechts zum König von ihm wieder in die Reichskanzlei übernommen wurde, war er trotzdem ununterbrochen[61] Notar von zwei Vorgängern Heinrichs VII. gewesen[62] — nämlich unter den Königen Rudolf und Albrecht[63] —, ohne deshalb auch immer im Dienste des Reiches gestanden zu haben.

Freilich ist auch Nikolaus' Tätigkeit in Albrechts Herzogskanzlei nicht belegt. Luntz, der in seiner Arbeit den Zeitraum von 1273—1298 behandelt, kennt aus der gut organisierten Kanzlei Herzog Albrechts außer drei Protonotaren nur drei Notare namentlich, unter denen Nikolaus sich jedoch nicht befindet. Weitere 21 unbekannte Schreiber bezeichnet er mit den Buchstaben A-V[64]. Für die anschließenden Jahre 1299—1314 stellt Erich Lindeck fünf Notare fest. Unter den dreien, deren Namen er weiß, ist Nikolaus ebenfalls nicht[65].

(1291). Schreiber 3 schrieb 1277—1288 7 Urkunden Rudolfs, 1298 eine Urkunde Herzog Albrechts.

[59] Böhmer, Reg. Heinr. VII. 278 (= Beilage 2).

[60] Vgl. oben S. 279.

[61] Für die Zeit seines Studiums an der Universität Bologna etwa um das Jahr 1300 mag Nikolaus von König Albrecht *beurlaubt* worden sein. Vgl. oben S. 264 ff.

[62] Daran, daß es mindestens zwei Vorgänger waren, wird man wohl festhalten dürfen. Vgl. oben S. 278.

[63] Herzberg-Fränkel, MIÖG Erg. Bd. I S. 288 hebt demgegenüber hervor, daß er „gerade zwischen dem Kanzleipersonal Rudolfs und demjenigen Albrechts gar keine Verbindung“ gefunden habe, bezeichnet dies aber selbst als merkwürdig. Vgl. aber oben S. 281 Anm. 58 und E. Lindeck, MIÖG 54 S. 65 Anm. 2.

[64] Luntz, MIÖG 37 S. 411 ff.

[65] E. Lindeck, MIÖG 54 S. 81 ff.

Wie mir Herr Prof. A. Lhotsky in Wien entgegenkommenderweise mitteilte, kommt Nikolaus in dem von ihm für die Regesta Habsburgica bearbeiteten Zeitraum der Regesten Herzogs Rudolfs III. (1298—1306) nicht vor.

Der derzeitigen Bearbeiterin, Frau Dr. Irmtraut Lindeck-Pozza, verdanke ich die freundliche Auskunft, daß Nikolaus auch in den Jahren 1289—1292 nicht erwähnt wird. — Die im Zusammenhang mit der Herausgabe der Regesta Habsburgica durchgeführten Forschungen über die Kanzleien der österreichischen Herzoge sind allerdings — wie auch die Regesta Habsburgica selbst — noch nicht abgeschlossen.

Mit dem für das Jahr 1330 belegten „magister Nicolaus“, Notar Herzog Ottos, kann Nikolaus von Ybbs natürlich nicht identisch sein, da er zu dieser Zeit

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0288-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Könnte er aber nicht unter den 21 namentlich nicht genannten Schreibern Herzog Albrechts gewesen sein? Man möchte dies fast als wahrscheinlich annehmen[66], doch wird ein Beweis hierfür nicht zu erbringen sein, bevor nicht Nikolaus' Schrift aus Urkunden Heinrichs VII. bekannt ist[67] und zu Schriftvergleichen herangezogen werden kann.

Die Tatsache allerdings, daß Nikolaus' erste Pfründen — nämlich die Pfarrei Schöckl, die Filiale Hofkirchen, die Pfarrei St. Radegund-Hohenfeld und die Kanonikalpfründe in Friesach — in Niederösterreich, Kärnten und Steiermark lagen und daß er sie, wie angenommen wurde[68], in den neunziger Jahren und um die Jahrhundertwende erhalten hatte, scheint doch wiederum zu beweisen, daß Nikolaus zu dieser Zeit der Kanzlei der habsburgischen Herzoge angehörte.

Ob die genannten Pfründen wie die Pfarreien Hollabrunn, Wien und Gars, die wiederholt der Ausstattung herzoglicher Kanzleibeamter dienten[69], zu den sogenannten Kanzleipfründen[70] gezählt werden dürfen, ist nicht bekannt.

Nikolaus wird sie zum Teil durch die „primae preces" König Rudolfs[71], zum Teil unter Herzog Albrecht erlangt haben, der von dem ihm zustehenden Besetzungsrecht für gewisse Kirchen sicherlich in erster Linie zu Gunsten seiner Notare Gebrauch machte. Vielleicht hatte Nikolaus sie auch nur ihrer Vermittlung oder ihrer Fürsprache zu verdanken.

Abschließend kann man — wenn auch mit einigen Vorbehalten — feststellen:

Nikolaus trat vermutlich um das Jahr 1290 in die Kanzlei König Rudolfs I. ein, wurde nach dessen Tod in die Herzogskanzlei Albrechts übernommen und gehörte nach Albrechts Wahl zum König wieder der Reichskanzlei an. Mit Sicherheit ist er jedoch nur dort nachgewiesen. Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß er auch unter Adolf von Nassau Notar war.

längst Bischof war (Vatikanische Akten zur deutschen Geschichte in der Zeit Kaiser Ludwigs des Bayern, hrsg. v. Sigmund Riezler (Innsbruck 1891) Nr. 1389).

Aus demselben Grund scheidet auch der vor 1328 verstorbene Notar Nikolaus aus, der Schreiber Herzog Heinrichs von Kärnten, Königs von Böhmen, war. Er hinterließ außerdem eine Witwe und Kinder. Vgl. Rich. Heuberger, Das Urkunden- und Kanzleiwesen der Grafen von Tirol, Herzoge von Kärnten, aus dem Hause Görz. = MIÖG Erg. Bd. IX (1915) S. 119.

[66] Auch Bresslau I[2] 550 Anm. 5 hält es für erwiesen, daß manche Kanzleibeamte aus dem fürstlichen Dienst in den königlichen übertraten.

[67] Die von Dr. Hellmut Kämpf-Stuttgart in Angriff genommene Neubearbeitung der Regesten Heinrichs VII. für die Regesta imperii (VI 4) ist leider noch nicht abgeschlossen. (Neuerdings übernahm diese Aufgabe H. Zatschek in Wien).

[68] Vgl. oben S. 254 f.

[69] Erich Lindeck, MIÖG 54 S. 66 und 69 f.

[70] Vgl. dazu Herzberg-Fränkel, MIÖG Erg. Bd. I 289.

[71] Vgl. auch oben S. 281 Anm. 51.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0289-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

3) In der Kanzlei Heinrichs VII.

Nikolaus ist zwar nicht während der gesamten Regierungszeit Heinrichs VII. als dessen Notar nachgewiesen, doch ist er unter diesem Herrscher — im Gegensatz zu den vorhergehenden Jahren — verhältnismäßig häufig als Beamter der königlichen Kanzlei bezeugt.

Daß die königlichen Notare gleichzeitig mehrere Funktionen hatten, ist genugsam bekannt. Ihre Tätigkeit beschränkte sich nicht allein auf bloße Schreibarbeiten wie die Mundierung von Urkunden, sondern sie fanden auch außerhalb der Kanzlei als Vertrauensmänner des Königs Verwendung, der sich ihrer etwa als Überbringer wichtiger Nachrichten aber auch als Gesandter bei Verhandlungen bediente, wobei „in allen Gebieten des Kanzleiwesens Kanzler, Protonotare und Notare in fast gleicher Weise tätig" waren, da im Gegensatz zur Papstkanzlei eine genaue Abgrenzung der Befugnisse der einzelnen Beamten nicht bestand[72].

Zu den Kanzleinotaren traten während Heinrichs Italienzug noch die Kammernotare Johannes de Dyst, genannt de Cruce[73], Bernardus de Mercato aus Yenne in Savoyen[74], Leopardus, Sohn des Notars Frenectus aus Pisa, Paulus, Sohn des Ranuccinus, aus Poggibonsi (= Monte Imperiale) und Magister Johannes, Sohn des Petrus, aus Urbino, die zugleich öffentliche Notare waren[75].

Ihre Hauptaufgabe bestand darin, Notariatsinstrumente über die königlichen Regierungshandlungen aufzunehmen. Beschränkte sich ihre Tätigkeit auch im wesentlichen auf italienische Angelegenheiten, so wurde doch die Wirksamkeit der Kanzlei dadurch erheblich beeinträchtigt. In einzelnen Fällen wurden sie sogar zur Ausfertigung von Königsurkunden, die den Kanzleinotaren vorbehalten war, herangezogen — zwar „nicht eben häufig aber doch gelegentlich"[76]. Daß umgekehrt

[72] Herzberg-Fränkel, MIÖG Erg. Bd. I 270. Dies gilt natürlich nicht für die Klasse der noch unter den Notaren stehenden und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bereits nachgewiesenen einfachen Schreiber. Vgl. Bresslau I² 540.

[73] Nach Schneider S. 328 führte der aus der Lütticher Diözese stammende Kleriker niemals den Titel eines Kammernotars. Vgl. dazu aber Bresslau I² 544 Anm. 8.

[74] Vgl. über ihn MG Const. IV 431 nr. 478.

[75] Vgl. Gerhard Seeliger, Kanzleistudien. II. Das Kammernotariat und der archivalische Nachlaß Heinrichs VII. = MIÖG XI (1890) 421 ff.; Bresslau I² 544 f.; Schneider S. 328.

[76] Bresslau I² 545. — Vinzenz Samanek, Die verfassungsrechtliche Stellung Genuas 1311—1313. = MIÖG 27 (1906) S. 238 f. vermag dies für zwei Urkunden Heinrichs VII. nachzuweisen und wendet sich gegen die Behauptung Seeligers (MIÖG XI 433), wonach die Kammernotare mit dem „Beurkundungsgeschäft nicht das Geringste zu tun" hatten. Samaneks Schluß, daß deshalb „die Voraussetzung einer prinzipiellen Sonderung zwischen ‚Kanzlei' und ‚Kammernotariat' nicht haltbar" sei, erscheint mir freilich nicht ganz gerechtfertigt, da die beiden von ihm angeführten Urkunden doch sicher nur Ausnahmen darstellten.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0290-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

die Kanzleinotare auch Notariatsinstrumente schrieben, ist wenig wahrscheinlich.

Man wird also für die Dauer der Regierung Heinrichs VII. grundsätzlich zu scheiden haben zwischen Kammernotariat und Kanzlei und damit auch zwischen den Notaren dieser beiden Institutionen[77]. Das von Heinrich VII. nach dem Muster der päpstlichen Kanzlei eingerichtete Kammernotariat, dessen Personal „für das Urkundenwesen eine nicht geringere Bedeutung gewann als dasjenige der Reichskanzlei selbst", wurde jedoch von seinen Nachfolgern nicht übernommen[78].

Über das Verhältnis der Notare von Kanzlei und Kammer untereinander ist nichts bekannt. Da sie sich aber in der unmittelbaren Umgebung des Königs befanden, müssen sie ständig miteinander in Berührung gekommen sein, obwohl die Kammernotare dem Kanzler nicht unterstanden. Auch der Erzkanzler hatte auf ihre Einsetzung jedenfalls keinen Einfluß. Das Ernennungsrecht für die Kanzleinotare dagegen war ihm von Heinrich VII. zugesichert worden.

Der Mainzer Erzbischof Peter von Aspelt, in dessen Hand das Erzkanzleramt für Deutschland lag, hatte 1308 seine Zustimmung zur Wahl Heinrichs davon abhängig gemacht, daß dieser die Privilegien der Mainzer Kirche und die Rechte des Erzkanzlers bestätigte. Heinrichs Zugeständnisse gingen aber über die von König Albrecht gemachten noch ein ganzes Stück hinaus. Hatte der Erzkanzler bisher nur das Ernennungsrecht in Bezug auf den Kanzler besessen, so wurden seine Befugnisse jetzt dahingehend erweitert, daß er alle Beamten der Reichskanzlei — also auch Protonotare und Notare — einsetzen und absetzen konnte und daß diese ihm den Treueid zu leisten hatten[79].

Einen praktischen Gebrauch machte der Erzkanzler von diesen Rechten allerdings nicht, sondern er begnügte sich im wesentlichen mit ihrer theoretischen Anerkennung[80]. Sogar bei der Ernennung des Kanzlers Heinrich wirkte er nur insofern mit, als er der Einsetzung des durch den König vorgeschlagenen Kandidaten zustimmte[81]. Noch viel weniger konnte natürlich von einem tatsächlichen Einfluß des Erzbischofs auf die Verwaltung und die Führung der Kanzlei die Rede

[77] Vgl. zu dieser Frage die gründliche Untersuchung Seeligers, MIÖG XI 423 ff., die allerdings in einigen Punkten durch Samaneks Forschungen überholt ist. So auch Schneider S. 326 ff.

[78] Bresslau I² 544, 546.

[79] MG Const. IV 224 nr. 259. Bresslau I² 521.

[80] Bresslau I² 521. — Der „entscheidende Einfluß auf die Reichspolitik", den Schneider S. 23 f. durch das Ernennungsrecht in die Hand des Mainzer Erzbischofs gelegt sieht, bestand also in Wirklichkeit gar nicht. — Auch unter Ludwig dem Baiern und Karl IV. änderte sich daran nichts. Vgl. Bresslau I² 524 f.

[81] Vgl. Bresslau I² 522; Herzberg-Fränkel in MIÖG Erg. Bd. I 261.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0291-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

sein[82]. Ihre Leitung lag weiterhin ausschließlich in den Händen des Kanzlers[83].

Für dieses Amt ersah der König den Abt Heinrich des lothringischen Zisterzienserklosters Villers-Bettnach aus, der vor 1309 schon der luxemburgischen Kanzlei vorgestanden hatte[84]. Auch König Albrecht hatte ihn, der damals noch Abt von Eußerthal bei Landau war, bereits mit wichtigen diplomatischen Aufgaben betraut[85]. 1310 September 5 ernannte Erzbischof Heinrich von Köln, der das italienische Erzkanzleramt innehatte, Heinrich auch zum Kanzler für Italien, in welcher Eigenschaft dieser den König auf seinem Romzug begleitete[86].

Es darf als sicher gelten, daß sich das Kanzleipersonal König Heinrichs mindestens zum Teil aus Notaren seines Vorgängers zusammensetzte, da „zwischen Urkunden Heinrichs VII. und Albrechts fast kein Unterschied zu bemerken ist", wie die Untersuchungen Herzberg-Fränkels ergaben[87].

Von den Schreibern, die der Kanzlei beider Herrscher angehörten, war bisher allerdings nur der Notar Hadamar namentlich bekannt[88]. Hinzu kommt nun noch Magister Nikolaus von Ybbs, der sowohl unter Albrecht I. als auch unter Heinrich VII. als Notar nachzuweisen ist[89]. Da eine eigene Untersuchung über das Kanzleiwesen Heinrichs VII. bis heute nicht vorliegt[90], kann eine genaue Feststellung über die Zahl der

[82] Gerhard Seeliger, Erzkanzler und Reichskanzlei. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Reiches. (Innsbruck 1889) S. 58.

[83] Vgl. Bresslau I² 531, der betont, „daß auch in der letzten Epoche des Mittelalters die eigentliche Leitung der Kanzleigeschäfte des Reiches nicht in den Händen des Erzkanzlers, sondern in denen des Hofkanzlers (‚cancellarius aulae imperialis' oder ‚regalis') ruhte".

[84] Vgl. Herzberg-Fränkel, MIÖG Erg. Bd. I 261; Bresslau I² 522; Schneider S. 30.

[85] Hessel S. 99.

[86] MG Const. IV 370 nr. 426. — Cesare Paoli, Ein Dokument für die italienische Kanzlei Heinrichs VII. = MIÖG 2 (1881) S. 294 ff. — Siehe auch MG Const. IV 370 nr. 425. — Vgl. die ausführliche Darstellung Bresslaus I² 522 f.; Seeliger, Erzkanzler S. 58 Anm. 3 und Schneider S. 87.

[87] Herzberg-Fränkel, MIÖG Erg. Bd. I 288.

[88] Bresslau I² 550; Herzberg-Fränkel, MIÖG Erg. Bd. I 288.

[89] Vgl. oben S. 274 und das Folgende unten.

[90] Herr Dr. Hellmut Kämpf-Stuttgart, der mit der Neubearbeitung der Regesten Heinrichs VII. für die Regesta imperii beauftragt ist (neuerdings hat er diese Arbeit an H. Zatschek in Wien abgegeben), teilte mir freundlicherweise mit, daß Magister Nikolaus in den von ihm durchgesehenen italienischen Quellen nicht erwähnt wird. Die bisherigen Untersuchungen Kämpfs erstreckten sich allerdings vorwiegend auf den Einfluß der Kammernotare und anderer öffentlicher Notare auf das Urkundengeschäft, also nicht auf die eigentliche Hofkanzlei, für die nach Abschluß der Arbeit wohl eine Reihe neuer Ergebnisse erwartet werden kann.

Wegen Nikolaus' Erwähnung als Notar Heinrichs VII. in der Literatur vgl. oben S. 273 Anm. 1.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0292-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

in der Reichskanzlei Beschäftigten und über die Namen der einzelnen Notare vorerst nicht getroffen werden[91].

So wenig ergiebig der Abschnitt auch ist, den Böhmer in der Vorbemerkung zur letzten Ausgabe der Regesten Heinrichs VII. der Kanzlei widmet,

> „Magister Nicolaus thesaurarius Eystetensis 1310 August 7 und sonst. Bernardus de Mercato, dann noch andere“[92],

so wenig lassen sich noch heute diese Angaben in Bezug auf die Kanzleinotare infolge des Fehlens von entsprechenden Vorarbeiten wesentlich vervollständigen[91].

Von den Männern aus der Umgebung des Königs, mit denen Nikolaus sicher in Berührung kam, sind außer dem Kanzler noch zu nennen Bischof Philipp von Eichstätt und der lothringische Predigermönch Nikolaus von Ligny, seit 1311 Titularbischof von Butrinto[93]. Philipp, einst Beichtvater König Albrechts[94], war einer der vertrautesten Räte Heinrichs VII. und hatte bereits der Gesandtschaft angehört, die den Romzug des Königs vorbereiten sollte[95]. Auch Nikolaus von Ligny zählte zu den Ratgebern Heinrichs VII., dessen Beichtvater er gleichzeitig war[96]. Bekannt wurde er vor allem durch seinen ‚Bericht über Kaiser Heinrichs VII. Romfahrt‘[97], „dieses Kabinettstück historischer Erzählkunst im späteren Mittelalter“[98]. Wie Philipp befand er sich in Italien im Gefolge des Königs, der seine Dienste auch bei Verhandlungen mit dem Papst in Anspruch nahm[99].

Damit sind die am Hofe und in der Kanzlei herrschenden Verhältnisse, soweit sie für die folgende Untersuchung von Wichtigkeit sind, einigermaßen deutlich gemacht. Nun also zu Magister Nikolaus selbst:

Nikolaus wird in den Jahren 1310—1312 in insgesamt zehn Urkunden Notar König Heinrichs genannt, nämlich:

Von Heinrich VII. 1310 August 7, November 24, 1311 Januar 23 und 1312 Februar 3 „notarius noster“[100], von Klemens V. 1310 Ok-

[91] Die Notare Hermannus de Stoka, Otto, H. und frater Cunradus, auf die ich in Urkunden dieser Zeit verschiedentlich gestoßen bin, habe ich im folgenden nur kurz erwähnt.

[92] Böhmer, Regesta imperii 1246—1313. S. 256.

[93] An der dalmatinischen Küste.

[94] Vgl. oben S. 276.

[95] Vgl. Heidingsfelder S. 427. Siehe dort die entsprechenden Belege.

[96] Vgl. Schneider S. 42.

[97] Nicolai episcopi Botrontinensis relatio de Heinrici VII. imperatoris itinere Italico hrsg. von E. Heyck. Innsbruck 1888. Deutsche Übersetzung von W. Friedensburg = Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, Band 80 (1898).

[98] Edmund E. Stengel, Die Heimat des Bischofs Nikolaus von Butrinto. = NA 44 (1922) S. 115. — Vgl. auch Stengel, Nova Alamanniae. 1. Hälfte S. 36 f. Nr. 79.

[99] Vgl. unten S. 298 Anm. 184.

[100] Böhmer, Reg. Heinr. VII. 278, 580, 363 (= Beilagen 2—4) und Böhmer, Acta imp. selecta I 449 nr. 641.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0293-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

tober 1 und 1311 Juni 20 „notarius Henrici regis“[101], vom Kanzler 1310 November 24 und von sich selbst (1311) „imperialis aule notarius“[102].

In einer Reihe weiterer Urkunden und Briefe, von denen unten noch zu sprechen sein wird, wird Nikolaus zwar nicht ausdrücklich als „Notar“ bezeichnet, doch geht auch aus ihnen klar hervor, daß er dieses Amt bekleidete.

Darüber hinaus nennt ihn der Papst 1311 mehreremale „clericus (et notarius) Henrici regis“[103]. Daraus darf jedoch nicht ohne weiteres auf Nikolaus' Zugehörigkeit zur königlichen Hofkapelle geschlossen werden. Die Notare der Reichskanzlei waren zwar bisweilen auch Kapläne an der Hofkapelle, doch war dies verhältnismäßig selten[104].

Vermutlich soll die Bezeichnung „clericus“ in diesem Zusammenhang lediglich die Zugehörigkeit des im königlichen Dienste stehenden Notars zum geistlichen Stande kennzeichnen[105], denn in Urkunden Heinrichs VII. erscheint Nikolaus niemals als „capellanus noster“ sondern immer nur als „notarius noster“[106].

Daß die Bezeichnung „clericus“ aber auch die Bedeutung von „notarius“ haben kann, zeigt der Brief des königlichen Notars Otto an Bischof Johann von Straßburg, worin er sich „Otto regalis cancellarie clericus“ nennt[107]. Otto war gleichzeitig mit Nikolaus, den er in seinem Brief erwähnt, als Notar in der Kanzlei Heinrichs VII. Das ergibt sich einwandfrei aus drei weiteren Briefen, die alle in derselben Angelegenheit ebenfalls an den Straßburger Bischof gerichtet sind und Ottos Bitte um eine Pfründe unterstützen[108]. Darin wird Otto vom König „notarius noster“ genannt, von Nikolaus „socius“ und „notarius regis Romanorum“ und von einem Notar H. „socius“ und „connotarius“.

Wenn Otto selbst sich aber als „clericus“ und zwar als „regis cancellarie clericus“ bezeichnet, muß ihm dieses Wort als Synonym von „notarius“ geläufig gewesen sein[109].

[101] Reg. Clem. 5702, 6953, 6968, 6975.

[102] Winkelmann, Acta imp. ined. II 766 nr. 1101 und Chmel II 342 nr. 43.

[103] Reg. Clem. 6953, 6968, 6975.

[104] Herzberg-Fränkel, MIÖG Erg. Bd. I 290 kennt für die Kanzlei König Albrechts kein einziges Beispiel. — Vgl. Siegfr. Görlitz, Beiträge zur Geschichte der königlichen Hofkapelle im Zeitalter der Ottonen und Salier bis zum Beginn des Investiturstreites. = Historisch-Diplomatische Forschungen I. Band (1936) S. 41 ff.

[105] Die Beamten der Reichskanzlei waren im 13. und 14. Jahrhundert noch durchwegs geistlichen Standes. Vgl. Bresslau I² 548.

[106] Vgl. oben S. 287.

[107] Herzberg-Fränkel, MIÖG 16 S. 477 f. (Anhang I).

[108] Chmel II 340 nr. 40 und 342 nr. 43; Herzberg-Fränkel, MIÖG 16 S. 478 (Anhang II).

[109] Wegen der Bezeichnung „clericus regis“ in der Bedeutung von „königlicher Notar“ und wegen des englischen clerk, clerical (= Schreiber, Notar) vgl. auch Du Cange, Glossarium mediae et infimae Latinitatis, Tom. II (1883) pag. 369 und S. Riezler in Forschungen zur deutschen Geschichte XIV (1874)

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0294-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Schließlich nennen Nikolaus noch einige spätere Chronisten „Kanzler" Heinrichs VII. So heißt er im Breve chronicon Ratisponense „cancellarius imperatoris Henrici"[110] und im Wappenbuch des Adam von Bernklau (1776) „regis Romanae et Bohemiae cancellarius"[111]. Eine Bedeutung ist diesem „nachträglich verliehenen" Titel umso weniger beizumessen, als er den einheitlichen Angaben der zu Nikolaus' Lebzeiten entstandenen Quellen widerspricht. Da Nikolaus als Kanzler Heinrichs niemals belegt ist, wird man sich wohl ohne weitere Worte der Meinung Bresslaus anschließen dürfen, wonach „die Erwähnungen der Kanzleibeamten in nicht amtlichen Quellen, Chroniken . . . usw. gar nicht in Betracht kommen"[112].

1310 August 7 wird Nikolaus also erstmals als Notar Heinrichs VII. genannt[113]. Er muß diese Stellung jedoch schon vorher innegehabt haben — wohl bereits seit dem Regierungsantritt König Heinrichs[114], da dieser ihm in der erwähnten Urkunde die „villa Hettingen prope Wizzemburg"[115] mit allen Einkünften auf Lebenszeit („toto tempore vite

S. 12 Anm. 7. Auch das französische „clerc" kann „Schreiber" bedeuten. Vgl. dazu die französischen etymologischen Wörterbücher von E. Gamillscheg (1926 bis 29) S. 228, W. v. Wartburg Bd. 2 (1940) S. 774, O. Bloch-W. v. Wartburg (1950) S. 131.

Allerdings darf daraus, daß Otto in einem weiteren an den Straßburger Bischof gerichteten Schreiben Nikolaus „clericus vester" nennt (Herzberg-Fränkel, MIÖG 16 S. 478 Anhang III) nicht geschlossen werden, daß Nikolaus Notar des Bischofs war — als solcher ist er nirgends belegt. Diese Benennung wird sich vielmehr aus der Zeit erhalten haben, in der Johann noch Bischof von Eichstätt war, wo Nikolaus eine Domherrenstelle innehatte. Vgl. oben S. 248 ff.

[110] Oefele I 697.

[111] Original im Ordinariatsarchiv in Regensburg, III 100 c pag. 39.

[112] Bresslau I² 536 Anm. 2. — Vollends unhaltbar ist die Behauptung Fr. M. Wittmanns (= Quellen zur bayerischen und deutschen Geschichte. 6. Band S. 224 Nr. 250 Anm.), Nikolaus sei 1313—1340 Kanzler Kaiser Ludwigs des Baiern gewesen. Sie findet sich übrigens auch bereits im Wappenbuch des Joh. Paul von Leoprechting (1667) von anderer Hand nachgetragen (Ord.Arch. Regensburg, III 100 b fol. 3 b).

Daß die Bearbeiter des 1892 erschienenen Registers für die Bände 1—40 der Verhandlungen des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg zwei Regensburger Bischöfe namens Nikolaus — die es niemals gab — kennen, nämlich Nikolaus von Stachowitz und Nikolaus, „Kanzler des Kaisers Ludwig", (gemeint ist beidemale Nikolaus von Ybbs), wurde bereits erwähnt (vgl. oben S. 224 f.). Die einzige Angabe, auf die sie sich hierbei stützen können, ist eine Stelle in dem in VO I (1832) S. 44 abgedruckten Vortrag über einen sagenhaften Regensburger Bischofskatalog. Dort wird Nikolaus in der Tat als Kanzler Ludwigs des Baiern bezeichnet, doch ist dies noch einer der gelindesten Irrtümer des Referenten (Maurer).

[113] Or. HStA. München, KS 1223½. — Böhmer, Reg. Heinr. VII. 278. Vgl. Beilage 2.

[114] Gewählt wurde Heinrich 1308 November 27, gekrönt 1309 Januar 6. Nikolaus wird aus der Kanzlei Albrechts I. (vgl. oben S. 283) direkt in die Heinrichs VII. übergetreten sein.

[115] Höttingen, Landkreis Weißenburg i. Bay. — Widemann löst im Namen-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0295-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

sue") übertrug und zwar der treuen Dienste wegen, welche Nikolaus *ihm,* seinen Vorgängern und dem Reiche *fortwährend* geleistet habe („. . . grata continua . . . nobis, nostris antecessoribus et imperio devotus exhibuit").

Aber auch wenn dieser Passus in der Arenga nicht enthalten wäre, könnte man annehmen, daß Nikolaus der Kanzlei Heinrichs damals schon seit einiger Zeit angehörte, denn einen dort eben erst eingetretenen Notar, selbst wenn dieser bereits unter Heinrichs Vorgängern gedient hätte, würde der König kaum mit Reichsgut („nobis et imperio pertinentem") ausgestattet haben[116].

Während der ersten Regierungsjahre König Heinrichs, nämlich bis 1310 August 7, ist Nikolaus nur ein einzigesmal urkundlich belegt und zwar 1310 Juni 5. An diesem Tag verkaufte Heldiwig, Tochter des Perchtold von Walntingen[117], ihre Mühle daselbst an Magister Nikolaus,

register der Regesta boica diesen Ort als Hettingen bei *Würzburg* auf, obwohl seine Lage in einer weiteren ebenfalls in den Regesta boica aufgeführten Urkunde (RB V 186; die oben erwähnte steht RB V 180), in der Heinrich VII. Nikolaus kurz darauf gestattet, diese Schenkung in eine Pfründe zu verwandeln, noch genauer als bei Weißenburg und Ellingen gelegen (prope Wizemburg et Ellingen sitam) angegeben ist (Böhmer, Reg. Heinr. VII. 580. — Or. HStA. München, KS 1232. Vgl. Beilage 3), womit eindeutig feststeht, daß es sich nur um Höttingen handeln kann, das von Weißenburg 5 km, von Ellingen aber nur 3 km entfernt ist. Nichtsdestoweniger übernimmt auch Heidingsfelder 1472 die falsche Angabe Widemanns.

[116] Wie hoch sich die Einnahmen beliefen, die Nikolaus aus dieser Schenkung zuflossen, ist nicht bekannt. — Wilhelm Küster, Beiträge zur Finanzgeschichte des deutschen Reiches nach dem Interregnum. I: Das Reichsgut in den Jahren 1273—1313 nebst einer Ausgabe und Kritik des Nürnberger Salbüchleins. Diss. Leipzig 1883 (mir stand das Exemplar der Universitätsbibliothek Leipzig zur Verfügung) erwähnt den Ort Höttingen nicht. Auch in dem aus dem 14. Jahrhundert stammenden sog. Nürnberger Salbüchlein, einem Verzeichnis der im Burggrafenamt Nürnberg (zu dem Höttingen zweifellos gehörte) gelegenen und z. T. von der dortigen Reichsburg aus verwalteten Reichsgüter für die Jahre 1298—1308, das Küster S. 98 ff. nach dem Original (StA. Nürnberg, MS 15 a) ediert (Neuausgabe in den MG Const. III 630 ff.), wird Höttingen nicht aufgeführt.

Da die Mitglieder der Reichskanzlei ein geregeltes Einkommen nicht besaßen, erhielten sie vom König neben geistlichen Pfründen bisweilen — aber doch verhältnismäßig selten — auch weltliche Lehen (diese waren allerdings hauptsächlich für die weltlichen Beamten vorgesehen. Vgl. Bresslau I² 551 f.) zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts. So verlieh König Albrecht I. 1307 Juni 4 seinem Protonotar Magister Nikolaus von Speyer die Burg Scharfenberg (MG Const. IV 193 f. nr. 226. Böhmer, Reg. Albr. I. 577). Vgl. auch Herzberg-Fränkel, MIÖG Erg. Bd. I 289.

[117] Walting, Landkreis Eichstätt. — Vgl. Ludwig Steinberger, Randbemerkungen zur Ortsnamenkunde des Bistums Eichstätt. = Zeitschr. f. bay. Landesgesch. 5 (1932) S. 429. — Ein von dort stammender Berthold von Walntingen, der in den Jahren 1345 und 1359 erwähnt wird (MB 50 Nr. 463 und 741), gehörte vermutlich derselben Familie an. Die 5 km von Höttingen entfernt liegende Ortschaft Walting (Landkreis Weissenburg i. Bay.) wird hier also kaum in Frage kommen.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0296-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Kustos zu Eichstätt, und Seifrid, Chorherrn zu Ilmmünster[118]. Die Beurkundung dieses Rechtsgeschäftes fand entweder in Eichstätt oder in dem 11 Kilometer entfernten, altmühlabwärts gelegenen Walting selbst statt[119]. Man darf annehmen, daß Nikolaus dabei selbst zugegen war.

Da der Aufbruch zum Romzug, auf dem die Reichskanzlei den König begleitete, für den Herbst des Jahres 1310 angesetzt war[120] und Nikolaus mit einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien rechnen mußte[121], war er vermutlich beim König um Urlaub eingekommen, um vorher in Eichstätt, wo er bekanntlich zwei Pfründen besaß[122], noch einige persönliche Angelegenheiten regeln zu können. Die Erledigung dieser Geschäfte scheint nur kurze Zeit in Anspruch genommen zu haben[123]. Jedenfalls befand sich Nikolaus am 7. August wieder am Hofe Heinrichs, der sich in diesen Tagen in Kaiserslautern aufhielt[124]. Auch die folgenden Monate wird Nikolaus in der Umgebung des Königs zugebracht haben.

Heinrich erreichte am 11. November Asti, wo er seinen ersten grösseren Aufenthalt nahm (11. Nov.—11. Dez.)[125]. Hier gestattete er am 24. November seinem Notar Magister Nikolaus, Thesaurar der Eichstätter Kirche, die am 7. August erhaltene („dudum donavimus") villa Höttingen in eine Vikarie oder Präbende umzuwandeln („in vicariam seu prebendam aliquam . . . redigendi et . . . convertendi")[126]. Aus dem Text der Urkunde geht hervor, daß Nikolaus beabsichtige, die ihm aus Höttingen zufließenden Einkünfte, deren Nutzung ihm auf Lebenszeit[127] zugesprochen worden war, für eine Stiftung zu verwenden[128].

[118] Hirschmann, Reg. d. Kl. St. Walburg in Eichstätt. = Sammelbl. d. Hist. Ver. Eichstätt IV 29 Nr. 32.

[119] Ein Ausstellungsort ist in der Urkunde nicht angegeben.

[120] Vgl. Schneider S. 57. — Die Abreise erfolgte Anfang Oktober von Bern aus (Friedr. Ludwig, Untersuchungen über die Reise- und Marschgeschwindigkeiten im XII. und XIII. Jahrhundert. I. Die Itinerare der deutschen Könige und Kaiser, der französischen Könige und der Päpste. Diss. Berlin 1897, S. 74.

[121] Papst Klemens V. hatte 1309 Juli 26 bestimmt, daß die Kaiserkrönung 1312 Februar 2 in Rom stattfinden solle (MG Const. IV 258 nr. 295. — Reg. Clem. 4303).

[122] Vgl. oben S. 248.

[123] Daß Nikolaus in Eichstätt nicht residierte, wurde bereits oben (S. 253) erwähnt.

[124] Dort ist die schon mehrfach angeführte königliche Schenkungsurkunde ausgestellt (Böhmer, Reg. Heinr. VII. 278). Vgl. Beilage 2.

[125] Ludwig S. 68 Anm. 2 und S. 74 f. — Die in Klammern angegebenen Daten bezeichnen jeweils die Dauer des Aufenthalts in dem betreffenden Ort.

[126] Böhmer, Reg. Heinr. VII. 580. — Or. HStA. München, KS Nr. 1232. Vgl. Beilage 3.

[127] „toto tempore vite sue". Vgl. Beilage 2.

[128] 1317 März 19 schenkte Bischof Nikolaus die ihm ursprünglich nur auf Lebenszeit verliehene villa Höttingen dem Katharinenspital in Regensburg (RB V 353), was König Ludwig 1317 April 21 bestätigte (Böhmer, Reg. Ludw. d. B. 238; RB V 356; Ried II 773). — Ob der von Herzog Ludwig von Baiern

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0297-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Ebenfalls am 24. November bevollmächtigte der Kanzler Heinrich[129] die königlichen Notare Nikolaus und Konrad („magister Nicholaus thesaurarius Eystetensis, imperialis (!) aule notarius[130], ac frater Cunradus, eidem aule notarius"), in seinem Bistum Trient für ihn den Treueid zu empfangen und die Rückerstattung des während der dreijährigen Sedisvakanz[131] entfremdeten Kirchenguts zu betreiben. Der Kanzler, der am 23. Mai von Papst Klemens V. zum Bischof von Trient providiert worden war[132], scheint also bis dahin — vermutlich wegen der Vorbereitungen zum Romzug — keine Gelegenheit gehabt zu haben, selbst nach Trient zu kommen.

Die beiden Notare werden wohl am selben oder am folgenden Tag von Asti aufgebrochen sein[133] und sich zuerst nach Mantua begeben haben. Am 2. Dezember nämlich[134] erklärte Raynald de Bonacolsis, Kapitän von Mantua, sich auf Verlangen König Heinrichs und des Kanzlers bereit, den Notaren Nikolaus und Konrad das im Minoritenkloster zu Mantua liegende Archiv der Trienter Kirche auszuhändigen, das ihm der 1303 Dezember 18 in Mantua im Exil verstorbene Bischof Philipp de Bonacolsis[135] verpfändet hatte.

Wahrscheinlich hatte der Kanzler schon in Asti mit den am 15./16. November aus der Ghibellinenstadt Mantua eingetroffenen Gesandten Zanebono de la Teyca und Mapheus de Michaelibus[136] wegen dieser Angelegenheit verhandelt, ohne ein befriedigendes Ergebnis erzielen zu können. Deshalb anscheinend wurden Ende November die beiden Notare — ausgestattet mit entsprechenden Briefen des Königs und Bischof Heinrichs, auf die in dem Notariatsinstrument vom 2. Dezember angespielt wird, — mit der erwähnten Vollmacht nach Mantua geschickt, um dort die abschließenden Verhandlungen zu führen.

Am selben Tag (2. Dezember), an dem die Gesandten Mantuas dem

1314 Oktober 13 gebilligte Verkauf eines Fischteiches und einer Mühle in Nennslingen (Landkreis Weißenburg i. B.) durch Bischof Nikolaus an den Konvent des deutschen Hauses in Ellingen (RB V 289) mit Höttingen in Beziehung gebracht werden darf, kann ich nicht entscheiden. Da die Entfernung zwischen beiden Orten jedoch nur 10 km beträgt, liegt die Vermutung nahe, daß der verkaufte Besitz einen Teil der königlichen Schenkung vom Jahre 1310 bildete.

[129] Vgl. darüber das in Asti aufgenommene Notariatsinstrument bei Winkelmann, Acta imperii inedita II 766 nr. 1101.

[130] Heinrich VII. war zu dieser Zeit noch König.

[131] Der letzte Bischof, Bartholomeo Quirini, war 1307 gestorben (Gams S. 317).

[132] Reg. Clem. 5511. Vgl. Hörnicke S. 50.

[133] während der König bis zum 11. Dez. in Asti blieb.

[134] Notariatsinstrument (Mantua 1310 Dez. 2) bei Winkelmann, Acta imperii inedita II 767 nr. 1102.

[135] Vgl. Gams S. 317.

[136] MG Const. IV 430 nr. 477. — Sie müssen wenige Tage vorher in Mantua abgereist sein, denn vom 10. November stammt ein Notariatsinstrument mit Instruktionen für sie (Winkelmann, Acta imperii inedita II 766 nr. 1100).

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0298-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

König unter Überreichung einer großzügigen Spende von 60 000 florentiner Goldmünzen, mit der sie sogar noch das treue Pisa übertrafen, in Asti huldigten[137], kam es in Mantua zur vorerwähnten Einigung zwischen den bevollmächtigten Notaren und Raynald de Bonacolsis. Von hier aus zogen Nikolaus und Konrad — vermutlich unter Mitnahme des Archivs — nach Trient zur weiteren Durchführung des von Bischof Heinrich erhaltenen Auftrags[138].

Im Laufe des Januar (1311) scheinen sie wieder zum König gestoßen zu sein, der sich seit Weihnachten in Mailand aufhielt[139]. Jedenfalls wird Nikolaus in einer Urkunde Heinrichs VII. vom 23. Januar für die Eichstätter Kirche als Zeuge genannt[140] und zwar an letzter Stelle, weshalb man annehmen darf, daß er sie selbst geschrieben hat.

Der König verließ Mailand am 19. April, erreichte, aufgehalten durch die vier Monate dauernde Belagerung Brescias, am 21. Oktober Genua und schiffte sich von hier aus am 16. Februar des folgenden Jahres (1312) nach Pisa ein, wo er vom 6. März bis zum 23. April blieb[141].

Bis Genua nun war Nikolaus sicher im Gefolge des Königs[142], denn 1312 Februar 3 wird er zusammen mit dem Notar Hermann als Zeuge in einer Urkunde Heinrichs VII. genannt[143]. Ob er sich hier schon oder erst in Pisa vom König trennte, ist nicht bekannt. Jedoch muß er spätestens Ende März den Rückweg über die Alpen angetreten haben, da er am 23. April[144] in Eichstätt an Hilpolt von Stein und Konrad Pechtaler vier Fässer Welschwein verkaufte[145].

[137] Dönniges, Acta Henrici VII imperatoris Romanorum I S. 10. — Vgl. Schneider S. 95 f.

[138] Daß die Notare der Reichskanzlei bisweilen zur Erledigung von Privatgeschäften ihres Kanzlers herangezogen wurden, erwähnt auch Bresslau I² 458.

[139] Heinrich VII. traf 1310 Dezember 23 in Mailand ein. Vgl. Ludwig S. 76.

[140] „magister Nicolaus thesaurarius Eichstetensis et notarius noster" (Böhmer, Reg. Heinr. VII. 363).

[141] Vgl. das Itinerar Heinrichs VII. bei Ludwig S. 76 ff.

[142] 1311 Juni 20 jedenfalls spricht Klemens V. davon, daß Nikolaus als Notar im Dienste des Königs stehe („Henrici regis insistens obsequiis". Reg. Clem. 6975). Vgl. auch Reg. Clem. 6953, 6968.

[143] Böhmer, Acta imp. sel. I 449 nr. 641: „magistri Nicolaus, thesaurarius Eistetensis, et Hermannus de Scoka, canonicus Constantiensis, notarii nostri dilecti" am Ende der Zeugenreihe. „Scoka" bei Böhmer ist wohl Druckfehler, denn Hermann wird in den Jahren 1311—1313 in einer ganzen Reihe weiterer Urkunden „de Stoka (Stocka, Stokka)" genannt. Vgl. MG Const. IV nr. 657, 912, 974, 1143, 1145, 1229, 1230.

[144] Also am Tag der Abreise des Königs aus Pisa.

[145] RB V 224. — In der Empfangsbestätigung der beiden Käufer ist zwar Eichstätt nicht als Ausstellungsort angegeben, doch wird man annehmen dürfen, daß der Kaufvertrag dort geschlossen wurde, da Hilpoltstein von Eichstätt nur 35 km entfernt ist, Bechthal (Landkreis Weißenburg i. Bay.) sogar nur 15 km (beide in nördlicher Richtung).

Den Wein mag Nikolaus in Genua oder Pisa als Ehrengeschenk von der dortigen ghibellinisch gesinnten Bürgerschaft erhalten haben, da es üblich war,

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0299-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Am 30. September wird Nikolaus in einer zu Prag ausgestellten Urkunde König Johanns von Böhmen von diesem „prothonotarius noster" genannt[146] (so auch im folgenden Jahr wiederholt[147]). Eichstätt war für Nikolaus also nicht das Endziel seiner Reise sondern nur eine Station auf dem Weg nach Böhmen[148], wohin er wohl im Auftrage Heinrichs VII. ging, dem daran gelegen sein mußte, für die Dauer seiner Abwesenheit in Italien[149] an der Seite seines noch jugendlichen Sohnes[150], den er als Reichsverweser eingesetzt hatte, einen zuverlässigen Mann zu wissen, der ihn über alle Vorgänge im Reich auf dem Laufenden hielt und die Aufrechterhaltung der Verbindung zwischen König und Reichsverweser gewährleistete und der gleichzeitig dem in Regierungsgeschäften noch wenig bewanderten Johann seine in der Reichskanzlei erworbene politische Erfahrung als Ratgeber zur Verfügung stellen konnte.

Daß das Amt eines böhmischen Protonotars für Nikolaus diese doppelte Aufgabe mit sich brachte, beweist die Tatsache, daß es ihm nach seiner Wahl zum Bischof von Regensburg im März des folgenden Jahres (1313) vom Erzbischof erlassen wurde, persönlich zur Einholung seiner Bestätigung nach Salzburg zu kommen, da er hatte nachweisen können, daß er noch in den Diensten König Johanns *und* Kaiser Heinrichs stand[151].

Bezeichnend für Nikolaus' Stellung in der Reichskanzlei ist die Rolle, die er einer von Herzberg-Fränkel[152] etwas hart als „unerquicklich" bezeichneten Angelegenheit spielte, nämlich in der Pfründenjagd des Notars Otto, deren Verlauf aus mehreren an Bischof Johann von Straßburg gerichteten Briefen deutlich wird. Den Abschriften dieser Briefe im Formelbuch des Straßburger Bischofs[153] — die Originale selbst sind

daß den Beamten der Kanzlei von den Städten, in denen der König Hof hielt, Geschenke dargebracht wurden. Vgl. Bresslau I² 552.

[146] Emler III 44 nr. 104. Vgl. unten S. 302.

[147] Böhmer, Reg. Joh. v. Böhmen Nr. 18 und 541.

[148] Vielleicht hatte Nikolaus eine Botschaft des Königs an Bischof Philipp nach Eichstätt zu bringen, wozu ihn seine Stellung als Domherr und Thesaurar der dortigen Kirche besonders geeignet erscheinen lassen mochte. Philipp, dessen enges Verhältnis zu Heinrich VII. bereits erwähnt wurde, hatte den Sommer des vorhergegangenen Jahres in der Begleitung des Königs in Oberitalien zugebracht. Vgl. Heidingsfelder S. 427.

[149] Wegen der langen Belagerung von Brescia konnte der Termin der Kaiserkrönung (sie war auf den 2. Februar des Jahres 1312 festgesetzt worden. MG Cost. IV 258 nr. 295) nicht eingehalten werden, sodaß der Aufenthalt in Italien länger, als ursprünglich vorgesehen war, ausgedehnt werden mußte.

[150] Johann war erst seit 1311 Februar 7 König von Böhmen.

[151] Vgl. Martin, Reg. Salzb. II nr. 1118 und oben S. 258.

[152] Herzberg-Fränkel, Bestechung und Pfründenjagd am deutschen Königshof im 13. und 14. Jahrhundert. = MIÖG Bd. 16 (1895) S. 468.

[153] HS Nr. 410 der Wiener Hofbibliothek; gedruckt bei Chmel, Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek. 2. Bd. (Wien 1841). — Vgl. auch Franz Pa-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0300-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

nicht erhalten — fehlt die Datierung, doch lassen sie sich bei Berücksichtigung von Nikolaus' Itinerar und einiger anderer Daten zeitlich wenigstens ungefähr einreihen. Dazu ist es aber notwendig, auf den Inhalt der einzelnen Briefe einzugehen.

Der Notar Otto, der wie Nikolaus der Reichskanzlei angehörte, hatte in seinem Bestreben, eine einträgliche Pfründe zu erhalten, diesen um Hilfe angegangen. Nikolaus wandte sich an Bischof Johann, der ihm aus der Kanzlei König Albrechts und von Eichstätt her bekannt war[154], und bat ihn, bei der Besetzung einer freiwerdenden Pfründe den Notar Otto zu berücksichtigen, was Johann in seinem Antwortschreiben auch zusicherte[155]. Mit dem Versprechen, ihn laufend über die Geschehnisse am Hofe zu unterrichten, dankte Otto dem Bischof für diesen Bescheid und empfahl ihm, zur bevorstehenden Kaiserkrönung zu kommen, wozu auch schon Nikolaus geraten hatte[156].

Die Einlösung der Zusage Johanns wurde fällig, als der Straßburger Thesaurar Heinrich von Freiburg[157] in Padua starb[158] und zwei Pfründen hinterließ[159]. An dem nach diesen einsetzenden Wettlauf beteiligte sich aber auch der Kleriker Alexander, der in dem Kanzler Heinrich einen gewichtigen Fürsprecher gefunden hatte, was seiner Bewerbung umso mehr Nachdruck verlieh, als den Kanzler seit langem eine enge Freundschaft mit Bischof Johann verband[160].

Heinrich konnte zudem in seinem Empfehlungsschreiben in Aussicht stellen, daß sich der Vater Alexanders auch seinerseits für die Berücksichtigung seines Sohnes erkenntlich zeigen und seinen nicht geringen Einfluß bei Hof für den Bischof geltend machen wolle[161]. In dem Bewerber Alexander war Otto also ein ernstzunehmender Konkurrent erwachsen, aber[162]

lacky, Über Formelbücher, zunächst in Bezug auf böhmische Geschichte. Nebst Beilagen. = Abhandl. d. k. Böhm. Ges. d. Wiss. 5. Folge, 2. Band, 1. Lieferung (Prag 1843) S. 217—368.

[154] Vgl. oben S. 276.

[155] Der Inhalt dieser beiden ersten Briefe kann nur aus den folgenden erschlossen werden.

[156] Herzberg-Fränkel, MIÖG 16 S. 477 f. (Anhang I).

[157] Er wird in den Briefen zwar lediglich „H." oder „custos Arg(entinensis)" genannt (Chmel II 340 ff. nr. 40—43 und Herzberg-Fränkel, MIÖG 16 S. 478 Anhang II und III), gemeint sein kann aber nur der 1311 April 19 in einem in Mailand angefertigten Notariatsinstrument als Zeuge erscheinende „Henricus de Vriburgo thesaurarius ecclesie Argen(tinensis)" (MG Const. IV 570 nr. 606).

[158] Im zweiten Brief des Notars Otto (Herzberg-Fränkel, MIÖG 16 S. 478, Anhang III) wird Padua als Sterbeort genannt („qui Padue diem clausit extremum").

[159] Die zweite Pfründe war wohl ein Straßburger Kanonikat.

[160] Vgl. Chmel II 341 nr. 41 und Schneider S. 87.

[161] Chmel II 341 nr. 41. Der Vater Alexanders wird in den beiden Briefen des Kanzlers (Chmel II 341 nr. 41, 42) nur als „B." bezeichnet.

[162] Im Folgenden soll — mit Ausnahme der Anmerkungen — um der Origina-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0301-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

„so hohe Verbindungen der Vater Alexanders haben mochte — dem Einfluß der Schreiber und dem Gemeinsinn und Corpsgeist der Kanzlei war er nicht gewachsen. Was Briefe schreiben und sich verwenden konnte, vom König bis herab zu den Notaren, wurde aufgeboten, um die vom Kanzler halb aufgegebene Position für Otto zu retten. König Heinrich selbst eilte auf den Wahlplatz, indem er den Bischof bat, dem Notar Otto, dem er durch *Nicolaus* bereits Hoffnungen gemacht habe, eine der erledigten Pfründen zu verleihen, non obstantibus literis aliis pro quocunque tibi missis, per quas memorato clerico nostro nullum impedimentum volumus generari[163], mit anderen Worten, ohne sich an die Fürsprache des Kanzlers für Alexander zu kehren. Der Kanzler selbst widerrief, wenn auch in einer Form, die ihm keine allzuschwere Demütigung auferlegte: Er schrieb dem Freunde lobende Worte über Ottos Verdienste und seine Ergebenheit gegen König und Kanzler, und bat ihn sehr angelegentlich und dringend, um Gottes, des Königs, des Notars *Nicolaus* und der ganzen Kanzlei willen, dem Bewerber eine der freigewordenen Pfründen zu übertragen; was den Brief zu Gunsten Alexanders betreffe, so sei es nicht des Schreibers Absicht gewesen, dem Notar Otto ein Hindernis zu bereiten[164]. Tatsächlich bedeutete dies natürlich eine Zurücknahme der ersten Empfehlung, und wie es scheint, lag dem Kanzler viel daran, den Verstoß gegen die Collegialität der Kanzlei gut zu machen, denn er wünschte die Verleihung in eine Form gekleidet zu sehen, die es offenbar machte, daß der Schritt auf seine Verwendung zurückzuführen sei[165]. Überdies erinnerte der Notar *Nicolaus* den Bischof von Straßburg nochmals an das gegebene Versprechen[166], ein anderer, als Notar H. bezeichneter Amtsgenosse rief Johanns Gnade für Otto an und erklärte ihm, durch Gewährung der Bitte werde sich die ganze Kanzlei geehrt fühlen[167]. Endlich ergriff Otto selbst das Wort zu einem demütigen Gesuch an den Bischof[168] und wandte sich zugleich an die Notare des Bischofs von Straßburg[169], indem er sie unter Anrufung der alten Kameradschaft und unter der Versicherung seiner Gegendienste beschwor, sich bei ihrem Herrn für ihn einzusetzen und ihm den günstigen Erfolg durch

lität seiner Darstellung willen Herzberg-Fränkel (MIÖG 16 S. 470 f.) zu Wort kommen, dem das Verdienst gebührt, den Zusammenhang zwischen diesen einzelnen Briefen herausgestellt zu haben.

[163] Chmel II 340 nr. 40.

[164] Chmel II 341 nr. 42.

[165] Chmel II 341 nr. 42: „Affectantes quatenus . . . . . (bis) . . . . . sentiat profuisse".

[166] Chmel II 342 nr. 43.

[167] Herzberg-Fränkel, MIÖG 16 S. 478 (Anhang II).

[168] Herzberg-Fränkel, MIÖG 16 S. 478 (Anhang III).

[169] Herzberg-Fränkel, MIÖG 16 S. 479 (Anhang IV) aus HS 410 der Wiener Hofbibliothek Nr. 94.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0302-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

einen Eilboten melden zu lassen. Die Hebel wurden also von verschiedenen Seiten angesetzt"[170],

doch scheint diesen Bemühungen nicht der gewünschte Erfolg beschieden gewesen zu sein, da Kaiser Heinrich 1312 Oktober 17 durch die preces primariae imperiales noch einmal um Aufnahme Ottos als Kanoniker in das Straßburger Domkapitel ersuchte[171].

Aus der Tatsache, daß alle Briefschreiber — sogar König Heinrich und der Kanzler — die Fürsprache des Notars Nikolaus beim Straßburger Bischof für so wichtig erachteten, daß sie mit ihr als dem stärksten Argument operierten, geht hervor, daß Nikolaus nicht nur bei Bischof Johann sondern auch in der Reichskanzlei beträchtliches Ansehen genoß.

Wenn die Kanzleibeamten auf manche vakant gewordenen einträglichen Pfründen buchstäblich Jagd machten[172], so hatte dies seinen Grund vor allem darin, daß sie in Ermanglung einer festen Besoldung auf Geschenke[173] und ihren bescheidenen Anteil an den Kanzleigebühren angewiesen waren, der zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes natürlich nicht ausreichte[174]. Es ist deshalb nur verständlich, daß sie fortgesetzt zusätzliche Einnahmequellen zu erschließen trachteten und „zugriffen, wo und wann sich die Gelegenheit bot"[175]. Daß diese Bemühungen manchmal geradezu in Pfründen*bettel* ausarteten, gereichte zwar der Reichskanzlei keineswegs zum Ruhm, war aber wohl oft nicht zu vermeiden.

Herzberg-Fränkel war eine genaue Datierung der erwähnten Briefe nicht möglich, da er noch mit unzureichenden Mitteln arbeiten mußte. So war ihm das erst später veröffentlichte[176] Notariatsinstrument von 1311 April 19 unbekannt, in dem der Straßburger Thesaurar Heinrich von Freiburg zum letzten Mal urkundlich genannt wird[177]. Da ihm zudem bei der Angabe von dessen Sterbeort offenbar ein Versehen unterlief — er hält Pavia dafür, obwohl der von ihm selbst abgedruckte Brief des Notars Otto Padua nennt[178] —, kam er von der richtigen Spur ab und bezeichnete auf Grund des Itinerars Heinrichs VII., der

[170] Ende des Zitats (Herzberg-Fränkel, MIÖG 16 S. 470 f.).

[171] MG Const. IV 889 nr. 874. Chmel II 342 nr. 12. Vgl. dazu Hanns Bauer, Das Recht der ersten Bitte bei den deutschen Königen bis auf Karl IV. = Kirchenrechtliche Abhandlungen. 94. Heft (Stuttgart 1919) S. 120.

[172] Der geschilderte Fall ist ohne Zweifel nur einer unter vielen. Vgl. Bauer S. 121.

[173] Diese konnten freilich in einzelnen Fällen eine recht beachtliche Höhe erreichen. Vgl. Bresslau I² 552.

[174] Vgl. Herzberg-Fränkel, MIÖG Erg. Bd. I 288 f.

[175] Herzberg-Fränkel, MIÖG 16 S. 472. — Über die Methoden, die dabei bisweilen angewandt wurden, handelt auch E. Lindeck, MIÖG 54 S. 72 f.

[176] MG Const. IV 570 nr. 606.

[177] Herzberg-Fränkel, MIÖG 16 S. 477 konnte sich nur auf einen Beleg zum 12. Oktober 1310 stützen.

[178] Herzberg-Fränkel, MIÖG 16 S. 478 (Anhang III).

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0303-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

1311 April 11 das Osterfest in Pavia feierte[179], den April dieses Jahres als terminus a quo des Todestages, als terminus ad quem den Tag der Kaiserkrönung (1312 Juni 29), da Heinrich in dem die Briefreihe abschließenden zweiten Schreiben des Kanzlers noch „rex" genannt wird[180].

Nachdem aber Nikolaus, der zu den Briefen, die Ottos Bewerbung um eine Pfründe unterstützten, selbst zwei beisteuerte und auch sonst in dem ganzen Fall eine erhebliche Rolle spielte, nachweislich nur bis Februar oder März 1312 in der Reichskanzlei weilte und sich im April bereits in Eichstätt befand[181], muß als spätester Zeitpunkt für den Tod Heinrichs von Freiburg und die Abfassung der Briefe der Anfang des Jahres 1312 angesetzt werden.

Ein Anhaltspunkt für die Datierung des ersten sicher noch vor dem Tod des Thesaurars Heinrich entstandenen Briefes[182] ist der darin für Bischof Johann enthaltene Rat des Notars Otto, zur bevorstehenden Kaiserkrönung nach Rom zu kommen. Der zuerst von Klemens V. auf 1312 Februar 2 anberaumte Krönungstermin[183] war inzwischen auf Bitten Heinrichs VII.[184] um mehrere Monate auf den 15. August des Jahres 1311 vorverlegt worden. Die päpstlichen Gesandten, die diesen Bescheid überbrachten, waren kaum in Mailand eingetroffen, als der König kurz nach seiner Abreise von dort (19. April) — wahrscheinlich noch im Laufe des April[185] — bereits dem Bischof von Straßburg diesen neuen Termin[186] mit der Aufforderung, der Krönung in Rom beizuwohnen[187], mitteilte.

[179] Der zweite Aufenthalt des Königs in Pavia währte vom 9.—16. Oktober. Vgl. Ludwig S. 76 f.

[180] Chmel II 341 nr. 42.

[181] Vgl. oben S. 293.

[182] Es ist nur das Dankschreiben Ottos an Johann für dessen Versprechen, ihn bei der Besetzung einer freiwerdenden Pfründe zu berücksichtigen. Heinrich von Freiburg wird gar nicht erwähnt. Der Vermutung Bauers, die Notare Nikolaus und Otto hätten, als sie wegen einer Pfründe für den letzteren bei Bischof Johann anfragten, „bereits einen bestimmten Fall im Auge gehabt und auf das Abscheiden des Straßburger Domkustos gewartet", möchte ich mich nicht anschließen, doch ist die angedeutete Möglichkeit nicht unbedingt von der Hand zu weisen. Vgl. Bauer S. 119.

[183] MG Const. IV 258 nr. 295.

[184] Heinrich hatte 1310 November 19 in Asti seinen Beichtvater Nikolaus von Ligny beauftragt, dem Papst seine Bitte um einen früheren Termin zu unterbreiten (Stengel, Nova Alamanniae, 1. Hälfte S. 36 f. Nr. 79). Nikolaus von Ligny verließ Asti spätestens am 14. November. (Vgl Stengel, NA 44 S. 122).

[185] Vgl. Bresslau I[2] 132 Anm. 3.

[186] Er konnte dann freilich infolge des durch die Belagerung von Brescia (19. Mai—2. Oktober 1311; vgl. Ludwig S. 77) bedingten großen Zeitverlustes nicht eingehalten werden.

[187] MG Const. IV 570 nr. 607. Böhmer, Reg. Heinr. VII. 387. Vgl. auch Palacky in Abhandlungen der kgl. Böhm. Ges. d. Wiss. 5. Folge, 2. Band S. 237 und MG Const. IV 571 nr. 608.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0304-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Da Johann dem König besonders nahe stand, hatte dieser ihn auch schon vorher über bedeutendere Geschehnisse des Italienzuges brieflich unterrichtet[188]. Wenn Otto nun — dem Beispiel des Notars Nikolaus folgend — ebenfalls dem Bischof empfahl, sich zur Krönung einzufinden, so zeigt dies, daß ihm bekannt war, welchen Wert Heinrich auf die Anwesenheit Bischof Johanns legte. Otto nannte aber keinen Termin, woraus erhellt, daß die Einladung des Königs seinem Schreiben vorangegangen war, Johann also bereits wußte, wann die Krönung stattfinden sollte.

Da Heinrich von Freiburg am Tage der Abreise des Königs von Mailand (1311 April 19) noch in dessen Gefolge nachgewiesen ist[189] und er auch zur Zeit der Abfassung von Ottos erstem Brief noch lebte, kann er nicht vor Mai 1311 gestorben sein. Wie oben bereits ausgeführt, ist sein Tod aber auch nicht später als Februar/März 1312 erfolgt.

Heinrich VII. berührte Padua, den Sterbeort des Straßburger Thesaurars, auf seinem Zuge nicht, befand sich aber gerade in der fraglichen Zeit in der Nähe der Stadt, denn er belagerte von Mai 1311 an vier Monate lang Brescia und zog dann über Cremona — Piacenza — Pavia nach Genua, wo er bis Februar 1312 blieb[190]. Am wahrscheinlichsten ist deshalb, daß Heinrich von Freiburg von Brescia aus als Gesandter des Königs[191] nach Padua gelangt war und dort während der heißen Sommermonate einer Seuche zum Opfer fiel[192].

Die weiteren Briefe an Bischof Johann, die dem Notar Otto eine der nunmehr vakanten Pfründen Heinrichs von Freiburg sichern sollten, wurden natürlich unmittelbar nach dessen Tod geschrieben, bevor andere Bewerber von Heinrichs Ableben Kenntnis bekamen[193].

Aus der Rolle, die Nikolaus in dieser Angelegenheit spielte, geht — wie schon erwähnt — hervor, daß er in der Reichskanzlei ein nicht geringes Ansehen genoß. Er stand aber auch zum König selbst in einem engeren persönlichen Verhältnis, was dadurch zum Ausdruck kam, daß dieser ihn über das sonst in Urkunden für Notare gebräuchliche „dilectus“ hinaus als „karissimus notarius noster“ bezeichnete[194]. Das

[188] So ließ er ihn in den letzten Oktobertagen des Jahres 1310 wissen, daß er die Alpen glücklich überschritten habe (MG Const. IV 402 f. nr. 457 f. Böhmer, Reg. Heinrichs VII. 336. — Vgl. Ludwig S. 75), und berichtete ihm 1311 Januar 7 von der langobardischen Königskrönung des vorhergegangenen Tages (MG Const. IV 479 f. nr. 518 f. Böhmer, Reg. Heinrichs VII. 375. — Vgl. Schneider S. 101 f. und 106).

[189] MG Const. IV 570 nr. 606.

[190] Ludwig S. 77 f.

[191] In Brescia war Heinrich VII. Padua am nächsten gekommen (125 km Luftlinie). Dort hatte er sich auch am längsten aufgehalten.

[192] Vgl. Bauer S. 1, der dies ebenfalls annimmt.

[193] Vgl. Bauer. S. 120.

[194] Böhmer, Reg. Heinr. VII. 580. Vgl. Beilage 3.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0305-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Wohlwollen, das Heinrich VII. Nikolaus entgegenbrachte, äußerte sich weiter darin, daß er ihm aus Reichsbesitz die villa Höttingen zur Nutzung auf Lebenszeit überließ[195].

Eine kirchliche Pfründe erhielt Nikolaus unter Heinrich VII. nicht, doch verdankte er die päpstliche Provision auf eine Personat- oder Dignitärstelle am Dom zu Regensburg, die dann allerdings vor seiner Wahl zum Bischof nicht mehr wirksam wurde, wohl der Fürsprache des Königs[196]. Auch die Dispensen, welche Nikolaus die gleichzeitige Nutzung mehrerer Pfründen gestatteten und ihn von der Residenzpflicht befreiten, gewährte der Papst mit Rücksicht auf König Heinrich und auf Nikolaus' Stellung als dessen Notar[197].

Ein besonderer Vertrauensbeweis Heinrichs VII. seinem bewährten und erfahrenen Notar Nikolaus gegenüber war es, daß er ihn zu seinem Sohne Johann nach Böhmen sandte, wo er einerseits diesem als Ratgeber dienen und andererseits die Verbindung zwischen Reichsverweser und König aufrechterhalten sollte[198].

Aber auch Nikolaus hielt Heinrich VII. selbst noch als Bischof[199] die Treue und schickte sich wenige Monate nach seiner Wahl an, zusammen mit König Johann und Bischof Philipp von Eichstätt dem Kaiser neue Truppen zuzuführen, welches Vorhaben allerdings aufgegeben wurde, als unterwegs die Nachricht vom Tode des Kaisers eintraf[200].

[195] Vgl. oben S. 289 f.
[196] Reg. Clem. 6953: „Consideratione Henrici regis".
[197] Reg. Clem. 5702: „Consideratione Henrici regis" und Reg. Clem. 6975: „obtentu Henrici regis".
[198] Vgl. oben S. 294.
[199] Böhmer, Reg. Joh. v. Böhmen 20 f. — Vgl. Heidingsfelder 478 Nr. 1534. Bischof Johann von Straßburg dagegen hatte der wiederholten Aufforderung Heinrichs VII., nach Italien zu kommen, nicht Folge geleistet. (MG Const. IV 570 f nr. 607 f; 908 f nr. 893 f. Vgl. Schneider S. 88).
[200] Zur Frage von Heinrichs VII. Beteiligung bei Nikolaus' Erhebung zum Bischof vgl. oben S. 263.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0306-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

VIII. Protonotar und Leiter der böhmischen Kanzlei

Die meisten Belege, die Nikolaus als böhmischen Protonotar nennen, stammen aus der Zeit nach seiner Wahl zum Bischof von Regensburg, als er dieses Amt wohl bereits niedergelegt hatte. Doch verlangt die Bedeutung seiner Stellung ein Eingehen auf die Zeit seines Wirkens in der böhmischen Kanzlei[1].

Nachdem sich seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts der Kanzler mehr und mehr von den Amtsgeschäften zurückgezogen hatte, ging die eigentliche Leitung der Kanzlei auf einen der Notare über, für den schließlich der Titel Protonotar üblich wurde. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts amtierten gleichzeitig nebeneinander drei Protonotare, die den drei Abteilungen, in welche sich die Kanzlei zu jener Zeit für Böhmen, Mähren und Polen gliederte, vorstanden[2].

Als aber Peter von Aspelt, dem späteren Mainzer Erzbischof, 1296 das Kanzleramt übertragen wurde[3], begnügte er sich nicht mit dem Titel eines Kanzlers, sondern übernahm auch selbst die Führung der Kanzlei, wodurch die Befugnisse der Protonotare wesentlich eingeschränkt wurden. 1304 legte er beim Regierungsantritt Wenzels III. sein Amt nieder, behielt jedoch Titel und Einkünfte bis zum Jahre 1306. An seiner Stelle besorgte der Protonotar Petrus Angeli die Geschäfte des Kanzlers, womit der frühere Zustand wieder hergestellt war[4].

Auch Nikolaus war demnach als Protonotar der eigentliche Leiter der böhmischen Kanzlei[5]. Die Erfahrungen, die er in langen Dienstjahren als Notar der Reichskanzlei gesammelt hatte, ließen ihn für dieses Amt besonders geeignet erscheinen. Es entsprach also durchaus seiner Stellung, wenn spätere Chronisten ihn regelmäßig als „Bohemiae regis cancellarius" bezeichneten[6]. In Urkunden und anderen gleich-

[1] In der Literatur wurde bisher Nikolaus' Tätigkeit als Protonotar König Johanns von Böhmen nur kurz erwähnt (vgl. Janner III 137, Heidingsfelder S. 432, Acht S. 100).

[2] Jos. Emler, Die Kanzlei der böhmischen Könige Přemysl Ottokars II. und Wenzels II. und die aus derselben hervorgegangenen Formelbücher. = Abhandl. d. k. Böhm. Ges. d. Wiss. VI. Folge, 9. Band. Klasse f. Philos., Geschichte und Philol. Nr. 2 (Prag 1878) S. 9, 42.

[3] Peter war Kanzler und nicht Protonotar, wie Schneider S. 19 annimmt. Vgl. Emler, Böhm. Kanzlei S. 40.

[4] Emler, Böhm. Kanzlei S. 42 und 44 f.

[5] Vgl. Acht S. 100. — Über einen angeblichen Kanzler König Johanns vgl. Bresslau I² 546.

[6] So in den Wappenbüchern des J. P. v. Leoprechting von 1650 (Ord.Arch. Regensburg III 100 a pag. 12) und des Adam von Bernclau von 1776 (Ord.Arch. Regensburg III 100 c pag. 39), bei Andreas von Regensburg (QE NF I 76) und in den anderen bei Oefele abgedruckten Chroniken (Oefele I 210, 372, 560); ebenso bei Hund, Metr.Sal. I 137, und bei Wassenberg, Ratisbona politica I fol. 257' (clm 1758). Vgl. dazu oben S. 289 und bei Bresslau I² 536 Anm. 2.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0307-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

zeitigen Aufzeichnungen wird er allerdings durchwegs „regis Bohemie prothonotarius“[7] genannt.

Seit wann war Nikolaus nun in Böhmen?

1312 Februar 3 wird er das letztemal in der Umgebung Heinrich VII. in Genua genannt[8]. Am 23. April ist sein Aufenthalt in Eichstätt, das er auf dem Weg nach Böhmen berührte, nachgewiesen[9]. Wie lange Nikolaus dort blieb, ist nicht bekannt. Jedenfalls befand er sich spätestens am 30. September in Prag, denn in einer Urkunde König Johanns von diesem Tag wird er unter den Räten des Königs als dessen Protonotar erwähnt[10].

Nikolaus hatte also dieses Amt damals bereits angetreten und er behielt es bis zu seiner Wahl zum Bischof, denn das Domkapitel von Regensburg teilte 1313 März 20 dem Salzburger Erzbischof mit, es habe am vorhergegangenen Tag den *Protonotar* des böhmischen Königs und Regensburger Domherrn Magister Nikolaus zum Bischof gewählt[11]. Auch in den Protokollen über die anschließende Prüfung der Wahl wird er wiederholt so genannt[12].

In Urkunden König Johanns erscheint Nikolaus nur dreimal:

1) 1312 September 30 als „[pro]thonotarius noster“[13],

[7] Außer in den später noch zu nennenden Urkunden auch in den Annales Osterhovenses (MG SS 17, 557) und in den Annales Mellicenses (MG SS 9, 511) und nach diesen bei Henr. prepos. Oetting. Chron. Bavar. (Oefele I 695). Die einzige gleichzeitige Quelle, die Nikolaus „cancellarius regis Bohemie“ nennt, ist die Series s. Emmerami (MG SS 13, 661 aus clm 13081 fol. 215) vom Jahre 1340 (vgl. oben S. 269).

[8] Böhmer, Acta imperii selecta I 449 nr. 641.

[9] RB V 224.

[10] Das Original der Urkunde ist nicht erhalten, wohl aber eine gleichzeitige Abschrift in dem aus einem Blatt bestehenden Registerfragment König Johanns, das im Metropolitankapitel-Archiv in Prag liegt und von dem Vojtíšek einen Faksimileabdruck bringt (Václav Vojtíšek, Pražský zlomek komorního registra krále Jana z roku 1312. Registrorum Johannis regis Bohemiae in camera eius scriptorum fragmentum Pragense anno 1312 ortum. = Vydal čsl. státní ústav historický. Hrsg. v. tschechoslowakischen hist. Institut. Prag 1931). Leider wurde das Blatt später am Rande so beschnitten, daß auf der Vorderseite bei jedem Zeilenanfang ein bis zwei Buchstaben fehlen. Doch läßt sich der Text ohne größere Schwierigkeiten ergänzen. Trotzdem ist der Abdruck von pag. 1 bei Emler, Reg. Bohem. et Morav. III 44 nr. 104, unvollständig, denn in der Reihe der königlichen Räte („de consilio . . . . . consiliariorum nostrorum“) bringt er Nikolaus' Namen ohne die Amtsbezeichnung Protonotar: „magistri Nycolai“. Auch Vojtíšek S. 19 löst bei pag. 1 den Schluß von Zeile 8 und den Anfang von Zeile 9 fehlerhaft auf. Er hat: „magistri Nycolai . . honorabilis nostri“, während es doch heißen muß: „magistri Nycolai / [pro]thonotarii nostri“. Das t am Zeilenanfang ist gut zu erkennen, ebenso ein Teil des waagrechten Kürzungsstriches, der durch die Unterlänge des p geht.

[11] Martin, Reg. Salzb. II nr. 1115.

[12] Martin, Reg. Salzb. II nr. 1118, 1120.

[13] Emler III 44 nr. 104.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0308-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

2) 1313 Mai 30 als „prothonotarius et secretarius noster karissimus“[14],

3) 1313 September 13 als „prothonotarius et consiliarius noster karissimus“[15].

In 1) und 3) wird Nikolaus lediglich erwähnt. In 2) gestattet König Johann ihm, das Kreuz mit einem Partikel des Hl. Kreuzes einzulösen, das er, der König, einst verpfändet hatte, und das auf Umwegen in den Besitz der Regensburger Juden gekommen war[16].

Auch Tadra[17] vermag in seiner Arbeit über die böhmische Kanzlei keine weiteren Urkunden zu nennen, die Nikolaus als Protonotar anführen. Sein Versuch, ihn mit dem 1312 Januar 6 belegten „magister Nycolaus dictus de Spyra prepositus Melnycensis“[18] zu identifizieren, mußte an einer Urkunde von 1317 Januar 27 scheitern, in der Nikolaus von Speyer ebenfalls noch als Propst von Mělník bezeichnet wird[19], während Nikolaus von Ybbs ja bereits mehrere Jahre vorher den Regensburger Bischofsstuhl bestiegen hatte[20].

Nikolaus war aber nicht nur Protonotar und Leiter der Kanzlei sondern auch Sekretär und Ratgeber des Königs[21] und nahm damit die

[14] Or. HStA. München, Hochstift Regensburg. — Falsches Datum (Mai 29) bei Emler III 60 nr. 142; RB V 254; Böhmer, Reg. Joh. v. Böhmen 182 nr. 18; Janner III 138; Heidingsfelder 1532. Richtig aufgelöst nur bei Acht S. 100.

[15] Emler III 65 nr. 157. Böhmer, Reg. Johanns v. Böhmen Nr. 541. MB 50 Nr. 111. Heidingsfelder 1535.

[16] Nikolaus hatte das sog. Ottokarkreuz, das sich noch heute im Domschatz befindet, also nicht aus Böhmen mitgebracht (Dachs, VO 93 S. 322), sondern von den Regensburger Juden erworben. — Abbildung in den Kunstdenkmälern von Bayern. Reg.Bez. Oberpfalz XXII. Band I S. 152 und bei Buchberger, 1200 Jahre Bistum Regensburg S. 40 f.

[17] Ferdinand Tadra, Kanceláře a písaři v zemich českých za králů z rodu Lucemburského Jana, Karla IV. a Václava IV. (1310—1420). Příspěvek k diplomatice české. v Praze 1892. Rozpravy české akademie císaře Františka Josefa pro vědy slovesnost a uměnív Praze. Ročník I. Třída I. Číslo 2. (Kanzlei und Schreiber in den böhm. Ländern unter den Königen aus dem Geschlecht der Luxemburger Johann, Karl IV. und Wenzel IV. (1310—1420). Beiträge zur böhmischen Diplomatik. Prag 1892. = Berichte d. Böhm. Akad. d. Wiss. in Prag, Jahrgang 1 Klasse 1 Nr. 2).

[18] Emler III 24 nr. 56.

[19] Emler III 146 nr. 356.

[20] Gegen die Annahme Tadras wendet sich auch Acht S. 100. — Näheres über Nikolaus von Speyer siehe oben S. 274 f. — Auch mit dem 1308 und 1309 als Kammernotar König Heinrichs von Böhmen belegten Nikolaus (Emler II 940 nr. 2178 und 957 nr. 2202) ist Nikolaus von Ybbs nicht identisch.

[21] Auch Bischof Philipp von Eichstätt, mit dem Nikolaus schon am Hofe Albrechts I. und Heinrichs VII. zusammengetroffen war, wird von König Johann „consiliarius“ und „secretarius“ genannt (MG Const. IV 1135 nr. 1135, V 258 nr. 297). Er hatte Johann zur Krönung nach Böhmen begleitet und hielt sich auch in den folgenden Jahren häufig in seiner Umgebung auf, wofür Heidingsfelder S. 427 die entsprechenden Belege bringt.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0309-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Stellung ein, die ihm Heinrich VII. wohl zugedacht hatte, als er ihn im Frühjahr 1312 aus der Reichskanzlei entließ, um ihn seinem Sohn an die Seite zu geben. Daß er in einem sehr engen und vertrauten Verhältnis zu Johann stand, kommt auch durch das Attribut „karissimus“ zum Ausdruck, das der König ihm wiederholt beilegte[22].

Nikolaus blieb bis zu seiner Wahl zum Bischof in den Diensten Johanns[23], legte dann aber sein Amt vermutlich nieder[24]. Das gute Verhältnis zwischen beiden Männern bestand weiter[25].

[22] Emler III 60 nr. 142 und 65 nr. 157. — Mit dem Attribut „amicus noster karissimus“ zeichnet Johann auch seinen Rat Bischof Philipp von Eichstätt aus (MG Const. IV 1135 nr. 1135, V 258 nr. 297).

[23] Das geht aus dem Antwortschreiben des Salzburger Erzbischofs auf die Wahlanzeige des Regensburger Domkapitels hervor, in dem es heißt, Nikolaus sei noch in Geschäften des böhmischen Königs tätig (Martin, Reg. Salzb. II nr. 1118).

[24] Vgl. Acht S. 100.

[25] So ließ Bischof Nikolaus in das von ihm gestiftete Glasfenster des Regensburger Doms neben dem Reichs- und dem Hochstiftswappen auch das böhmische Wappen aufnehmen (vgl. oben S. 241) und in einem Dienstrevers des Grafen Albrecht von Hals von 1313 April 14 versprach der Bischof dem Grafen auch seinerseits Hilfe, ausgenommen gegen das Reich, den Erzbischof von Salzburg und den König von Böhmen (RB V 249. Ried II 762).

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0310-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Schluß

Mit seiner Wahl zum Bischof stand Nikolaus auf dem Höhepunkt seines Werdegangs. Bürgerlicher Herkunft, konnte er wie Peter von Aspelt und Johann von Straßburg, um zwei seiner Zeitgenossen zu nennen, dennoch zu höchsten kirchlichen Würden gelangen. Und wie diese hatte er seinen Weg zum Reichsfürsten durch die Kanzlei genommen.

Die ausgedehnten Kenntnisse auf dem Gebiete des Kanzleiwesens, die er sich als Notar des Königs erworben hatte, verwertete er auch bei der Organisation seiner Bischofskanzlei, für die er bereits die damals in der Reichskanzlei aufkommende Führung von Urkundenregistern übernahm.

Den Besitzungen des Regensburger Hochstifts, über die er ein mustergültiges Urbar anlegen ließ[1], war er ein vorzüglicher Verwalter, wozu ihn seine als böhmischer Protonotar erworbene Erfahrung in administrativen Dingen befähigte. Insbesondere dadurch auch gelang es ihm, die ungeheuere Schuldenlast, die er von seinen Vorgängern übernommen hatte, abzutragen, was ein Chronist des 15. Jahrhunderts mit den Worten würdigte[2]:

„Hic multum utilis fuit ecclesie Ratisponensi".

[1] Original vom Jahre 1334 im HStA. München, Hochstift Regensburg Lit. Nr. 12. — In diesem ältesten erhaltenen Regensburger Urbar sind allerdings nur die Hochstiftsgüter in Ober- und Niederösterreich erfaßt.

[2] clm 901 fol. 192'.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0311-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Beilagen

1.

1306 September 26, München. — Die Herzoge Rudolf und Ludwig von Baiern versichern den an der Gefangensetzung des königlichen Notars Meister Nikolaus Beteiligten, daß ihnen daraus kein Schaden erwachsen solle.

Wir Rudolf vnd Lodweich, von gotes gnaden pfallentzgrafen bi dem Rein vnd hertzogen in Beyern, tv̊n chvnt allen den, die disen brief ansehent oder hôrent lesen, daz wir Sifrides von dem Hag, vnsers getriwen, vnd aller der, die an maister Nyclavs, vnsers herren vnd ôheim hern Alb(reht) des rômschen ch̊vniges, schreiber vanchnvzz schuldich sint, gv̊t frivnt sein vnd gebn in vmb dis sache vnser vnd vnsers landes huld gæntzlich vnd geheizzen vnserm vetern hertzog Stephan vnd dem Frawenberger, daz wir vmb div sache in an ir lævten noch an ir gv̊t deheinen schaden tv̊n. Wir geheizzen in avch an des vorgenanten maister Nycolavs stat, daz si von sinen wegen von dem byschof von Aeystet oder von ander ieman vmb dise vanchnvzze deheinen schaden nemen, weder von gaistlichen noch von werltlichen[a] sachen fvrbaz. Vnd darv̊ber ze vrch̊vnd gebn wir in disen brief versigelt mit vnsern insigeln. Der ist gegebn ze M̊vnchen, do man von vnsers herren gebvrt zalt drivzehenhvndert iar, darnach in dem sehsten iar, des næhsten mantages vor sant Mychels tach.

Or. HStA. München, Kurbaiern Urk. Nr. 32 347 (A).
Ungedruckt.
Regest: Heidingsfelder Nr. 1373; RB V 103; Böhmer, Wittelsb. Reg. (1854) S. 58; A. Koch-J. Wille, Reg. d. Pfalzgr. a. Rh., Bd. I (1894) Nr. 1546.

[a] r *übergeschrieben A.*

2.

1310 August 7, Kaiserslautern. — König Heinrich VII. überträgt seinem Notar Nikolaus die villa Hettingen *(Höttingen, Landkreis Weißenburg i. B.) auf Lebenszeit.*

Nos Heinricus dei gracia Romanorum rex semper augustus. Ad universorum sacri Romani imperii fidelium noticiam volumus pervenire, quod grata continua et fidelia servicia, que vir honorabilis magister Nycolaus, thesaurarius Eystetensis, notarius noster dilectus nobis, nostris antecessoribus et imperio devotus exhibuit, benignius intuentes ac disponentes ipsum favoribus prosequi graciosis villam Hettingen prope Wizzemburg, nobis et imperio pertinentem, cum omnibus iuribus, redditibus, iudiciis ac pertinenciis suis eidem thesaurario de liberalitate regis duximus largiendam, tenendam et per eum pacifice possiden-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0312-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

dam, toto tempore vite sue. Inhibentes presentibus firmiter et districte ne aliqua deinceps persona cuiuscumque status eminencie officii seu condicionis existat dicto Nycolao in premissa villa seu redditibus aut pertinenciis ipsius aliquod impedimentum vel gravamen interponat, sicut indignacionem regiam voluerit evitare. In cuius rei testimonium presentes literas scribi et nostre maiestatis sigillo iussimus communiri. Dat. in Luthrea VII° idus augusti anno domini millesimo trecentesimo decimo, regni vero nostri anno secundo.

Or. HStA. München, KS 1223 1/2 (A).
Ungedruckt.
Regest: Böhmer, Reg. Heinr. VII. 278.

3.

1310 November 24, Asti. — König Heinrich VII. gibt seinem Notar Nikolaus Vollmacht, die ihm geschenkte villa Höttingen in eine Vikarie oder Präbende umzuwandeln.

Heinricus dei gracia Romanorum rex semper augustus. Universis advocatis . . ministris, officialibus et fidelibus imperii presentes litteras inspecturis graciam suam et omne bonum. Pia vota hominum dum benigno favore prosequimur deo conditori nostro gratum ut opinamur exhibemus obsequium et nostre salutis augmentum multipliciter procurrimus. Devotis igitur honorabilis viri magistri Nycolai thesaurarii Eystetensis karissimi notarii nostri postulationibus favoris regalis plenitudine annuere cupientes, permittimus, volumus et plenam ac liberam sibi tradimus potestatem ob remedium nostre inclite Margarete conthoralis nostre ac liberorum nostrorum animarum villam Hettingen prope Wizemburg et Ellingen sitam, quam eidem Nycolao dudum donavimus, in vicariam seu prebendam aliquam in Eysteten aut alibi, prout sibi videbitur, redigendi et quandocumque seu qualitercumque eidem placuerit convertendi. Inhibentes auctoritate regia firmiter et districte, ne alique deinceps persona alta vel humilis, ecclesiastica vel secularis, cuiuscumque status seu conditionis existat, prefato thesaurario alicuius impedimenti materiam prestare presumat quo minus vicariam huiusmodi de villa prenotata instituere et clericus ad huiusmodi vicariam assumptus qui pro tempore fuerit villam ipsam cum fructibus et pertinenciis suis pacifice perpetuo possidere valeat et habere. Ac decernentes irricum et inane siquid contra premissam nostram concessionem et huiusmodi prebende institutionem imposterum contingerit attemptare. In cuius rei testimonium presentes litteras maiestatis nostre sigillo iussimus communiri. Dat. in Aste VIII° kln. decembris anno domini M° trecentesimo decimo, regni vero nostri anno secundo.

Or. HStA. München, KS 1232 (A).
Ungedruckt.
Regest: Böhmer, Reg. Heinr. VII. 580; RB V 186; Ried II 759.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0313-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

4.

1311 Januar 23, Mailand. — König Heinrich VII. gibt der Eichstätter Kirche die Stadt Greding zurück.

Als Letzter in der Reihe der Zeugen ist genannt: magister Nicolaus, thesaurarius Eichstetensis et notarius noster.

2 Or. HStA. München, KS 1233 (A_1 und A_2).
Ungedruckt.
Regest: Böhmer, Reg. Heinr. VII. 363; Heidingsfelder Nr. 1477.

5.

1339 August 9, Neumarkt a. d. Ybbs. — Heinrich von Chůnigswisen, *Pfarrer in Michelndorf (Ortsgemeinde Michelhausen, Filiale von Michelhausen), verpflichtet sich, die Bürgschaft für 80 Pfund Wiener Pfennige zu übernehmen, die Heinrich Hetzer, Pfarrer in Michelhausen (pol. Bez. und Ger. Bez. Tulln), dem Bischof Nikolaus von Regensburg aus der Pflege zu Pöchlarn schuldig ist, und verspricht für die Bezahlung der Summe bis zum 13. Oktober an den Bischof oder an dessen Schwester, Frau Kunigunde in Ybbs, oder an Peter, Pfarrer in Pöchlarn, zu haften.*

Ego Heinricus de Chůnigswisen, plebanus in Můldorf, profiteor, me fideiussorio nomine intercessisse pro domino Heinrico dicto Hetzer pastore in Michelhausen ad reverendum in Christo patrem et dominum dominum Nycolaum ecclesie Ratisponensis episcopum pro octoginta libris d. Wienn. quibus sibi prefatus Heinricus Hetzer ex administracione in Pechlaria gesta et racione inde reddita legitime et debite remansit obligatus. Constituens me eciam prefato domino meo quo ad predictam pecunie summam exsolvendum verum ac principalem sibi[a] debitorem renuncians omni excepcioni siqua michi in hac parte conpeteret seu eciam conpetere posset et promitto fide data et iurata de dicta pecuniam[b] abhinc usque ad festum beati Cholomanni proxime ad venturum domine Chunigundi sorori sepefati domini mei domini Nycolai ecclesie Ratisponensis episcopi in Ibsa vel domino Petro plebano in Pechlaria ex integro et absque ulla contradiccione et dilacione satisfacere et omnia premissa diligenter et firmiter observare. Quod si non fecero promitto nomine pene me extunc elapso termino supradicto statim omni mora postposita intrare curia prenominati domini mei domini Nycolai ecclesie Ratisponensis episcopi et inde non exire donec de prefata pecunia sibi vel ipsius nomine personis supradictis plenarie fuerit satisfactum ad quod eciam faciendum voluntarie ac libere me obligo per presentes. In cuius rei testimonium presentibus sigillum meum solitum duxi appendendum. Dat. in Nouo Foro in vigilia beati Laurencii anno domini millesimo CCC° XXX° nono.

Or. HStA. München, Hochstift Regensburg Urk. (A).
Ungedruckt.
Regest fehlt.

[a] *durch Expunktieren getilgt A.* — [b] *A.*

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0314-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Neuerscheinungen zur Geschichte Regensburgs und der Oberpfalz

Zusammengestellt von Dr. Georg Völkl

Der Historische Verein richtet an die Verfasser historischer Schriften die Bitte, ein Exemplar ihrer Veröffentlichung in die Bücherei des Vereins zu schenken.

Herzlicher Dank für Unterstützung bei der Aufstellung dieses Verzeichnisses gebührt den Herren Oberstudienrat Dr. Klitta-Schwandorf, Staatsarchivrat Dr. Scherl-München und Stadtarchivar Dr. Sydow-Regensburg.

Adalbert, Prinz von Bayern: Max I. Josef von Bayern, Pfalzgraf, Kurfürst, König. Verlag Bruckmann München 1957, 892 S., 16 Bilder, ein Stammbaum.

Alt-Bayerische Heimat: Blätter für Heimatpflege und Unterhaltung. Beilage zur Mittelbayerischen Zeitung. Regensburg. 1957.

Altdorfer, Albrecht: Die Alexanderschlacht. Einf. v. Ernst Buchner. — Stuttgart 1956.

Amberg: „Die Bürger erheitern und einander näherbringen". Chronik des Bürgervereins Amberg, ein Spiegelbild der bürgerlichen Gesellschaft Ambergs seit 1832. In: Oberpfälzer Jura. 1957 Nr. 6, 9, 10, 12, 15, 16, 17, 19.

—, Ein Jahrhundert Sport in Amberg. Ebda Nr. 10 ff.

—, Die neue Altartafel der Paulanerkirche in Amberg. Ebda Nr. 11.

—, Wappen des Landkreises Amberg. Spiegel seiner Geschichte. Ebda Nr. 15.

—, „Werners Leiden" und Ambergs Not vor 200 Jahren. Die Geschichte des Stadtpfarrers im österreichischen Erbfolgekrieg. Ebda Nr. 20, 21, 22.

—, Kreuzschiffbanner treu und unentwegt weitertragen. Fünfzig Jahre Katholischer Kaufmännischer Verein „Treugold" Amberg. Ebda Nr. 22.

—, Das unentdeckte Amberg. In: Unser Bayern 6, 1957, Nr. 11, S. 81 f.

—, Luitpoldhütte. Ferngas aus der Luitpoldhütte für die Nordoberpfalz. Die Glas- und Porzellanindustrie nahm eine Chance wahr. In: Bayer. Staatszeitung Nr. 23 v. 8. 6. 1957 Seite 12.

Ammon, Hans, Dr.: Die Pfalz-Neuburger Pfarrer- und Lehrerschaft. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 14.

—, 400 Jahre oberpfälzisches Luthertum. Ebda 1957 S. 16, 19.

—, Ottheinrich und das Evangelium. Eine geschichtliche Besinnung zum 400. Gedächtnisjahr seiner Thronbesteigung in Heidelberg (1956). Druck: C. Brügel & Sohn, Ansbach 1957, 16 S.

—, Oberpfälzische Pfarrer im Frankenland. In: Freimund 1958, Evgl. Hauskalender, Freimund-Vlg., Neuendettelsau 1958, S. I—IV.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0315-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Angerer: 60 Jahre Stefan Angerer (Nürnberg-Regensburg) im Dienste der Hausfrau 1897—1957. Druck: Held, Regensburg 1957, 16 S.

Archivpflege: Mitteilungen für die Archivpflege in Bayern. 3. Jahrg. Heft 3/4. München 1957.

Aus Zeit und Leben: Unterhaltungsbeilage zur „Grenzwarte". Oberviechtach.

Bachmeier, Franz: 94 Jahre BLLV — Bezirkslehrerverein Amberg/Stadt. Alte Probleme kritisch betrachtet. In: Vereinsschrift Amberg 1956. S. 32—46, mit 1 Photo und 4 Facsimile-Seiten.

Batzl, Heribert: Oberpfälzische Beamte und Diener im 17. Jahrhundert. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 276—281, 308—312.

—, Christophorus Vogel (1554—1608). Vom Leben und Werk eines oberpfälzischen Karthographen. In: Heimaterzähler 1957, S. 29.

Bauer, Karl: Aus der großen Zeit der theologischen Fakultät zu Heidelberg. In: Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte der evangelischen Landeskirche Badens, Band XIV, 1938.

Bauermeister, Hans: Eine Porzellantasse mit Amberger Stadtbild. In: Oberpfälzer Jura. 1957 Nr. 18, 20.

—, Kunst- und Landschaftswanderung (Ponholz—Pirkensee—Leonberg—Haidhof). In: Heimaterzähler 1956, Nr. 13.

B(ayerischer) B(raunkohlen-)B(ergbau): Werkzeitschrift der Bayerischen Braunkohlen-Industrie Schwandorf 1957, Nr. 14, 15, 16, 17.

Bayerisches Grenzland: Sonderausgabe der Monatsschrift „Bayerland", München 1957, 52 S.

Bayerischer Lehrer- und Lehrerinnenverein, Bezirksverein Amberg: Vereinsschrift zum Oberpfälzer Kreislehrertreffen Amberg 1956. Amberg 1956, 64 S., 13 Abb.

Bayerische Veredelungsindustrie: Band 1: Steine und Erden, Porzellan, Glas. Bayerland, 1957, Heft 6.

Bavaria Franciscana Antiqua: (Ehemalige Franziskanerklöster im heutigen Bayern), herausgegeben von der bayr. Franziskanerprovinz. Auslieferungsverlag Lentnersche Buchhandlung Dr. E. K. Stahl, München, in 3 Bänden, 1. Band 1955, 656 S., 244 Abb. 2. Band 1956, 648 S., 233 Abb. 3. Band: i. V.

Braun, Joseph: Das ehemalige Franziskanerkloster am Möningerberg bei Freystadt. In: Bavaria Franciscana Antiqua Bd. I, (München 1953) S. 229—236.

—, Das Franziskanerkloster Freystadt/Opf. ebda. Bd. III, München 1957 S. 456 bis 476.

—, Das Franziskanerkloster Dietfurt/Opf. ebda. Bd. III, München 1957 S. 477 bis 505.

Bredow-Laßleben, Barbara: Das Fischbacher-Schirndorfer Gelübde. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 17.

—, Kallmünz — die Perle des Naabtales. Ebda Nr. 5.

Breidbach-Bürresheim, Hubert von: Von der Postkutsche zur fliegenden Festung. (Lebenserinnerungen eines Herrenreiters und Offiziers). Selbstverlag Schloß Fronberg, Schwandorf 1955, 492 S. geb.

Brenneisen, Reinhold, Dr.: Die gewerbliche Entwicklung im Bezirk der Industrie- und Handelskammer Regensburg. (Oberpfalz und Landkreis Kelheim). Sonderdruck aus „Auf neuen Wegen — Die Wirtschaft in Bayern". München (Verlag Herbert Neuner) 1957.

Brückl, Joseph: Johann Andreas Schmeller. In: Bayerland 1956, S. 302 ff.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0316-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Buhl, Fritz: Guerickes physikalische Versuche zu Regensburg. In: Alt-Bayerische Heimat. 1957 Nr. 9.

Burglengenfelder Zeitung: Sonderbeilage zum 75 j. Bestehen. Vlg. Meillersche Buchdruckerei und Verlag GmbH. & Co., Schwandorf, 23. 10. 1957.

Dachs, Hans, Dr.: Reichshof Chammünster? In: VO 96 (1955) S. 405—422.

Dambeck, Franz: Die rückrestaurierten Fresken der Allerheiligenkapelle in Regensburg. In: 14. Bericht des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 1955 (München 1956) S. 35—40.

Deutsche Heimat: — Eine Zeitschrift für alle, die ihre Heimat lieben. Herausgeber: Verlag des Hauses Elefant, Stätte für Kunst und Werbung, Schwandorf/Opf., I, 1952 Nr. 1—4; II, 1953, Nr. 1—12; III, 1954, Nr. 1—10; IV, 1955, Nr. 1—5. (Erscheinen eingestellt).

Genealogie Dimpfel: Neudruck des 1702 erschienenen Werkes des Regensburger Genealogen Johann Seifert. Mit einem Anhang ergänzender genealogischer Angaben. In: Korb'sches Sippenarchiv. Die Fundgrube. Regensburg 1957.

Dömling, Martin: Johann Brunner. Dem oberpfälz. Heimatforscher zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 144 f.

—, Anton Strießl. Ein Gedenkblatt zu seinem 30. Todestag. Ebda S. 253 f.

Dürrbeck, Paul: Zur Familiengeschichte der Dürrbeck. T. 12: Familiengeschichte der Dürrbeck in der Oberpfalz. — Fichtelberg (Ofr.) 1956.

Egerländer, Der: Stammeszeitschrift — Eghalander Bundeszeitung. Geislingen/Steige 8. Jahrg. (1957).

Egerländer, Jahrbuch der: 1957. (Egerlandkalender). Geislingen/Steige. 4. Jahrg. (1957).

Eichendorff, Joseph Freiherr von, 1857—1957: Sonderheft des „Zwiebelturm", Regensburg 1957. Aus dem Inhalt: Der Studiosus Joseph Freiherr von Eichendorff reist durch Bayern. Habbel, Josef, Dr.: Meine Begegnungen mit Eichendorff. Schrodock, Karl: Warum wieder Eichendorff? Berichte über die Eichendorff-Feiern.

Elektrizitätsversorgung in Bayern: Sonderausgabe der Zeitschrift „Bayerland", München 1955, XVI, 44 S.

Enzmann, Erich, Dr.: Standort-Probleme der Maximilianshütte AG. In: Oberpfälzer Jura. 1957 Nr. 4, 5, 6, 7, 8, 9.

Euler, Alfons: Die Geschichte der Buchdrucker und Verleger Ingolstadts. Ingolstadt 1957.

Färber, Sigfried: Galerie Regensburger Persönlichkeiten. In: Bayerland, München 1957, Heft 1, S. 32—33.

Fenzl, Richard: Ein Streifzug durch den Wortschatz unserer Heimat, Beziehungen bairischer Mundartwörter zum außerdeutschen Sprachraum. In: Jahresbericht der Oberrealschule Schwandorf über das Schuljahr 1956/57, Schwandorf 1957, S. 37—63.

—, Die Habergeiß auf dem Dach, eine volkskundliche Sprachstudie. In: Heimaterzähler 1957, S. 67.

Filtzinger, Philipp: Frührömische Befestigungen an der oberen Donau. — Phil. Diss. Tübingen 1956.

Fink, Wilhelm, O. S. B.: Die Römerstraßen in Niederbayern. In: 2. Jahresbericht des Heimatvereins Deggendorf und Umgebung (Deggendorf 1957) S. 31—40.

Fischer, Norbert: Das Oberpfälzer Land. In: Festschrift des Heimattages der Münchener Oberpfälzer 1957, S. 9—12.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0317-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Fitzthum, Martin, Dr.: Die Schule von Langenbruck bei Vilseck. In: Oberpfälzer Jura. 1957 Nr. 3.

—, Kirchen und Kapellen im Grafenwöhrer Übungsplatz. Ebda Nr. 5.

—, Fünfzig Jahre Truppenübungsplatz Grafenwöhr. Ebda Nr. 16, 19.

—, Beiträge zur Geschichte und Kultur des Egerlandes. Amberg 1957 (Selbstverlag) 64 Seiten.

Först, Leutfried P.: Das ehemalige Franziskanerkloster an der Vils in Amberg. In: Bavaria Franciscana Antiqua, Bd. I, S. 65—100, München 1953.

Forster, Fritz: Der Thurn- und Taxis'sche „Thiergarten". In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 260 ff.

Frey, Hans: Beiträge zur Kulturgeschichte des bayerischen Brauwesens. In: Bayerland 1957, S. 91—95.

Freytag, Georg: Das mittelalterliche Gesicht Weidens. In: Der neue Tag vom 22. 1.; 5. 3.; 22. 10. 1957.

Fürnrohr, Otto: Das Patriziergeschlecht Schiltl in Regensburg. Eine genealogische Studie. In: VO 97 (1956) S. 377—392.

Fuchs, Gustav: Der Ringwall auf dem Schlüpfelberg bei Sulzbürg. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 262 f.

—, Sagen aus und um Lauterhofen. Ebda S. 19, 54.

—, Sagen aus der Kastler Gegend. Ebda S. 82, 135.

—, Ein paar Sagen aus der Velburger Gegend. Ebda S. 184, 229.

—, Rund um den Habsberg. Ebda S. 226.

—, Zwischen Schwarzachgrund und Lauterachtal. In: Oberpfälzer Jura. 1957 Nr. 1, 4, 5, 11, 14, 15, 16.

—, Urpfarreien des Landkreises Neumarkt/Opf. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 99 ff.

Die Fundgrube: — Eine Sammlung genealogischen Materials. Heft 3: Die Werke des Regensburger Genealogen Johann Seifert. Heft 5: Verzeichnis der in der Fundgruben-Kartei verkarteten genealogischen Arbeiten. Korbsches Sippenarchiv, Regensburg, 1956, 36 S. bzw. 30 S.

Gamber, Klaus: Zwei alte Zeno-Heiligtümer. In: Unser Heimatland. 1957 Nr. 10.

Gatz, Johannes P.: Das ehemalige Franziskanerkloster in Cham. In: Bavaria Franciscana Antiqua, Bd. I, S. 211—227, München 1953.

Gebhard, Torsten: Wegweiser zur Bauernhausforschung in Bayern, Heft 11 der Schriftenreihe Bayerische Heimatforschung, Vlg. Bayerische Heimatforschung, München-Pasing 1957, 238 S., 31 Tafeln, 7.— DM.

Gernhardt, Ludwig: Wackersdorf. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 9.

Gerstenhöfer, Rudolf: Amberger Gebiet einst im Dekanat Schwandorf. Die kirchlichen Verhältnisse in den Jahren 1286 und 1326. In: Oberpfälzer Jura. 1957 Nr. 3.

—, Der Ortsname Theuern — ein Namenrätsel? Ebda Nr. 9.

—, Die Ebermundesdorfer. Ebda Nr. 12, 13, 14, 17.

—, Bedeutsames Geschlecht der Theuerner auf Theuern. Nr. 21, 22.

Gillitzer, Andreas: Die kath. Pfarrkirche St. Michael in Kallmünz. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 13, 17.

Glas, Kaspar: Kurze Beschreibung der Gemeinde Wackersdorf (aus dem Jahre 1845). In: Heimaterzähler 1957, S. 52, 55.

Götz, Franz Sales, O. S. B.: Maurus Xaverius Herbst, Abt von Plankstetten. 2., verb. Aufl., hrsg. v. Bonifatius M. Schumacher, O. S. B. — Würzburg 1957.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0318-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Des Götz von Berlichingen Register der Hälte und Furten um Nürnberg. Ein Beitrag zur spätmittelalterlichen Verkehrsgeographie des Nürnberger Umlandes. Eingeleitet, herausgegeben und erläutert von Hans Hubert Hofmann. Kallmünz (Laßleben) 1957. 36 Seiten (Erwähnung einiger oberpfälzischer Orte).

Götzl, Richard F.: Die Presse der nördlichen Oberpfalz. — Die Zeitung als Quelle d. Wirtschaftsgeschichte mit bes. Berücks. d. Stadt Erbendorf, als Beitr. zur Monographie d. Provinz- u. Kleinstadtpresse. Phil. Diss. München 1956.

Granier, Gerhard: Der deutsche Reichstag während des Spanischen Erbfolgekrieges (1700—1714). — Phil. Diss. Bonn 1954.

Graßl, Hans: Johann Nepomuk Ringseis. In: Festschrift des Heimattages der Münchener Oberpfälzer 1957, S. 25—27.

Gresky, Wolfgang, Dr.: Ludwig Gieseke zum 200. Geburtstag. Der Verfasser des Beresinaliedes in seinen Beziehungen zu Regensburg. In: VO 97 (1956) S. 393—404.

Gröbner, Anton: Der Kalenderstreit im Stiftland. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 157 f.

Grochtmann, Hubertus: Kirchen in Regensburg. Langewiesche, Königstein/Taunus 1957 mit 48 Bildseiten von Ingeborg Limmer.

Gschwendner, Karl: Ein Stück Schulgeschichte aus der Zeit um 1800. Die gesellschaftliche und soziale Stellung des Landlehrers in einer Oberpfälzer Dorfschule. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 29.

—, Sagen aus Michelsneukirchen. Ebda S. 17, 82, 98, 154, 224.

Guth, Anne Marie: Besuch im Fürstlich Thurn und Taxisschen Marstallmuseum. In: Bayerland 59 (1957) Nr. 1 S. 30 f.

Haller, Konrad: Musterung. Eine Skizze über Musterungsgebräuche in Nabburg um die Jahrhundertwende. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 101.

—, Eine verschwundene Burg (südlich von Nabburg). Ebda S. 129 f.

—, „Äbba", „äbbad" und „äbbas", ein interessantes Unikum in unserem Dialekt. Ebda S. 132 f.

—, Gemeinden wurden geändert. Ebda S. 208 ff.

—, Franz Michael Walter, Stadttürmer in Nabburg. Ebda S. 272 ff.

—, Schwarzenfeld, das Werden der Kulturlandschaft an der Schwarzachmündung. In: Heimaterzähler 1957, S. 9, 15, 18, 22.

—, Wie die Gemeinden entstanden. In: Der neue Tag, Weiden Nr. 51 v. 27. 3. 1956.

Hartl, Ludwig: Aus dem Landrichteramt Burglengenfeld. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 5.

—, Die Flintensteinfabrik in Burglengenfeld. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 11.

Hasinger, Hermann: Donaufahrt von der Quelle bis Wien. (328 S. mit 15 farbigen Tafeln) Prestel-Verlag München.

Hauss, Fritz u. Zier, Hans Georg: Die Kirchenordnungen von 1556 in der Kurpfalz und in der Markgrafschaft Baden-Durlach. In: Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte der evangelischen Landeskirche Badens, Band XVI, Karlsruhe 1956, 162 S.

Heidler, Franz: Musiker und Schauspieler aus Böhmen in Regensburg. In: Der Egerländer 8 (1957) Folge 1e S. 256 f.

Heimaterzähler: Heimatbeilage für das „Schwandorfer Tagblatt" und die „Burglengenfelder Zeitung" VIII. Jahrgang, 1957, Nr. 1—18, 76 S.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0319-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Heimattag der Münchener Oberpfälzer 1957: Festschrift, herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft der Oberpfälzer Heimatvereine in München. Vlg. M. Laßleben, Kallmünz, 1957, 44 S.

Herrmann, Hans: Festansprache bei der Verleihung der Albertus-Magnus-Medaille an Prof. Dr. Dachs und Oberarchivrat Dr. Freytag. In: VO 96 (1955) S. 3—6.

Herrmann, Josef: Der Nothafftsche Waldfriedhof bei Friedenfels. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 52.

—, Der geheimnisvolle Schmuckschatz von Pfreimd. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 8, 11.

Herrmann, J. M.: Der letzte Schloßherr auf dem Teichelberg. In: Heimaterzähler 1957, S. 17.

Hess, Hans: Studien zur Geschichte der altbayerischen Dorfgemeinde vom 15. bis 18. Jahrhundert. Ursprung, Formen u. Organisation. An Hand von Quellen vorwiegend aus d. Landgerichten Dingolfing, Teisbach u. Reisbach u. d. Salbuch d. Stiftes Niedermünster v. 1444. — Phil. Diss. München 1956.

Hiltersdorf: Die Geschichte des Schwabenhofes. In: Oberpfälzer Jura. 1956 Nr. 21, 22, 23, 24.

Hiltl, Franz: „Bua, jetzt san d'Wagscheit'tln brocha!" Lebensweg und Lebensleistung des großen bayerischen Volksforschers Joseph Schlicht. In: Unser Heimatland. 1957 Nr. 1.

—, Damals zur österlichen Zeit. Ebda Nr. 4.

—, Uber die Brücke. (Die steinerne Brücke). Ebda. Nr. 6.

—, St. Wolfgang — eine Leuchte Gottes in dunkler Zeit. Ebda Nr. 9.

—, Eugen Trapp, Oberstudiendirektor u. Ministerialbeauftragter i. R. †. In: VO 96 (1955) S. 439 f.

Hoerburger, Felix: Die Zwiefachen, Gestaltung und Umgestaltung der Tanzmelodien im nördlichen Altbayern. Akademieverlag Berlin 1956, 186 S.

Hof, Karl: Gemälde der Stadtpfarrkirche St. Georg in Amberg. In: Oberpfälzer Jura 1957 Nr. 1, 2, 3, 5, 9.

—, Die Kunstwerke der Kirche St. Katharina in Amberg. Ebda Nr. 12, 13, 14, 15.

Hofbauer, Ludwig: Generaldirektor Josef Geller, der Begründer der BBI. In: Schwandorfer Tagblatt 1956, 16. 6.; 23. 6.; 30. 6.; 7. 7.

Hofmann, Georg: Sippe der Hofmann von Kunstorf. Kallmünz (Laßleben) 1956.

Hohenburg: Gang durch die Zeiten im Heimatmuseum Hohenburg. Eine Fülle bewundernswerter Gegenstände durch Privathand gesammelt. In: Oberpfälzer Jura 1957 Nr. 18.

Holzschuher, Karl: Verzeichnis der im Hofer städt. Archiv vorhandenen Leichenpredigten. Die Fundgrube Heft 1, herausgegeben vom Korb'schen Sippenarchiv Regensburg 1955, 32 S.

Hösl, Max: Wie man früher bei uns auf dem Lande lebte. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 126 f.

Hottner, Erna: Schwandorf als Verkehrs- und Industriemittelpunkt im unteren Naabtal. Zulassungsarbeit bei Prof. Dr. Fehn, MS. München 1956, 50 S., 14 Abb., 9 Zeichnungen.

Hubensteiner, Benno: Maximilian I. Staat, Leben und Kultur um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Paul Schachtl-Verlag, München 1956, 51 S. 3.80 DM.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0320-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Huber, Heinrich, Dr.: Zusammenhänge spätrömischer und frühmittelalterlicher Kultur in Regensburg und Umgebung. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 270 f.

Huber, Heinrich: Der Nachlaß des Fürstprimas Karl von Dalberg. In: Aschaffenburger Jahrbuch für Geschichte, Landeskunde und Kunst des Untermaingebietes, Bd. 2 (1955), S. 271—276.

Huber, Josef: Das Brauchtum der Totenbretter. Ergebnisse der Ort- zu Ortforschung über dieses Brauchtum. München (Eigenverlag) 1956.

—, Das Lehenwesen um 1641. (Praktische Hinweise für den Heimatforscher). Veröffentlichung des Verbandes der Flurnamenforschung in Bayern. München 1957.

Hufnagel, Otto: Keramik, ein traditionelles Kunsthandwerk. In: Bayerland 59. Jahrg. (1957) Nr. 6 S. 217—220.

Jahnel, Franz: Die Landkarten des Fichtelgebirges. Arzberger Hefte, Heft 4; Handelsdruckerei Arzberg Ofr., 1956, 20 S. (Auch die *Opf.* wird ab 16. Jh. behandelt.)

Jehl, Alois: Von Falkenstein zur Kürnburg. Heimatsagen aus dem östlichen Teil des Landkreises Roding. Kallmünz 1957.

—, Rund um Haus Murach. Heimatsagen aus dem Landkreis Oberviechtach. In: Die Oberpfalz 1956 S. 56, 110 ff.

—, 750 Jahre Wallfahrt zur Gottesmutter auf dem Fahrenberg. In: Der Heimaterzähler, Schwandorf 1957 Nr. 14, 15, 16.

—, Die goldene Haselnuß, ein Waldmärchen. Ebda S. 4,6.

—, Nittenauer Wanderführer. Vlg. W. Born, Nittenau (1957), 30 S.

Jünger, Wilhelm: Johann Michael Sailer und Christian Wolff. — Phil. Diss. München 1956.

Kallmünz: Das Bild der Jahrtausende liegt vor uns. . . Sensationelle Ausgrabungen auf dem Burgberg Kallmünz durch Dr. Armin Stroh. In: Oberpfälzer Jura 1957 Nr. 18.

Kalender UL. Frau vom Berge Karmel 1957 herausgegeben von der Bayerischen Ordensprovinz der Unbeschuhten Karmeliten. Druck: Sebaldus-Verlag Nürnberg 1956, 112 S. Darin kurze Geschichtsabrisse der Klöster in Pielenhofen, Schwandorf-Kreuzberg, Neumarkt/Opf.

Kaminsky, Charlotte: Johann Andreas Schmeller. In: Festschrift des Heimattages der Münchener Oberpfälzer 1957, S. 27—30.

Kammerer, Heinrich: Haller, Michael, katholischer Kirchenkomponist in Regensburg. — Diss. München 1956.

Keck, Sigismund P.: Das alte Franziskanerkloster Pfreimd/Opf. In: Bavaria Franciscana Antiqua Bd. II, S. 453—482, München 1954.

Kiermeier, Josef: Stammbaum des Guts- u. Brauereibesitzers Höfter-Neuhausen. (Neuhausen 1957).

Kiesselbach, Dorothee: Zwölfuhrläuten aus Sulzbürg. In: Gehört — gelesen 3, 1956, Heft 8 (August), S. 764.

Kitzmann, H., Dannheimer, W., Kerschbaum, H.: Exulanten in der Umgebung von Neustadt a. d. A., Vlg. Korb'sches Sippenarchiv Regensburg. Sammlung Die Fundgrube Heft 11, 1957, 40 S.

Keim, Josef, Dr.: Straubinger Lehen des Hochstifts Regensburg. In: Jahresbericht des Historischen Vereins für Straubing und Umgebung. 58. Jahrg. (1955) S. 19—34.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0321-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

—, Straubinger Lehen des Hochstifts Regensburg. Nachtrag. Ebda 59. Jahrg. (1956) S. 61—66.

—, Die Straubinger Patrizierfamilie Schmidl. Ebda S. 67—85.

Kessel, W.: Walhalla und Markt Donaustauf. Geschichte und Beschreibung. Regensburg 1957.

Kick, Josef: Er hat Weiden nie vergessen. Aber nur wenige Weidener wissen noch um Philipp Caspar Pfannenstiel. In: Der neue Tag, Weiden Nr. 98 v. 25. 6. 1957.

—, Heimatmuseum Weiden. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 72—77.

Klebel, Ernst, Dr.: Dissertationen in Regensburg. In: VO 96 (1955) S. 423—430.

—, Von der Römerstraße zur Bundesstraße. In: Der Zwiebelturm 11, 1956 S. 172—177 (Juli-Heft).

—, Das apostolische Vikariat der Erzbischöfe von Mainz. In: Aschaffenburger Jahrbuch für Geschichte, Landeskunde und Kunst des Untermaingebietes. Bd. 3 (1956) S. 63—70.

Klebel Ernst — 60 Jahre alt. Lechner, K.: Ernst Klebel — 60 Jahre. In: Unsere Heimat. Monatsblatt für Landeskunde von Niederösterreich und Wien. Jahrg. 27 (1956) Nr. 1—2 S. 46 f.

Carinthiai. Geschichtliche und volkskundliche Beiträge zur Heimatkunde Kärntens. Mitteilungen des Geschichtsvereins für Kärnten. 146 Jahrg. (1956) Heft 1 u. 2 (Bildbeigabe: Prof. Dr. Ernst Klebel).

Klement, Alfred von: Die Hofbibliothek des Fürsten Thurn und Taxis in Regensburg. In: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Frankfurter Ausg. Jg. 13 (1957), Nr. 15. S. 197—199.

Klitta, Georg, Dr.: Andre Kalmüntzer aus Kallmünz, Landrichter in Meran. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 8.

—, Eine alte Hausordnung im Schwandorfer Bürgerspital (1863) Ebda Nr. 13.

—, Zur Geschichte der Kreuzbergkirche in Schwandorf. Ebda Nr. 15.

—, Wackersdorf im Spiegelbild des Schrifttums, ein Beitrag zur Bibliographie. Ebda Nr. 15.

—, Zur Geschichte des „Heimaterzählers", der heimatkundlichen Beilage des Schwandorfer Tagblattes und der Burglengenfelder Zeitung. Ebda Nr. 18.

—, 30 Jahre Heimatbeilage des „Schwandorfer Tagblattes". Ebda Nr. 18.

—, 75 Jahre „Burglengenfelder Zeitung". In: Burglengenfelder Zeitung, Sonderbeilage zum 75 j. Bestehen vom 23. X. 1957.

Kevos, Werner, Dr.: Der Erminold-Meister von Regensburg. In: Die Lesestunde 1956, S. 36—37, mit 6 Photos von Hans Retzlaff.

Knauer, A.: Der Name Etterzhausen. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 2.

—, Der Ortsname Zielheim. Ebda 1957 S. 1, 2.

—, Andre Kalmüntzer, Landrichter zu Meran. Ebda S. 35.

—, Holzheim am Forst, Zu seinem 950 j. Jubiläum. Ebda Nr. 45 und SD.

Kölwel, Gottfried: Urtümliches Land. Ein Bild der Oberpfalz. In: Unser Bayern. 1957 Nr. 7 S. 55.

Korn, Wilhelm: Das „Paradeiß" der alten „Weltbeschreiber". Streifzüge durch das Fichtelgebirge. In: Unser Bayern 6, 1957, Nr. 9, S. 65 f.

Kranbuttnmo: Volkslied aus Wackersdorf. In: Schönere Heimat, Erbe und Gegenwart 1956, Heft 1, S. 159.

Kraus, Andreas: P. Roman Zirngibl von St. Emmeram in Regensburg. Ein

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0322-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Historiker der alten Akademie. 1740—1816. In: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens. Jgg. 66/67, 1956, S. 61—316.

Krauß-Fröhlich, Annemarie: Die Dienstl, Kammacher in der Oberpfalz. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 254—257.

Kreisel, Heinrich: Burgen und Schlösser in Altbayern. Aufnahmen von Helga Schmidt-Glassner. Deutscher Kunstverlag München 1957, 72 S. Text,

Krieger, Konrad: Das Ausnahmerecht für gemeindefreien Grund und seine Bewohner in Bayern. In: Unser Bayern, Heimatbeilage der Bayerischen Staatszeitung 1957, Nr. 2, S. 13.

—, Die christlichen Konfessionen in Bayern. Wie sich Katholizismus und Protestantismus über das Land verteilen. Ebda Nr. 11 S. 84 ff.

Kühner, Siegfried: Zielheim, ein Beitrag zu seiner Geschichte. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 16, 18, 1957, Nr. 1.

Kupfer, Konrad: Circensische Spiele zu Regensburg im achtzehnten Jahrhundert. In: Der Zwiebelturm 11, 1956, S. 123—125 (Juni-Heft).

Kuttner, Friedrich: Jagdinstruktion auf Schloß Fronberg. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 4.

—, Die Entstehung unseres Heimatbodens. Ebda 1957, S. 40, 41.

Kurze, Barbara: Kurfürst Ott Heinrich. Politik und Religion in der Pfalz 1556—1559. Carl Bertelsmann, Gütersloh; Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 174, Jahrgg. 62, 1956, 79 S. Text, 4 Seiten Quellen und Literatur, 63 S. Anmerkungen.

Landsassen: Alte Landsassengüter im unteren Vilstal. In: Oberpfälzer Jura. 1956 Nr. 5, 7, 9, 11, 14, 17, 21; 1957 Nr. 3, 16, 17, 18, 19, 20.

Lang, Josef: Das Pestkreuz. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 88 ff.

Lehmeier, Franz: Steinkreuze, Zeugen mittelalterlicher Justiz. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 91.

Lehmeier, Michael: Geschichte der Schützengesellschaft Kastl 1504. MS. im Staatsarchiv Amberg, 1956.

Lehner, J. B.: Die Pfarrkirche in Pfreimd. In: Regensburger Bistumsblatt. 1955 Nr. 20.

—, Die Augustiner-Eremiten im Bistum Regensburg. Ebda 1956 Nr. 46.

Leingärtner, Georg: Die Wüstungsbewegungen im Landgericht Amberg vom ausgehenden Mittelalter bis zur Neuorganisation des Landgerichts im Jahre 1803. Band III der Münchener Historischen Studien, Abt. Bayerische Geschichte. Kallmünz 1956, 114 S.

Lenk, Leonhard: Vorkämpfer der Eisenbahngesetzgebung. Gustav von Schlör: Der letzte Handelsminister des Königreiches Bayern. In: Unser Bayern 1957 Nr. 2.

Lieb, Adolf: Wolfram von Eschenbach und Wildenberg. Mskr. 1955. (Vereinsarchiv).

Lieb, Norbert: Drei große Münchener Künstler aus der Oberpfalz: Erasmus Grasser aus Schmiedmühlen, Johann Michael Fischer aus Burglengenfeld, Ignaz Günther aus Altmannstein. In: Festschrift des Heimattages der Münchener Oberpfälzer 1957, S. 19.

Liebing, Heinz: Reformationsgeschichtliche Literatur 1945—1954. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1954, 28. Band, 4. Heft, S. 516 ff.

Linke, Johannes: Wälder und Wäldler. Ein Bilderbuch aus dem Bayerischen Wald. Bamberg 1957.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0323-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Lipowsky, F. J.: Stadt Schwandorf im Regenkreise 1816. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 12.

Lucas, Dietrich: Der Anteil der Klöster Niederaltaich und Metten an der Kulturarbeit des Bayerischen Waldes. In: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München, Bd. 40 (1955), S. 9—120.

Mayer, Anton: Die Rieppel, ein Schwandorfer Familienbild. In: Heimaterzähler 1957, S. 14.

Mayer, Anton und Christian: Wiedersehen mit Schwandorf — Ein oberpfälzer Reisebericht. Rundfunksendung im Rahmen „Unbekanntes Bayern", Bayerischer Rundfunk, 30. 9. 1956, 18.15—18.45 Uhr, UKW., MS. 15 S. Abdruck in „Schwandorfer Tagblatt" 17. 11.; 24. 11.; 1. 12. 1956.

Mayer-Pfannholz, Anton: Land um den Rauhen Kulm. In: Heimaterzähler 1957, S. 3, 7, 11.

—, Land um den Rauhen Kulm. Hörbild in der Sendereihe „Unbekanntes Bayern" des Bayer. Rundfunks v. 23. 12. 1956, 13.10—13.40 Uhr Sende-MS 1956, 15 S.

Mayr, Eduard A.: Das Ehepaar Ringseis und die Armen Schulschwestern in Neunburg v. W. In: Heimaterzähler 1957, S. 23.

—, Oberpfälzer Freundschaft mit Peter von Corbelius. Ebda S. 42.

Marzell, Heinrich: Das „Pestbiarl". Alter Volksglaube aus der Opf. und dem Böhmerwald. In: Schönere Heimat 1952, Nr. 2/3, S. 45, 66. Genannt wird u. a. eine Sage aus Waldkirch — Oberpfalz.

Meckl, Rudolf: Unser Wissen über die Entstehung Ambergs. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 12, 49.

Meerwald, Günther Konrad: Franz Xaver von *Schönwerth.* Ein oberpfälzischer Heimatforscher. In: Der Zwiebelturm 11, 1956, S. 99—102 (Mai-Heft).

Merl, P. Otho: Marian Dobmeier (1753—1805), ein großer Schwandorfer. In: Heimaterzähler 1957, S. 61.

Meyer, Zensi: Sallern. Heimatgeschichte. Der Arbeit liegen größtenteils zugrunde die geschichtlichen Studien und Aufzeichnungen von H. H. Geistl. Rat Joseph Lang, 1914—1939 Pfarrer in Sallern. Selbstverlag Sallern 1957.

Mirković, Mijo: Pokušaj Matije Vlačića Ilirika da osnuje sveučilište u Regensburgu i u Celovcu. (Versuch des Matthias Flacius Illyricus, Universitäten in Regensburg und Klagenfurt zu gründen). In: Rad Jugoslavenske Akademije Znanosti i umjetnosti, 300 (Zagreb 1954), S. 537—573.

Mönnich, Horst: Von Menschen und Städten. Vlg. F. Bruckmann, München 1955. (Inhalt u. a. Amberger Treue, Ratisbona).

Moser, Hans Joachim: Die Musik der deutschen Stämme. Eduard Wancura Vlg., Wien Stuttgart 1956.

Motyka, Gustav: Abt Dominikus von Lieblein, der größte Abt des Klosters Speinshart. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 138—142.

Müller, geb. Aichinger, Hedwig: Nachträgliches zum „Pfreimder Schatz". In: Opf. 1957, 5, S. 20.

Müller, Konrad: Katholische Kirchengeschichte und Kirchen von Weiden/Oberpfalz. Erolzheim (Libertas Verlag) 1955.

Narr, Dieter: Johann Michael Sailer und das deutsche Sprichwort. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1956, S. 139—147.

Neuenschwand: Aus der Geschichte von Neuenschwand. In: Aus Zeit und Leben. Nr. 12, 1957.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0324-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Neumann, Carl W.: Beiträge zur Chronik von Münchshofen bei Burglengenfeld (Abdruck des MS. HVO Nr. 872). In: Heimaterzähler 1956, Nr. 10.

Neumeyer, Hermann: Waldprophet Mühlhiasl im Spiegel der Forschung. In: Alt-Bayerische Heimat 1958 Nr. 1.

Netzer, Remigius: Kunstreise in den Bayerischen Wald. Bayerischer Rundfunk, Sende-MS. 1955, 7. 8. und Teilabdruck im Jahresbericht 1955/56 der Oberrealschule Schwandorf, S. 34—35.

Nichelmann, Volker, Dr.: Beitrag zur Darstellung der Entwicklung der eisenschaffenden Industrie der Oberpfalz. In: VO 97 (1956) S. 13—162.

Oberpfälzische Heimat: Hrsg. vom Heimatkundl. Arbeitskreis im Oberpfälzer-Wald-Verein. Schriftl.: E. Gagel, Weiden. 2. Band 1957.
Gagel, E.: Die Fluchtgänge von Neunkirchen S. 7—20.
Klebel, E.: Städte, Burgen u. Siedlungen in der Oberpfalz. S. 21—34.
Klotz, H.: Das Alter der Ortsnamen auf -richt. S. 35—37.
Schneider, H.: Wann wurde Schwandorf Stadt? S. 38—42.
Kuhnle, R.: Neuer Zeitgeist in alter Kleinstadt, S. 43—45.
Kick, J.: Rund um den alten Siechenweiher, S. 46—74.
Wagner, H.: Das alte Dorf als Vorläufer Weidens, S. 75—77.
Fenzl, F.: Das Amt Parkstein, S. 78—82.
Hardt, M.: Magdeburger Straße und Bernsteinstraße, S. 83—92.
Jahreis, F.: Rundgang um den Grenzflecken Neudorf S. 92—94.
Wagner, I.: Wer war der Beitzer de Pfreimder Schatze? S. 95—100.

Oberpfälzer Jura: Heimat-Beilage des Amberger Volksblattes. Amberg 1957.

Oberpfalz: Festschrift: Heimattag der Münchener Oberpfälzer 1957. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft der Oberpfälzer Heimatvereine München. Inhalt:
Fischer, Norbert: Das Oberpfälzer Land.
Schedl, Otto: Reiche Oberpfalz — arm geblieben.
Schreiegg, Anton: Landeshauptstadt und Oberpfalz.
Lieb, Norbert: Drei große Münchner Künstler aus der Oberpfalz (Erasmus Grasser, Johann Michael Fischer, Ignaz Günther).
Graßl, Hans: Johann Nepomuk Ringseis.
Kaminsky, Charlotte: Johann Andreas Schmeller.

—, Eisen aus Bayern: Die Oberpfalz — Wirtschaftsgebiet von ehedem und morgen. In: Bayerische Staatszeitung Nr. 6 v. 9. 2. 1957 S. 9.

Oberviechtach: Die Bevölkerung des Landkreises Oberviechtach vor 300 Jahren. In: Aus Zeit und Leben. Nr. 2 1957.

—, Oberviechtach vor 100 Jahren. Ein altes Adreßbuch gibt Aufschluß. In: Aus Zeit und Leben. Nr. 11 1957.

Otto, Eberhard: Adalbert Lindner. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 248—253.

—, Max Reger — ein Alkoholiker? In: Der neue Tag Nr. 176 v. 9. Nov. 1957.

Ortsnamenforschung: Register zur Zeitschrift für (Orts-)Namenforschung. Hrsg. v. J. Schnetz, München und Berlin 1925—1943. Hrsg. v. d. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München 1955.

Paulus, Johann: Der Guttensteiner. In: Zeit und Leben. 1957 Nr. 6.

Peisl, Otto: Da Hennalocker, Zwiefacher aus der Opf. In: Schönere Heimat — Erbe und Gegenwart 1956, Heft 1, S. 163.

Pfreimd: Der berühmte Schmuckschatz von Pfreimd im Bild. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 11.

Pilz, Georg: Franziskanerkloster Stadt-Kemnath Oberpfalz. In: Bavaria Franciscana antiqua, Bd. 3 (München 1957), S. 390—425.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0325-4
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Poensgen, Georg, Hgb.: Ottheinrich — Gedenkschrift zur 400 jährigen Wiederkehr seiner Kurfürstenzeit in der Pfalz 1556—1559. SD. der Ruperto-Carola als Mitteilungen der Vereinigung der Studentenschaft der Universität Heidelberg, 1956, 324 S. mit 40 S. Abb.

Poppen, Hermann Meinhard: Das erste kurpfälzische Gesangbuch und seine Singweisen. In: Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte der evangelischen Landeskirche Badens, Band XII.

Radoměrský, Pavel: Der bayerische Pfennig im böhmischen Südwesten im 13. Jahrhundert. (Der Münzfund in Mies 1953). — Marburg/Lahn 1956.

Rall, Hans: Pfalz-Neuburg und seine Fürsten. Im: Neuburger Kollektaneenblatt 1955, 109.

Rappel, Josef: Die Glockenbrunnensage von Kronstetten und ihre Hintergründe. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 11, 12.

—, Alte Sagen aus der Nittenauer Gegend. Ebda Nr. 17, 18.

—, Seebarnhammer — eine alte Waffenschmiede. In: Nabtal-Kurier 19. 11. und 21. 11. 1957.

—, Ettmannsdorf, Ausschnitte aus seiner Geschichte. Ebda 23. 11.; 26. 11.; 28. 11.; 30. 11. 1957.

Rathsam, Berta: Eine Dichtung oberpfälzischen Humors. In: Der Zwiebelturm 11, 1956, S. 200 f. (Schmidtler, Matthias: Der Schmied von Mitterteich).

Raubenheimer, Richard: Dorothea von Dänemark, Kurfürstin von der Pfalz. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation. In: Mitteilungen des Histor. Vereins der Pfalz. 55. Band. Speyer 1957. S. 89—116. (Dorothea von Dänemark heiratete 1535 den Pfalzgrafen Friedrich, dem seit 1513 die Herrschaft Oberpfalz übertragen war und der 1544 die Regierungskanzlei in Amberg erbaute.)

Regensburg: Einwohnerbuch der Stadt Regensburg 1957. Regensburg 1957. Enthaltend: Ehrenbürger der Stadt Regensburg. Inhaber der Goldenen Bürgermedaille. Inhaber der Silbernen Bürgermedaille. Inhaber der Albertus-Magnus-Medaille. Ehrentafel alter Regensburger Firmen. S. XIII bis XX.

—, Bayerland, München 1957, Heft 1.

—, Regensburger Bilderbuch. Vlg. Bosse, Regensburg 1956, 414 S., 102 Bildtafeln.

—, 16. Jahresbericht des Vereins zur Erforschung der Regensburger Diözesangeschichte. Metten 1957.

—, Die Klarissen in Regensburg. In: Bavaria Franciscana Antiqua Bd. II, S. 44—77, München 1954.

Reindel, Kurt: Römisches Christentum in Bayern. Neue Ausgrabungen bringen seine steinernen Überreste an den Tag. (St. Emmeram in Regensburg). In: Unser Bayern. 1957 Nr. 10.

—, Die Herkunft der Bayern. Ebda Nr. 8.

—, Die Herkunft der Bayern. Lag ihre Urheimat am Schwarzen Meer? Einwanderung aus Ungarn? Ebda Nr. 3.

Reitzenstein, Alexander v. und *Brunner, Herbert:* Reclams Kunstführer, Band I, Bayern. Reclam-Verlag, Stuttgart 1957, 830 S.

Reng, August: Schmiedekreuze in Sankt Peter. Straubinger Hefte 6. Heft/1956, Vlg. Ludwigs-Oberrealschule und Hum. Gymnasium Straubing 1956, 12 S. Text und 12 S. Abb.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0326-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Rennert, Georg: Das erste gedruckte Postenverzeichnis von Regensburg im Jahre 1652. In: Archiv für Postgeschichte in Bayern, Bd. 9 (1956), S. 86 bis 88.

Rheude, Max Maria: Die Regensburger Komödie ist vortrefflich! In: Bayerland 59 (1957) Nr. 1 S. 34 f.

—, Volksstamm und Landschaft im Spiegel der historischen Schauspiele. Unermüdliche Selbstdarstellung in Ostbayern. Ebda 1956, S. 68, 69.

Richter, Josef: Das Heimatmuseum in Grafenwöhr. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 178—182.

Ritz, Gislind: Romanische Kunst in der Opf. In: Schönere Heimat — Erbe und Gegenwart 1956, Heft 1, S. 154.

Roennefahrt, Günther: Spitzwegs Aufenthalt in Schwandorf. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 2, 5.

Rubenbauer, Rudolf: Die Verfassung der Stadt Amberg 1294—1808. — Jur. Diss. Erlangen 1956.

Rumpf, Max: Deutsches Handwerkerleben und der Aufstieg der Stadt. Stuttgart, Kohlhammer, 1955, 244 S.

Rundfunkvorträge (Manuskripte im Abdruck in der Amtsbücherei des Staatsarchivs Amberg):

Mayer, Anton und *Christian:* Wiedersehen mit Schwandorf — Ein oberpfälzischer Reisebericht. (gesendet: 30. 9. 1956, 18.15—18.45 Uhr, UKW).

Schlott, Stein, Baur: Land zwischen Bayern und Böhmen. Musik und Geschichten aus der Oberpfalz. (gesendet: 7. 4. 1956, 19.00—20.00 Uhr, UKW).

Dünninger, Josef: Regensburg. Ein Städtebild. (Sendezeit nicht bekannt).

Dünninger, J.: Johann Ludwig Prasch und das erste bairische Wörterbuch. (Sendezeit nicht bekannt).

Salzl, Josef: Das Kapuzinerkloster in Schwandorf. In: Heimaterzähler 1956, 14.

—, Der Sarkophag des hl. Viktor in St. Jakob zu Schwandorf. Ebda 1957 S. 70. In: Heimaterzähler 1957, S. 70.

Sauer, Josef: Wenn's letzte Stündl g'schlagn hat. In: Alt-Bayerische Heimat. 1957 Nr. 8.

—, Heiligen- und Andachtsbilder hinter Glas gemalt. Ebda Nr. 3.

Schadendorf, Wulf, Dr.: Germanisches Nationalmuseum, Wegweiser 1956/57. 1956, 96 S., 8 Abb.

Schädler, Alfred: Gotische Bauplastik der Regensburger Dombauhütte. In: Bayerland, München 1957, Heft 1, S. 18—25.

Scharlau, Kurt, Dr.: Ergebnisse und Ausblicke der heutigen Wüstungsforschung. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte. Neue Folge des Korrespondenzblattes des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Wiesbaden 93. Jahrg. (1957) S. 43—101.

Schauwecker, Heinz: Franz Xaver Buchner und Illuminatus Wagner, zwei Jubilare der oberpfälzischen Geschichtsschreibung. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 2 ff.

—, Das Berchinger Stadtbüchel. Vlg. M. Laßleben, Kallmünz 1955, 22 S. 4 Abb.

Schedl, Otto: Reiche Oberpfalz — arm geblieben. In: Festschrift des Heimattages der Münchener Oberpfälzer 1957, S. 13—17.

Schematismus der Geistlichkeit des Bistums Regensburg für das Jahr 1956. Regensburg 1956, 292 S.

Scherl, August, Dr.: Verfassung und Verwaltung der Stadt Nabburg bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. In: VO 96 (1955) S. 93—276.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0327-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Schiekofer, Helmut: Professor Ludwig Schiedermair. Der Gründer des Beethoven-Archivs in Bonn, ein gebürtiger Regensburger. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 142 f.

—, Erstmalige Gesamtausgaben der Werke Glucks und Regers. Ebda S. 174 bis 177.

—, Vom Oberpfälzer Dorfbuben zum Nobelpreisträger. (Prof. Johannes Stark, Physiker von Weltruf). Ebda S. 185 ff.

Schindler, Robert: Konrad von Passau und das Nibelungenlied. In: Heimatglocken, Jg. 9, Nr. 11 (Passau 1957).

Schlaich, Wolfgang, Dr.: Das Ende der Regensburger Reichsstifte St. Emmeram, Ober- und Niedermünster. In: VO 97 (1956) S. 163—376.

Schlögl, Alois: Dr. Georg Heim. Nachruf. In: Aschaffenburger Jahrbuch. Bd. 3 (1956) S. 416 ff.

—, Bayerische Agrargeschichte — Die Entwicklung der Land- u. Forstwirtschaft seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Bayerischer Landwirtschaftsverlag München 1954, 925 S., 218 Abb. u. graph. Darstellungen.

Schmeller, Johann Andreas: Die Heimkehr — Aus den Tagebüchern. In: Schönere Heimat — Erbe und Gegenwart 1956, Heft 1, S. 142.

Schmidt, H. R. u. *Bauer, H.:* Heimatkundliche Aufsätze der Weidener Tageszeitungen 1945—1955. In: Oberpfälzische Heimat, I. Band, 1956 S. 92—101.

Schmidt, Karl: 50 Jahre Filiale Bankgeschäft in Schwandorf 1906—1956. Den Freunden unseres Hauses gewidmet! Druck: Meiller Schwandorf 1956, 16 S. 7 Abb.

Schmidt, Otto: Das Innere der Martinskirche im Wandel der Zeiten. In: Oberpfälzer Jura. 1957 Nr. 6.

Schnell, Hugo: Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt Tirschenreuth, Oberpfalz. — München 1956. = Kleiner Kunstführer. Nr. 638.

Schnurrer, Ludwig: Dr. Sebastian Sprenz (Sperantius), Bischof von Brixen (1465—1526). In: Heimaterzähler 1957, S. 10.

Schönere Heimat: Erbe und Gegenwart. Herausg. vom Bayer. Landesverein für Heimatpflege. Landesstelle für Volkskunde. 46. Jahrg. 1957.

Schönere Heimat: Erbe und Gegenwart. 1946 Heft 1. Aus dem Inhalt:
Schmeller, Joh. Andr.: Die Heimkehr. Aus den Tagebüchern.
Ritz, Gislind: Romanische Baukunst in der Oberpfalz.
Erdmannsdorfer, Karl: Das Baugesicht der Oberpfalz.
Kranbuttnmo: Volkslied aus Wackersdorf.
Torsten, Gebhart: Das Dorf und Bauernhaus in der Oberpfalz.
Metz, Fritz: Eine oberpfälzische Sprichwörtersammlug.
Peisl, Otto: Da Hennalocker. Zwiefacher aus der Oberpfalz.

Schönsee: Zur Ortsgeschichte von Schönsee. In: Aus Zeit und Leben. 1957 Nr. 8.

Schreiegg, Anton: Landeshauptstadt und Oberpfalz. In: Festschrift des Heimattages der Münchener Oberpfälzer 1957, S. 17—19.

Schrem, Willy: Oberpfälzer Wald — Bergwald an der Grenze. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 113—117.

—, Im Waldnaabtal. Ebda S. 149 ff.

Schwägerl, Anselm: Das alte Kerngebiet des Nordgaus: die Markgrafschaft Nabburg. In: Heimaterzähler 1957, S. 34, 39, 43.

Schultheiß, Werner: Der Nürnberger Architekt Hans Behaim d. Ä., seine Herkunft und erste Bautätigkeit bis 1491. In: Mitt. d. Ver. f. Baugeschichte der Stadt Nürnberg 47, 1956, S. 426—443. (NB. S. 431: Hans Behaim in

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0328-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Sulzbach/Oberpfalz. S. 432: Tätigkeit Behaims in Waldsassen, 1488. S. 432: Tätigkeit Behaims in Neumarkt/Opf. 1488. S. 438: Die Abstammung Hans Behaims d. Ä. aus Sulzbach).

Schuster, Franz, Dr.: Ein Waidhauser Soldatenidyll aus der Gründungszeit von Reichenau. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 166 ff.

—, Die Schedlhütte bei Waidhaus. Ebda S. 202 f.

—, Die Besitzer von Gut und Glashütte Frankenreuth nach dem Schwedenkriege. Ebda S. 258 f.

—, Was alte Kirchenbücher in Pullenried erzählen. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 10.

—, Das Wappen Weidens. In: Oberpfälzische Heimat, I. Band, 1956 S. 23—24.

Schwandorf: Die Kreismappe des Instituts für Raumforschung Bonn — Statistische Übersichten. Stadtkreis Schwandorf i. Bay. Landkreis Burglengenfeld. Hgb. Institut für Raumforschung, Bad Godesberg, 1955, 1956, je 5 Blätter und ein Fortschreibungsblatt.

Schüz, Alfred: Der Donaufeldzug Karls V. im Jahre 1546 (mit 7 Kartenskizzen). Diss. Phil. Fak. Univ. Göttingen. Göttingen 1929, 98 S. Verlag Osiander, Tübingen.

Seifert, Johann: Genealogie derer Hillmer, 1703 Heft 4 der genealogischen Sammlung „Die Fundgrube", Korb, Regensburg 1957, 18 S.

Die angeheirateten Familien aus 20 Stammtafeln des Regensburger Genealogen Johann *Seifert,* († 1733), herausgegeben als Heft 13A vom Korb'schen Sippenarchiv Regensburg 1957, 36 S., hektogr. MS.

Seltmann, Chr.: Die Großunternehmen der Stadt Weiden. In: Oberpfälzische Heimat, I. Band, 1956 S. 28—37.

Sichler, Lorenz: Das Kriegerdenkmal in Schwandorf, eine Stätte der Ehrfurcht und des Gedenkens. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 16.

Sieghardt, August: Runding bei Cham. Glanzerfülltes Bergschloß ging erbärmlich zugrunde. In: Unser Heimatland. 1957 Nr. 4.

—, Aus Stifters Heimat im Böhmerwald. Zur Feier des 10 jährigen Bestehens des Adalbert-Stifter-Vereins in Regensburg. Ebda Nr. 9.

—, Naabeck und das Altmühltal. Wie aus dem Naabecker Andreas Huber der Edle v. Eck wurde. Ebda Nr. 10.

—, Die Burg der oberpfälzischen Kevenhüller in Kärnten. Hochosterwitz bei Klagenfurt. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 46.

—, Die Ritter von Parsberg auf Flügelsberg. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 62.

—, Schloß Deining und die Schöne Friederike. Ebda S. 147.

—, Haidenaab und Göppmannsbühl. Ebda S. 168 ff.

—, Amberg — Burg und Residenzschloß. Aus der Früh- und Glanzzeit der kurfürstl. Hauptstadt. Ebda S. 193—196.

—, Des Schmidmühlener Erasmus Grassers Meisterwerk in München. Debatte im Stadtrat um Grassers Maruskatänzer. In: Oberpfälzer Jura. 1957 Nr. 11.

—, Burgruine Rupprechtstein bei Neukirchen. Ehemaliger Burgsitz der Herren Oelhafen v. Schnöllenbach. Ebda Nr. 16.

—, Amberg — Burg und Residenzschloß. Ebda Nr. 19, 20.

—, Die Burg derer von Lengenfeld in der Geschichte. Ebda Nr. 17.

—, Vergessene Wallfahrt bei Walderbach. Ebda 1957, S. 17.

—, Um Silberhütte und Entenbühl. Ebda S. 56, 59.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0329-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

—, Burgen und Schlösser im Donau- und Altmühltal. Vlg. Held, Regensburg 1956, 236 S. mit 19 Abb. von Hans Müller-Ried.

—, Die Grafen von Holnstein in der Oberpfalz. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 7.

—, Die Grafen von Holnstein in der Oberpfalz. Ebda Nr. 7.

—, Schwarzenfeld und sein Miesberg. Ebda Nr. 11.

—, Vom Schiltenhilm zu Neunburg vorm Wald. Ebda Nr. 12.

—, Nabburg — du hochgebaute Stadt. Ebda Nr. 14, 15.

—, Der steinerne Steffel zu Eixendorf in der Opf. Ebda Nr. 15.

—, Die Burg derer von Lengenfeld in der Geschichte. Ebda Nr. 17.

—, Die Schutzfrau der oberpfälzischen Bergleute St. Barbara. Ebda Nr. 16.

Sievers, Gerd: Max Reger. In: „Die großen Deutschen", Bd. 4, S. 293/301, Propyläenverlag, Berlin.

Sir, Walter: Die Presse der Stadt Weiden (Oberpfalz) von ihren Anfängen bis zur Gegenwart (1525—1954) als Beitrag zur Typologie der Provinzpresse. — Phil. Diss. München 1956.

Solleder, Fridolin, Dr.: Die Frau des Kornetts reist ins Ungewisse. Die Geschichte eines abenteuerlichen Weges durch viele Länder, der sich in der Oberpfalz verlor. In: Nürnberger Nachrichten. 13. Jahrg. (1957) Nr. 22 v. 26./27. Januar 1957.

Speinshart: Die Egerländer zeichneten verdienten Ordenspriester aus. Se. Gn. Prälat Gereon Motyka der Prämonstratenserabtei Speinshart war anläßlich seines 65. Geburtstages Mittelpunkt einer Ehrung besonderer Art. In: Der Egerländer 8 (1957) Folge 12 S. 268 f.

Spitzenberger, Erich: Lixenried. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 124 f.

—, Mit Stock und Geige. Rechtspflege in früheren Jahrhunderten in unserer Heimat. Ebda S. 154 ff.

Spörer, Friedrich: Die Museen der Oberpfalz. Eine Anregung. Das Heimatmuseum in Hohenburg. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 16.

—, Oberpfälzer Mundarten im Aussterben? Ebda S. 153.

—, Ein paar Geistergeschichten, Ebda S. 154.

—, A's gidd scho Äbbas, west a's a niad glabsd! Ebda S. 183.

—, Heimatgeschichtlicher Führer durch den Kreis Parsberg in der Oberpfalz. Eigenverlag Hohenburg 1949, 124 S. brosch.

Stahl, Franz: Regensburg, Vorort und Mittlerin im ostbayerischen Raum. In: Bayerland 59 (1957) Nr. 1 S. 36 ff.

—, Die Wirtschaft des Raumes Regensburg. Ebda S. 38 ff.

Statistisches Jahrbuch für Bayern 25. Jahrgang 1955. Hgb.: Bayer. Statistisches Landesamt. Verlag: Karl Gerber, München 1955, 612 S.

Stroh, Armin: Regensburg — Antike und Moderne. Gegensatz oder Zukunftsaufgabe? In: Bayerland. 59. Jahrg. (1957) Nr. 1 S. 1—5.

—, Bericht der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums Regensburg. In: VO 97 (1956) S. 453—472.

—, Bericht der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums Regensburg. In: VO 96 (1955) S. 493—505.

Sturm, H., Dr.: Die Stellungnahme des Mainzer Erzbischofs zur Lostrennung des Egerer Dekanats von der Diözese Regensburg. In: Der Egerländer. 8. Jahrg. (1957) S. 155 ff.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0330-0
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Sydow, Jürgen: Neue Fragmente der Formulae S. Emmerami. In: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters. 13. Jahrg. Heft 2 (1957) S. 525 bis 529.

—, Regensburg einst und jetzt. In: Einwohnerbuch der Stadt Regensburg 1957. S. V—XII.

—, Regensburg im europäischen Handel des Mittelalters. In: Bayerland, München 1957, Heft 1, S. 6—15.

—, Fragen um die Kassianskirche in Regensburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Bistums Säben. In: Der Schlern 1956 S. 452—457.

—, Beiträge zur Geschichte des deutschen Italienhandels im Früh- und Hochmittelalter. In: VO 97 (1956) 405—414.

—, Eine Instruktion für Laurentius Hochwart als bischöflichen Gesandten zum Konzil von Trient. Ebda S. 415—420.

—, Die Gegenkaiser Arnulfs von Kärnten. In: VO 96 (1955) S. 431—436.

—, Bemerkungen zu der bei St. Kassian aufgedeckten Inschrift. Ebda S. 437 bis 438.

Tänzl, Antonie, von: Schmidmühlen. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 15.

Thanstein: Beiträge zu einer Geschichte der Hofmark und Pfarrei Thanstein. In: Aus Zeit und Leben. Nr. 4, 5, 7, 8.

Till, Rudolf: Anselm Desing und die Idee der Wiener Ringstraße. (Abt von Ensdorf). In: Wiener Geschichtsblätter. Herausg. Verein für Geschichte der Stadt Wien. 12. (72.) Jahrg. 1957 Nr. 4 S. 94 f.

Torbrügge, Walter: Ein Friedhof der Hallstattzeit bei Siegenhofen. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 1.

—, Ein Friedhof der Hallstattzeit bei Naabsiegenhofen. Ebda Nr. 1.

—, Funde der Vorzeit in Schwandorf. Ebda Nr. 6.

Torsten, Gebhard: Dorf und Bauernhaus in der Opf. In: Schönere Heimat — Erbe und Gegenwart 1956, Heft 1, S. 160.

Trauschel, Helmut: Steine, Erde und ihre Veredlung. In: Bayerland. 59. Jahrg. Nr. 6 S. 202—217.

Treuner, Emil: Pfalzgraf Johann besiegte die Hussiten. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 13.

Unser Bayern: Heimatbeilage der Bayerischen Staatszeitung. 6. Jahrg. 1957.

Unser Heimatland: Blätter für Unterhaltung, Heimat- und Volkskunde. Beilage zum „Tages-Anzeiger". Regensburg 1957.

Utz, Hans, Dr.: Ottmar Lautenschlager 1809—1874. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 64—70.

Veh, Frieda: Die Jagd im Kemnather Gebiet von der Urzeit bis zur Gegenwart. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 118—122.

—, Die Bedeutung der Oberpfälzer Wälder für das Großgewerbe und Handwerk vom 14.—19. Jahrhundert. Ebda S. 196—202.

Veh, Otto, Dr.: Markgraf Johann Friedrich von Ansbach 1667—1686. Beiträge zum Bildungsgang und zur Regenttätigkeit. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht 1955/56 des Hum. Gymnasiums Fürth i. Bay. Dörfler, Fürth i. Bay., 1956, 28 S. geh.

Vereinszeitung des 1. F. C. Schwandorf von 1913 e. V. Herausgegeben vom 1. F. C. Schwandorf, 1. Jahrgang 1956, Nr. 1—6.

Verzeichnis der Flächeninhalte der Bach- und Flußgebiete in Bayern. Mit e. Flußgebietsatlas 1:200 000. Stromgebiet der Donau. A—S. München 1955.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0331-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Vogel, Christophor: Tabella Topographica der Statt Schwandorff im Fürstenthum Neuburg und Landtgericht Lengfeld. Veröffentlicht in: Heimaterzähler 1957, S. 30.

—, Beschreibung des Pfleg- und Fischmeisteramtes Schwandorf, veröffentlicht von Herbert Batzl in: Heimaterzähler 1957, S. 31.

Völkl, Georg, Dr.: Das beste und größte Kapital Regensburgs ist das alte Stadtbild. In: VO 97 (1956) S. 5—12.

—, Werden und Wirken des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg. In: VO 96 (1955) S. 7—70.

—, Das älteste Leuchtenberger Lehenbuch. Ebda S. 277—414.

Volz, Richard: Einige Gedanken über den ehemaligen Moosweiher bei Neumarkt/Opf. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 93—98.

Wackersdorfer Schulzeitung: Hgb. Volksschule Wackersdorf I 1950/51, Nr. 1—10; II 1951/52, Nr. 1—5; III 1953, Nr. 1—4; IV 1953/54, Nr. 1—4; V 1954/55, Nr. 1—3; VI 1955/56, Nr. 1—4; VII 1956/57, Nr. 1.

Wackersdorf: Fahnenweihe mit 50 jährigem Gründungsjubiläum des Schützenvereins „Glück-Auf" Wackersdorf 1957. Druck Meiller, Schwandorf 1957, 16 S. geh.

Walch, Ludwig: Beiträge zu einer Stoffsammlung für die Kunde vom verlorenen Osten. In: Jahresbericht 1955/56 der Staatl. Mittelschule f. Kn. u. Md. Burglengenfeld S. 5—25 (unter Berücksichtigung Bayerns, der Oberpfalz).

Waldmünchen: Das 1000 jährige Waldmünchen. In: Aus Zeit und Leben. 1957 Nr. 7.

Wallner, Eduard: Gissübel und Ramsau. Die Flurnamen Bayerns, Reihe IX, Heft II. Vlg. R. Oldenbourg, München, 1940, 45 S.

Wappler, K.: Das Sulzbürger Landl. Geschichtl. Zusammenfassung über Sulzbürg und seine Umgebung mit einer Führung und Erläuterung der Sehenswürdigkeiten sowie einem Beitrag über Pyrbaum. Neumarkt/Opf. 1957.

Weber, Ambros und *Heider, Josef:* Die Reformation im Fürstentum Pfalz-Neuburg unter Pfalzgraf und Kurfürst Ottheinrich 1542—1559. In: Neuburger Kollektaneenblatt 110/1957. Neuburg/Donau 1957. S. 5—95.

Weichslgartner, A. J.: Kurfürstin Maria Anna in Abbach. In: Unser Heimatland. 1957 Nr. 10.

Weiden: Neue Pläne für Archiv und Museum. Die Leiterin, Frau Krauß-Fröhlich geht voll Energie an die Arbeit. In: Der neue Tag v. 26. 9. 1957.

—, Stadtarchiv — eine wahre Fundgrube. Mehr als 3000 Dokumente — Kirchenbücher ab 1544 regelmäßig geführt. Ebda Nr. 189 v. 30. 11. 1957.

Weigel, M.: Die kirchlichen Verhandlungen der Pfarrei Burglengenfeld i. J. 1593. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 2.

Wesel-Roth, Ruth: Thomas Erastus. In: Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte der evangelischen Landeskirche Badens, Band XV, 1954.

Widenbauer, Georg: Die Markgrafen von Hohenburg und ihr Schloß. In: Oberpfälzer Jura. 1957 Nr. 11.

—, Der Nordgaurecke Luitpold der Schyre. Der Stammvater der Wittelsbacher fiel am 4. Juli 907 in der Schlacht bei Preßburg. Ebda Nr. 17.

—, Bauernseufzer sind richtige Leckerbissen. Ebda Nr. 22.

—, Bayern und Ungarn. In: Unser Heimatland. 1957 Nr. 1 mit Fortsetzungen.

—, Ungarisches Gymnasium in Kastl. Ebda Nr. 9.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0332-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Wie's Daheim ist: Beilage des „Neumarkter Tagblatt". Neumarkt 1957. 8. Jahrg.

Wittenberg, Martin: Was unsere Landeskirche der Opf. zu verdanken hat. In: Nachrichten der Ev.-Luth. Kirche in Bayern, 12. Jahrgg. 1957, Nr. 14, 15, 16.

Wittkowski, Josef: Amberg: Erz- und Bildungsstadt. In: Bayerische Staatszeitung Nr. 6 v. 9. 2. 1957 S. 7.

Wunderle, Josef: Die Rölsbuben aus Schwandorf. In: Heimaterzähler 1956, Nr. 1, 2, 3.

—, Rogerius II. Frießl, 39. Abt zu Kaisheim. In: Heimaterzähler 1957, S. 37.

Würz, Anton: Der Lehrer Donizettis: Simon *Mayr*, ein vergessener bayerischer Komponist (Geb. 14. 6. 1763 in Mendorf, Lkr. Riedenburg, gest. 2. 12. 1845 in Bergamo). In: Unser Bayern 6, 1957, Nr. 3 S. 18 f.

Wurzer, Anton: Amberger Mär. Kallmünz (Laßleben) (1955).

Zaborsky, Oskar von: Hinterlassenschaftsinventarien aus dem Bayerischen Wald. In: Bayerischen Jahrbuch für Volkskunde 1956, S. 10—14.

Zeeden, Ernst Walter: Kleine Reformationsgeschichte von Baden-Durlach und Kurpfalz. Kurzgefaßter Überblick über den Beginn der Reformation und die Geschicke der kath. Kirche in der Markgrafschaft Baden-Durlach und der Kurpfalz. Karlsruhe (Badenia-Verlag) 1956.

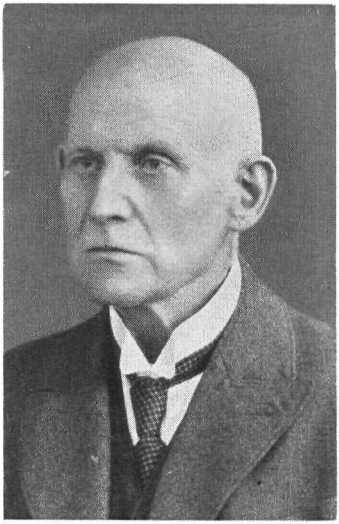
Zenefels, Alfons: Die Steuern der bayerischen Gemeinden in der Zeit von 1800 bis 1919, dargestellt an der Stadt Weiden. — Jur. Diss. Erlangen 1956.

Zisler, Alois: Die Höllmühle bei Hillstett. In: Heimaterzähler 1957, S. 8.

Zwölfuhrläuten (Abdrucke der Manuskripte in der Amtsbücherei des Staatsarchivs Amberg):
Pressath/Opf. 26. 6. 1955; Schwandorf i. Bay. (Kreuzbergkirche) 7. 8. 1955; Trautmannshofen 14. 8. 1955; Wirbenz 18. 9. 1955; Freudenberg 16. 10. 1955; Plankstetten 4. 12. 1955; Prüfening 2. 4. 1956; Sulzbach-Rosenberg (St. Annakirche) 22. 7. 1956; Altenstadt-Waldnaab 5. 8. 1956; Sulzbürg 26. 8. 1956.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0333-8
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0334-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg



Hans Wagner †

Archivar und Ehrenbürger der Stadt Weiden
Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg
Träger der Max-Reger-Medaille

(Seite 333)

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0335-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Vereinsrückschau

Berichterstatter: Dr. Georg Völkl

Die Zahl der Mitglieder stieg weiter an.

Der Verein betrauert den Tod folgender Mitglieder:

Glaubacker Hermann, Kirchenmaler, Regensburg;
Gyra Eugenie, Witwe, Regensburg;
Dr. Hofbauer Ludwig, Schlachthofdirektor, Schwandorf;
Huber Karl, Oberlehrer, Amberg;
Platzer Ludwig, Kaufmann, Amberg;
Senft Georg, Hauptlehrer, Regensburg;
Weiß Simon, Bischöfl. Geistl. Rat, Generalsekretär a. D. der kath. Burschenvereine Bayerns;
Wagner Johann Bapt., Bundesbahninspektor a. D., Stadtarchivar, Weiden.

Wegen der besonderen Verdienste um die Erforschung der römischen Siedlungen, Straßen und Kastelle ernannte der Verein Herrn Univ.-Prof. Dr. Friedrich *Wagner*, Direktor i. R. der Vor- und Frühgeschichtlichen Staatssammlung in München zum Ehrenmitglied. Sein Werk „Die Römer in Bayern" und zahlreiche Einzelaufsätze haben die frühgeschichtlichen Studien im Bereich unseres Vereins stark befruchtet und gefördert.

Staatsarchivrat Dr. *Scherl* wurde an das Hauptstaatsarchiv München versetzt. Ihm zu Ehren und aus Dankbarkeit veranstaltete der Ausschuß am 25. Juli 1957 einen geselligen Abend im Bischofshof.

Neu in den Ausschuß wurden gewählt:

Gewerbeoberlehrer *Rappl*, Schwandorf,
Oberstudienrat Dr. *Klitta*, Schwandorf.

Regestrierung und Katalogisierung des Archivs wurden eifrig fortgesetzt. Besonderer Dank gebührt für diese aufopferungsvollen Arbeiten Prof. *Treitinger*, Oberregierungsrat *Fürnrohr* und Oberinspektor *Danhauser*.

Vorträge in Regensburg

16. 1. 1957: Univ.-Prof. Dr. Karl Bosl-Würzburg, Missionstätigkeit des Bistums Regensburg in Böhmen".
20. 2. 1957: Studienprofessor Eißner-Amberg, „Die deutsch-böhmische Grenze".
20. 3. 1957: Studienrat Buhl-Regensburg, „Ulrich Schmidel. Seine La Plata-Reise und sein Regensburger Aufenthalt".
4. 4. 1957: Univ.-Prof. Mommsen-Marburg, „Der Einfluß des Geschichtsbildes auf die Beziehungen der Nationen".
10. 4. 1957: Jahreshauptversammlung. Stud.-Rat W. Kessel, „Neuerscheinungen zur Vorgeschichte des ersten Weltkrieges".
7. 5. 1957: Bundesbahndirektor von Ammon, „Sizilien", (Farblichtbildervortrag).

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0337-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

8. 5. 1957: Staatsarchivrat Dr. Hemmerle-München, „Das Wirken der Augustinerklöster in der Oberpfalz".

29. 5. 1957: Professor Dr. E. Klebel, Einführungsvortrag zum Vereinsausflug.

2. 6. 1957: Vereinsausflug nach Sünching (Schloß) - Oberaltaich - Windberg - Straubing - Sossau - Münster. Führung Prof. Dr. Klebel.

21. 9. 1957: Besichtigung der Ausgrabungen auf dem Schloßberg von Kallmünz. Führung Konservator Dr. Stroh.

14. 10. 1957: Prof. Dr. E. Klebel, „Heldensage und Geschichte".

13. 11. 1957: Studienrat W. Kessel, „Bayerns Städte im Mittelalter".

27. 11. 1957: Professor Dr. Rud. Mayer, „Die Funde von El Qumram und das Alte Testament.

4. 12. 1957: Hochschulrektor Prof. DDr. Reuß, „Die Funde von El Qumram und das Neue Testament".

12. 12. 1957: Studienrat Reindl-Regensburg, „Die Barockklöster Oberbayerns und Schwabens".

Ortsgruppe Amberg

1. Vortragsabende: Am 12. Februar 1957 sprach Oberstudiendirektor i. R. Dr. *Tutsch* aus reichem Wissen und persönlicher Erfahrung über „das Zusammenleben der Sudetendeutschen mit den Tschechen im Laufe der Jahrhunderte". — Studienrat *Batzl* hielt am 12. März einen interessanten Vortrag über „oberpfälzische Klosterbüchereien mit Berücksichtigung der Amberger Provinzialbibliothek". — Am 9. April beleuchtete Archivdirektor Dr. *Sturm* an Hand der ältesten Amberger Urkunde von 1034 die „Probleme zur Entstehung Ambergs"; neue Forschungen werden sich damit noch eingehend beschäftigen und neue Erkenntnisse gewinnen. — Kunstgeschichtler *Dettenthaler*-Nürnberg überraschte am 14. Mai mit einer tiefschürfenden Arbeit „Eine niederländische Madonna in Amberg", die auszugsweise im Band 1958 der „Verhandlungen" erscheint. — Am 8. Oktober 1957 standen „die ältesten Stadtansichten Ambergs" auf dem Vortragsplan, in die Stadtschulrat *Schmitt* an Hand von Originalholzschnitten und -kupferstichen einführte. — Am 12. November bot Studienprofessor *Eißner* in Wort und Lichtbildern eine erste große Zusammenfassung „Amberger Druckereien und ihre Druckwerke", wobei er sich im Hinblick auf die Fülle des Materials auf das 16. Jahrhundert beschränkte. — Einen Höhepunkt unter den Vortragsabenden bildete wohl der sehr lebendig gestaltete Vortrag „Geschichtliches über Amberger Krippen" von Oberstudienrat i. R. *Hertinger*. Der Abend wurde mit einer vorbildlichen Tonfilmvorführung „Stern von Bethlehem" eindrucksvoll geschlossen.

2. Arbeitskreis für Heimatpflege: Am 2. Juli und 10. September 1957 versammelte sich der Arbeitskreis für Heimatpflege und besprach Fragen des Heimatschutzes (Um- und Ausbau geschützter Gebäude, Stadtmauerdurchbrüche, Bebauung der Bahnhofbrücke, Umbau der Ratstrinkstube usw.), befürwortete die Farbaufnahmen der alten Bürgerhäuser, die Bestandsaufnahme aller noch vorhandenen alten Stiegenhäuser in Kartei und Farbbild, die Zusammenstellung und Verarbeitung der in Schmidmühlen, Ensdorf, Stettkirchen usw. gefertigten Votivbilder, Vorschläge von Straßenbenennungen. Aus dem reichen Stoffe unserer Heimatgeschichte wurden für das Winterhalbjahr 1957/58 neue Vorträge ausgewählt; auch Fragen der Familienforschung wurden behandelt.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0338-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

3. Arbeitsgemeinschaft: Im Rahmen der Volkshochschule übernahm der Hist. Verein eine überaus gut besuchte Arbeitsgemeinschaft „Heimatgeschichte", die im November 1957 drei Abende beanspruchte und unter Leitung von Stadtschulrat *Schmitt* einführte a) in „Patrizierhäuser in Amberg" (Beitrag zur Bau- und Familiengeschichte Ambergs mit Farblichtbildern), b) in „Amberger Erwerbszweige in früherer Zeit", c) in „Bibliographie zur Amberger Heimatgeschichte" (mit Ausstellung).

4. Volksbildungsabend: Die 25. Reihe der Volksbildungsabende (Volkshochschule Amberg) wurde am 12. Dezember 1957 mit einem Farblichtbildervortrag von Stadtschulrat *Schmitt* „Das schöne Amberg in Vergangenheit und Gegenwart" vor mehr als 400 Hörern abgeschlossen.

5. Postkartenreihe „Alt-Amberg": Kurz vor Weihnachten brachte der Hist. Verein eine Postkartenreihe heraus mit fünf alten Stadtansichten (Holzschnitte von 1583 und 1588, Kupferstiche um 1634 und 1700 und einen Stahlstich um 1835 mit der beliebten Trachtengruppe).

Wenn auch der unerbittliche Tod manche Lücke reißt, so ist doch der Mitgliederstand weiterhin im Steigen begriffen. Das geschichtliche Interesse ist in Amberg geweckt und lebendig.

Ortsgruppe Schwandorf i. Bay.

Im Berichtsjahr wurden sechs Vorträge und eine Kulturfahrt durchgeführt.

9. 11. 1956: Vortrag des Oberstudiendirektors Dr. Alfons Königer, Neumarkt/Opf.: „Der Orden der Prämonstratenser und seine Kulturleistungen, gezeigt am Kloster Speinshart in der Oberpfalz".

8. 3. 1957: Gewerbeoberlehrer Josef Rappel, Schwandorf i. Bay., sprach zu Lichtbildern über „Das Volksleben der Heimat".

10. 4. 1957: Vortrag des Studienrats Dr. Georg Leingärtner, Amberg: „Untergegangene Orte im Landgericht Amberg vom ausgehenden Mittelalter bis zur Neuorganisation des Landgerichts im Jahre 1803".

21. 6. 1957: Vortrag des Hochschulprofessors Dr. Ernst Klebel, Regensburg: „Städte, Burgen und Siedlungen in der Oberpfalz".

14. 7. 1957: Kulturfahrt in die nordöstliche Oberpfalz mit Besichtigung von Trausnitz, des Pfreimdhochspeichers, der Klosterkirche in Waldsassen und der Burg Leuchtenberg unter Führung von Hochschulprofessor Dr. Ernst Klebel.

21. 9. 1957: Besichtigung der vorgeschichtlichen Ausgrabungsstätten auf dem Kallmünzer Burggelände.

15. 11. 1957: Vortrag des Studienrats Willi Keßel, Regensburg: „Bayerische Städte im Mittelalter".
Der Vortragsabend vom 15. November 1957 stand im Zeichen der Verabschiedung des bisherigen Leiters der Ortsgruppe, Staatsarchivrats Dr. August Scherl, der vom Staatsarchiv Amberg nach dem Hauptstaatsarchiv München versetzt worden ist.
Seine Tätigkeit auf der Schwandorfer Ebene würdigte OStR. Dr. Klitta in seiner Eigenschaft als Sekretär der Ortsgruppe im Rahmen eines Vortrages „Zum Wirken des ‚Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg' im Raum von Schwandorf und Burglengenfeld". Nach Gründung einer selbständigen Ortsgruppe in Schwandorf i. Bay. am 11. Dezember 1952 stellte das Vertrauen der Versammelten StARat Dr. Scherl an die Spitze der

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0339-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

45 Mitglieder zählenden Ortsgruppe. Er übergab sie mit 126 Mitgliedern. Zu seiner Zeit wurden die bisher von Schwandorf aus betreuten Mitglieder aus Burglengenfeld am 29. Februar zu einer selbständigen Ortsgruppe Burglengenfeld zusammengefaßt. Ein StARat Dr. Scherl überreichtes Farbphoto des Aquarells von Johann Georg Hämmerl über „Schwandorf" aus der Zeit um 1800 in Größe des im Städtischen Museum in Regensburg verwahrten Originals stellte einen sinnigen Abschiedsgruß der Ortsgruppe dar. Der Hauptvorstand in Regensburg zeichnete die Verdienste Dr. Scherls um den Gesamtverband in einer besonderen Vorstandssitzung.

Die Versammlung wählte unter Leitung des 1. Vorsitzenden Dr. Völkl, Regensburg, Gewerbeoberlehrer Josef Rappel, zum neuen Leiter der Ortsgruppe Schwandorf.

Zum Abschluß der Sitzung teilte Dr. Völkl als 1. Vorsitzender des Gesamtvereins mit, daß Gewerbeoberlehrer Josef Rappel und Oberstudienrat Dr. Georg Klitta in den Ausschuß des Vorstandes des „Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg" berufen worden sind.

Mitgliederstand in Schwandorf einschl. Ettmannsdorf, Fronberg, Naabeck und Neukirchen: 95, im Betreuungsgebiet des Landkreises Nabburg und Neunburg v. W.: 40, zusammen 135 Mitglieder.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0340-6
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Nachrufe

Hans Wagner †

Archivar und Ehrenbürger der Stadt Weiden
Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg
Träger der Max-Reger-Medaille[1]

Am 29. März starb im 83. Lebensjahre der Archivar der Stadt Weiden, Hans *Wagner*. Zwar einem alten Weidener Geschlecht entsprossen und zeitlebens in der Max-Reger-Stadt an der Waldnaab tätig gewesen, wurde er doch nicht dort geboren. Der Vater war als Beamter der einstigen bayerischen Ostbahnen nach Passau versetzt worden; dort erblickte der Sohn Johann Baptist am 4. Mai 1874 das Licht der Welt. Noch im selben Jahre aber starb der Vater, und die Mutter kehrte mit den Kindern nach Weiden zurück. So blieb die Heimat des künftigen Archivars Ort und Gegenstand seines Wirkens.

Als Zwölfjähriger schon las Wagner nach seinen eigenen Worten die Schriften zur Geschichte Weidens von Sintzel und Brenner-Schäffer — bestimmend für sein ganzes Leben! Der junge Bahninspektor wandte sich in seiner Freizeit der Heimatgeschichte zu und wurde schon 1896 Mitglied des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg, in dem er seit 1912 Mitglied des Ausschusses und zuletzt Ehrenmitglied war. Im Jahre 1902 begann er die auf den Dachboden des Rathauses verbannten Archivalien der Stadt Weiden zu ordnen. 55 Jahre lang hat er als ehrenamtlicher Stadtarchivar unermüdlich und vor allem systematisch gearbeitet, so daß heute das Weidener Archiv, mit vollständigen Regesten und mit Verzettelung der Namen, zu den bestgeordneten Bayerns zählt. Auch das Stadtmuseum mit einer „Max-Reger-Gedenkstätte" ist im wesentlichen sein Werk. Im Jahre 1922 war er Mitbegründer des Vereins für Heimatpflege im oberen Naabgau, der 1923 bis 1940 in 18 Jahrgängen die „Heimatblätter für den oberen Naabgau" herausgab, mit vielen wertvollen Studien zur nordoberpfälzischen Geschichte — zu Unrecht so wenig bekannt. Neben zahlreichen kürzeren Arbeiten zur Geschichte Weidens, die alle in knapper Raffung Wesentliches aussagen, hat Wagner vor allem zwei gewichtige Werke veröffentlicht: zusammen mit Dr. Uschold die „Chronik des Weidener Bürgermeisters Jakob Schabner für die Jahre 1619 bis 1663" (Weiden 1928) mit ausführlicher lokal- und zeitgeschichtlicher Kommentierung, und die „Regesten zur Geschichte der Stadt Weiden (unter Mitberücksichtigung der Burg und des Ortes Parkstein)", Urkundenauszüge für die Zeit bis 1500 (Weiden 1936).

Ohne viel aus sich zu machen, erasmisch fein und still im Wesen, ein edler, stets hilfsbereiter Charakter, gehörte Hans Wagner zu den Menschen, die nach August Sperls Worten am Schluß des Romans „Der Archivar" „mit tausend Wurzeln haften in ihrer Familie, in ihren Geschlechtern und durch diese im Volk, deren höchstes Erdenglück beschlossen liegt in Dienst und Amt, die in gewissenhafter Forscherarbeit nach Erkenntnis ringen — wobei freilich zu hoffen wäre, daß diese Erkenntnis auch stets der Mitwelt zugänglich würde".

Dr. Karl Wild, Vilshofen/Ndb.

[1] *Kick*, Josef: Heimatmuseum in Weiden. In: Die Oberpfalz 45 (1957) S. 72 bis 77. — *Sturm*, Heribert: Stadtarchivar Hans Wagner — In: Mitteilungen für die Archivpflege in Bayern. 3. Jahrg. Heft 1/2 München 1957 S. 26 f. — *Wild*, Karl: Gedenkblatt für Hans Wagner. In: Ostbairische Grenzmarken. Passauer Jahrbuch für Geschichte, Kunst u. Volkskunde. Passau 1957 S. 146.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0341-2
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Dr. Ludwig Hofbauer †

Schlachthofdirektor i. R. in Schwandorf

Schlachthofdirektor Dr. Ludwig Hofbauer ist am 24. September 1957 von uns gegangen. Er ruht in einem Ehrengrab auf dem Schwandorfer Waldfriedhof.

Dr. Ludwig Hofbauer wurde als Sohn des Kaufmanns Ludwig Hofbauer am 22. Juli 1880 in Kötzting geboren. Er erlebte die akademischen Jahre an den Hochschulen in München, Berlin und Stuttgart. Nach Beendigung seiner Studien erwarb er im Jahre 1904 an der Hochschule zu Stuttgart die tierärztliche Approbation und promovierte später an der Universität Leipzig zum Dr. med. vet. Ein Jahr nach seiner Approbation ließ er sich in Schwandorf als Tierarzt nieder. Nachdem Dr. Hofbauer einige Jahre als Distriktstierarzt tätig gewesen war, wurde er im Jahre 1913 zum Direktor des neuerbauten Schlachthofes in Schwandorf berufen.

Während des ersten Weltkrieges war er Stabs- und Regimentsveterinär beim 10. Bayerischen Feld-Artillerie-Regiment. Nach Kriegsende wurde er zusätzlich zu seinem Amt als Schlachthofdirektor mit der Wahrnehmung der Geschäfte eines Städtischen Bezirkstierarztes betraut.

Im Jahre 1938 trat Dr. Hofbauer krankheitshalber in den Ruhestand und verzog nach München, wo seine Wohnung im Jahre 1943 durch Bomben zerstört wurde. Nun kehrte er nach Schwandorf wieder zurück und wohnte seit 1952 in seinem Eigenheim in Fronberg bei Schwandorf.

Ging sein Freund Josef Geller, der Begründer und Generaldirektor der Bayerischen Braunkohlen-Industrie AG. Schwandorf, als Wirtschaftspionier in die Heimatgeschichte ein, so befruchtete Hofbauer entscheidend das Drängen zum kulturellen Fortschritt in der Stadt. Seiner Initiative ist die Errichtung des Städtischen Schlachthofes im Jahre 1913 zu verdanken, dessen erster Direktor er in den Jahren von 1913 bis 1938 war. Er beeinflußte den Bau der Ostmarkhalle im Jahre 1934, die auch heute noch besonders als Zuchtviehmarkthalle verwendet wird.

Sein unermüdlich schaffender Geist setzte sich immer weitere Ziele. Er rief im neugegründeten Mittelschulverein energisch zur Errichtung einer höheren Schule in Schwandorf auf und sah sich am Ziel, als die Oberrealschule Wirklichkeit wurde und schließlich 1954 ein eigenes Heim bezog.

Seine Vorliebe galt aber der Kunst. Mit klarem Blick erfaßte er die in Stein und Holz vorhandenen Denkmäler in versteckt liegenden Hinterhöfen, an unbeachteten Stellen, in Gebäuden, abseits von den Heerstraßen des Fremdenverkehrs und sorgte sich um ihre Erhaltung. Ihm ist es zu verdanken, daß das Orts- und Heimatmuseum in Schwandorf Wirklichkeit wurde. Heute erinnern dort einige Stücke aus seiner ehemals reichen Privatsammlung an seine Sammlertätigkeit.

Ein halbes Jahrhundert im Dienste einer städtischen Gemeinschaft als uneigennütziger Pionier und Förderer kultureller Belange fand in der Ernennung zum „Ehrenbürger der Stadt Schwandorf i. Bay." im Jahre 1955 anläßlich des Heimatfestes einen verdienten Dank und eine öffentliche Anerkennung.

In der Zeit seines Lebensabends griff er wieder zur Feder, wie er sich schon vorher im Jahre 1928 als Schriftsteller mit seinem Buch „Der Pestkrieg", verlegt bei Ludwig Rath in Regensburg, bewiesen hatte. Sein Leben war erfüllt von Erlebnissen, die er festhalten wollte. Doch nur die Höhepunkte seines Schaffens wurden als Bruchstücke seiner Gedanken und Erinnerungen druckreif und in Zeitschriften und Tageszeitungen veröffentlicht.

Dr. Klitta-Schwandorf

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0342-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Bericht der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums Regensburg

vom 1. Januar 1957 bis 31. Januar 1958

Von Dr. Armin Stroh

Es entspricht der Natur dieser Abteilung, daß sie nur in Verbindung mit den interessierten Kreisen der Bevölkerung ihren Aufgaben gerecht werden kann, die einerseits darin bestehen, das allenthalben anfallende Fundgut aus vor- und frühgeschichtlichen Zeiten zu sammeln, es andererseits aber auch wieder *allen* Interessierten in entsprechender und anschaulicher Weise zur Verfügung zu stellen. Das geschieht einmal in der Schausammlung, die jederzeit und jedermann zugänglich ist und durch dauernde Neuaufnahmen und Erweiterungen auf dem laufenden gehalten wird. Sie wird ergänzt durch eine Studiensammlung, die zweckmäßig und übersichtlich angeordnet ist und in der jeder eingelieferte Fund sofort greifbar ist. Diese Sammlung ist auf Wunsch dem Interessenten ebenfalls zugänglich. Die Studiensammlung umfaßt Bestände aus über 130 jähriger Sammeltätigkeit. Deren katalogmäßige Erfassung, an der in den vergangenen Jahren gearbeitet wurde, ist jetzt abgeschlossen, so daß allen Anforderungen und Fragen an dieses Material jetzt entsprochen werden kann. Die römischen Funde, soweit sie vor 1936 angefallen sind, entbehren noch eines neuzeitlichen Inventars, doch ist die Arbeit daran ebenfalls in Angriff genommen.

Dankbar gedenken wir wieder der Unterstützung und Mithilfe privater Freunde wie zuständiger Behörden. Es sind das nicht nur die bereits in früheren Berichten genannten Mitarbeiter und Freunde, sondern es sind auch neue hinzugekommen, die wir begrüßen dürfen und denen wir unsere Hoffnung auf eine gute Zusammenarbeit ausdrücken. Die namentliche Erwähnung geschieht im folgenden Fundbericht bei den einzelnen Fundnotizen. Bei den verschiedensten auch musealen Aufgaben fanden wir die finanzielle Unterstützung des B. Landesamtes für Denkmalpflege. Zuschüsse des Bezirksverbandes Oberpfalz förderten unsere Arbeit sehr wesentlich und ermöglichten vor allem die Ausgrabungen auf dem Schloßberg bei Kallmünz in größerem Umfange.

Als besondere Ereignisse in der Berichtszeit seien vor allem die weitere Erforschung der Wallanlagen auf dem Kallmünzer Schloßberg genannt. Es handelt sich dabei um die erste planmäßige archäologische Untersuchung in der Oberpfalz seit Kriegsende. Diese Unternehmung,

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0343-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

deren Fortsetzung geplant ist, verspricht wesentliche, über den lokalen Rahmen weit hinausgehende Erkenntnisse. Ein Vorbericht ist im Februarheft der Heimatzeitschrift „Die Oberpfalz" erschienen. Als Notgrabung mit besonderer Bedeutung ist die Fortsetzung der 1954 begonnenen Untersuchung eines frühbairischen Reihengräberfeldes bei Lauterhofen, dem nachmaligen fränkischen Königshof, zu nennen. Ein Bericht darüber erscheint in Heft 3, 1958 der „Oberpfälzer Heimat" (Weiden). Unter den Zufallsfunden ragen durch ihre wissenschaftliche Bedeutung hervor ein frühbronzezeitliches Hockergrab von Regensburg-Humboldstraße und ein jung urnenfelderzeitliches Brandgrab vom Sandhof bei Grünthal.

An Veröffentlichungen, die auch unser Arbeitsgebiet berühren, nennen wir die Bayer. Vorgeschichtsblätter Band 21, 2. Teil. Kurz vor seinem Erscheinen steht Band 22 derselben Zeitschrift. Heft 11 der Materialhefte zur bayerischen Vorgeschichte mit einer Arbeit von H. J. Hundt, Katalog Straubing behandelt vor allem die berühmten frühbronzezeitlichen Funde von Straubings Boden, die auch für unser Gebiet von großer Bedeutung sind. Im Druck befindet sich eine abgeschlossene Arbeit über die Bronzezeit in der Oberpfalz, deren Erscheinen, falls die Finanzierung glückt, noch in diesem Jahr erwartet werden kann. Der wissenschaftliche Bericht über die Grabung an der Römermauer in Regensburg (VO 97, 1956, 466—470) erscheint demnächst in der Fachzeitschrift „Germania".

I. Ältere und mittlere Steinzeit
(Paläolithikum und Mesolithikum)

Aschbuch, Kr. Beilngries. Einige Silices und Tierknochen siehe bei Bronzezeit.

Großprüfening, Gem. Regensburg. Der Schüler J. Weig fand als Einzelstück auf den Feldern zwischen dem Nordrand des Ortes und der Donau ein paläolithisches Hornsteinwerkzeug. — Inv.-Nr. 1957/110.

Kallmünz, Kr. Burglengenfeld. Unser Mitarbeiter Amtmann i. R. H. Lindner, dem wir bereits eine reichliche Sammlung alt- und mittelsteinzeitlicher Artefakte aus dem Bayerischen Wald verdanken, entdeckte bei einem Besuch der Ausgrabung auf dem Schloßberg, wie er erzählte, bei einem abendlichen Spaziergang im Scheine des Vollmondes einen altsteinzeitlichen Lagerplatz. Er schreibt dazu folgendes: „Auf dem Kallmünzer Schloßberge wurden nördl. der engeren Wallanlage in der ausgedehnten Randmulde, die zwischen den Steilabstürzen der Jurafelsen zur Naab hinunterschwingt, bis etwa zur Höhe mit dem Kreuz gegen Traidendorf hin mehrere (bisher 5) Freiland-Fundstellen mit weißpatinierten Artefakten aus dem an-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0344-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

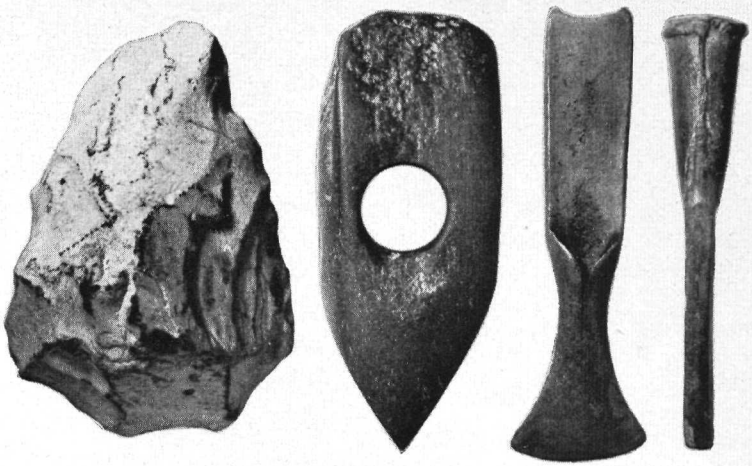


Abb. 1
Altpaläolithisches Steinartefakt aus Regensburg (S. 337) — Neolithische Steinaxt aus Chamerau (S. 338) — Bronzezeitliches Absatzbeil aus Pösing (S. 340) — Urnenfelderzeitlicher Tüllenmeisel aus Riekofen (S. 342)

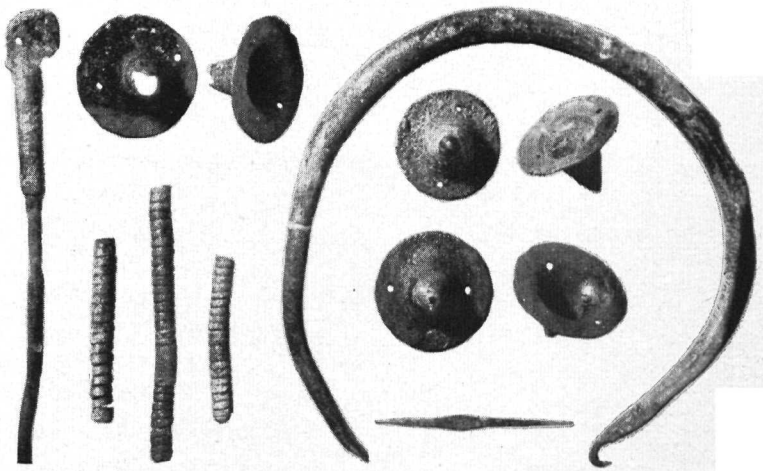


Abb. 2
Bronzezeitliche Trachtbestandteile aus Regensburg (S. 340)

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0345-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg



Abb. 3
Vier Urnenfeldergefäße aus Grünthal (S. 341)



Abb. 4
Hallstattzeitliche Grabanlage, „Steindeckengrab“ (S. 344)

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0346-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

stehenden, stark rissigen Jurahornstein entdeckt. Es handelt sich wahrscheinlich um 2 Besiedelungsgruppen, von denen die ältere, stärker patinierte, nach den bisher gesammelten Formen einem späten stichelreichen Magdalénien anzugehören scheint, während in der jüngeren, weniger stark patinierten Gruppe neben quadratischen und ovalen Schabern auch ein Dreieck von der Art der Kötztinger Funde aufgelesen wurde. Beide Gruppen führen auch Geräte aus Quarz und Quarzit. Die Flora ist heute noch zum großen Teile mediteran bis pontisch, als Zeitstufe der Besiedelung darf vielleicht an das Alleröd und den Übergang zum Postglazial gedacht werden." — Inv.-Nr. 1957/93-97.

Regensburg. J. Zirngibl, seit langem ein begeisterter Mitarbeiter in der vorgeschichtlichen Heimatkunde, sammelte auf den Feldern im nördlichen Donaubogen, zwischen diesem und dem Weinwerg sehr altertümliche Steinartefakte auf, die z. T. noch aus dem Altpaläolithikum stammen (Abb. 1). Bei den Funden befindet sich auch eine jungsteinzeitliche Beilklinge. — Inv.-Nr. 1957/92.

Sinzing, Kr. Regensburg-Nord. Beim Bahnbau Regensburg-Nürnberg wurde 1871 beim Weiler Waltenhofen unweit der vom Naabtal nach Süden einschneidenden Schlucht „Schelmengraben" Teile einer Höhle abgegraben und dabei erstmals für die Gegend diluviale Tierreste und altsteinzeitliche Artefakte, aber auch Keramikscherben aus jüngeren Perioden entdeckt. Die Funde wurden einer damals verbreiteten Übung entsprechend an verschiedene Institute, darunter auch in London, verteilt. Regensburg ging dabei leer aus. Es besitzt einen kleinen Fundbestand aus späteren Aufsammlungen (Inv. Nr. A 1-7). Eine Sammlung von 57 paläolithischen Steingeräten und 13 Tonscherben der frühen Latènezeit haben wir vom Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität in Freiburg i. Br. erworben. — Inv.-Nr. 1958/2. 3.

II. Jüngere Steinzeit (Neolithikum ca. 3000—1800 v. Chr.)

Alteglofsheim, Kr. Regensburg-Süd. In der Flur Eglofsheimer Äcker fand Gutspächter Heigl von Aukofen den Reiber einer Getreidequetsche und 1 Silexrohstück von der Steingeräteproduktion. Eine darauf folgende Begehung des Fundgeländes erbrachte noch einige Feuersteinsplitter und einige vorgeschichtliche Scherben unbekannter Zeitstellung, vielleicht auch der Urnenfelderkultur. — Inv.-Nr. 1957/4.

Ebenfalls Gutspächter Heigl verdanken wir einen weiteren Getreidereiber vom Junglaufacker an der Straße nach Moosham. Eine zusätzliche Begehung lieferte noch 2 Silexsplitter und einige vielleicht metallzeitliche Tonscherben. — Inv.-Nr. 1957/5.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0347-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Arnhofen, Kr. Kelheim. G. Müller, Burgheim, fuhr mit seinem Motorrad auf der Bundesstraße 16. Als er eine kleine Pause einlegte, fand er in der Lehmgrube gegenüber der Ziegelei einige Hornsteinsplitter und Scherbchen von einer neolithischen Ansiedelung. — Inv.-Nr. 1957/41.

Chamerau, Kr. Kötzting. Beim Ostende der Insel Kuhwörd wurde eine Steinaxt ausgebaggert (Abb. 1), von Baggerführer L. Keutner erkannt und sichergestellt. Die Vermittlung dieses schon durch die Lage des Fundortes bedeutungsvollen Werkzeuges verdanken wir wieder Amtmann i. R. Lindner in Schwarzenberg, dessen tätige Mitarbeit wir schon mehrfach erwähnen konnten. (Kötztinger Zeitung und Kötztinger Umschau vom 27. 4. 1957). — Inv.-Nr. 1957/36.

Langenerling, Kr. Regensburg-Süd. Siehe unter Hallstattzeit.

Mintraching, Kr. Regensburg-Süd. Gutspächter Heigl von Aukofen fand auf seinen Feldern in der Winkelbreite ein serpentinartiges Geröll, das vermutlich vom vorgeschichtlichen Menschen als Rohmaterial zur Erzeugung von Steinbeilen herbeigeschleppt worden war. Außerdem eine stark im Gebrauch abgenützte Queraxt, d. h. eine für den Einsatz eines Holzschaftes so durchbohrte Steinklinge, daß die Scheide quer zum Griff stand. Vermutlich also handelt es sich um eine Feldhacke. — Inv.-Nr. 1957/3.

Aus der Grabgrube eines beigabenloses Skelettes im Anwesen Hs. Nr. 114 einige vorgeschichtliche, vielleicht neolithische Scherben, die mit der umgebenden Erde in die Grabgrube eingefüllt wurden. Die Bestattung selbst ist vermutlich mittelalterlich oder noch jünger. — Inv.-Nr. 1957/32.

Moosham, Kr. Regensburg-Süd. Fundstellen am Langenerlinger Bach siehe unter Hallstattkultur.

Einen Getreidereiber fand Gutspächter Heigl auf seinem Feld in Flur Figurenbreite. Bei einer danach vorgenommenen Begehung des Fundgeländes konnten noch 3 Feuersteinsplitter und einige vorgeschichtliche Tongefäßscherben, vielleicht der Urnenfelderzeit, aufgesammelt werden. — Inv.-Nr. 1957/6.

Petzkofen, Kr. Regensburg-Süd. Hauptlehrer Jellinek von Aufhausen hat durch seinen Heimatkundeunterricht seine Schüler zur Beachtung vorgeschichtlicher Funde angehalten. Schon mehrfach konnten wir auf durch ihn vermittelte wichtige jungsteinzeitliche Besiedelungszeugnisse hinweisen (VO 95, 1954, 280; 96, 1955, 404). Eine neuerlich aufgefundene sehr schöne Steinaxt stammt vom Feld 100 m westlich der Straße von Petzkofen nach Hellkofen. Sie gehört in den jungsteinzeitlichen, bandkeramischen Kulturkreis. — Inv.-Nr. 1957/1.

Schwabelweis, Gem. Regensburg. Der Schüler Karl Wanninger fand im Geröll der Donau eine nur flüchtig zugearbeitete Steinbeilklinge.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0348-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Das Gerät gehört nach seiner Fundlage zur Kategorie der Flußfunde. Wir konnten hier schon öfter über solche berichten (VO 91, 1950, 232; 92, 1951, 218; 94, 1953, 206 f.; 96, 1955, 495). Sicher ist nur ein geringer Teil dieser Fluß- oder allgemeiner gesprochen Wasserfunde unabsichtlich oder sonst irgendwie zufällig dahin gelangt, sondern sie sind, wie die sogenannten Depotfunde an Land, zweifellos großenteils Weihegaben, die aus irgendeinem Grund, der natürlich sehr verschiedenartig sein kann, vom Besitzer hergegeben worden sind. Nachteilig für die Deutung ist der Umstand, daß in Gruppen niedergelegte Gegenstände durch das bewegte Wasser und vor allem durch die Art der Auffindung (Bagger) aus ihrem originalen Zusammenhang gerissen werden. Indessen ist es klar, daß die Beachtung jedes einzelnen Fundes und die Beurteilung einer möglichst vollständigen Sammlung solcher Funde uns der Deutung näherbringen wird und mit der Zeit die geistigen Hintergründe aufdeckt, die unsere Altvordern bewogen haben, sich von so manchem lieben oder auch kostspieligen Besitz durch Übergabe an das Wasser zu trennen. Inv.-Nr. 1957/10.

Taimering, Kr. Regensburg-Süd. Beim Grundaushub für den Neubau Käss am nordwestlichen Ortsrand barg der Schüler Rudi Loderbauer Tonscherben der jungsteinzeitlichen Stichreihen- und bayer. Rössener Keramik sowie der Urnenfelderkultur. — Inv.-Nr. 1957/34. 35.

III. Bronzezeit (1800—1200 v. Chr.)

Aschbuch, Kr. Beilngries. Bei der Anlage einer Jagdhütte auf dem felsigen Punkt 527 südsüdöstlich vom Ort einige Silexsplitter, spätbronzezeitliche Tonscherben und verschiedene Tierknochen, dabei vielleicht auch einige diluviale, gefunden. Geschenk von Lagerhausbesitzer M. Brand, Beilngries. — Inv.-Nr. 1957/29.

Essing, Kr. Kelheim. An dem Talhang der Altmühl zwischen Klausenhöhlen und Kastlhänghöhle wurden an mehreren Stellen vorgeschichtliche Kulturreste festgestellt. Auf dem Hangschutt lagen Tonscherben von der frühen Bronzezeit bis zur Urnenfelderzeit. — Inv.-Nr. 1957/51-53.

Kallmünz, Kr. Burglengenfeld. Die im vergangenen Jahr begonnenen Untersuchungen der Wallanlagen auf dem Schloßberg und Hirmesberg wurden in der Berichtszeit vom 12. 8. — 25. 10. fortgesetzt. Wichtige Fortschritte konnten in der Deutung des Außenwalles erzielt werden. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist er von vorneherein als Wall und nicht etwa als Mauer erbaut worden. Als Zeitraum für seine Errichtung und gewaltsame Zerstörung kommt die späte Hügelgräberbronze- bzw. frühe Urnenfelderzeit in Frage, rund das 13. Jahrhundert v. Chr. — Inv.-Nr. 1957/59-64.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0349-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

In Angriff genommen wurde die Erforschung des mächtigen inneren Walles, genannt „die Schanz". Bei dem enormen Umfang der nötigen Erdbewegungen konnten erst Anfangsergebnisse erzielt werden. In die Auffüllerde des Walles sind Kulturreste aller Zeiten vom ausgehenden Neolithikum bis in die frühe Keltenzeit eingebettet. Genannt seien außer großen Mengen von Tonscherben 2 Steinbeile und eine Frühlatènefibel. Am Grund der Aufschüttung liegt eine urnenfelderzeitliche Kulturschicht, die eine kleine Tierplastik aus Ton lieferte. — Inv.-Nr. 1957/71-91.

Moosham, Kr. Regensburg-Süd. Fundstellen am Langenerlinger Bach siehe unter Hallstattzeit.

Neidstein, Kr. Sulzbach-Rosenberg. Siehe unter Mittelalter.

Pösing, Kr. Roding. Ein aus dem Regen ausgebaggertes, sogen. böhmisches Absatzbeil (Abb. 1) schenkte Benefiziat Angerer von Pösing. Er ist seit einiger Zeit mit großer Hingabe und gutem Erfolg bemüht, die Vorgeschichte in seinem Pfarrbezirk zu erforschen. Durch seine Tätigkeit füllt sich allmählich auch dort eine Lücke in unserem Wissen und man darf mit guter Hoffnung den Ergebnissen seines ferneren Forschens entgegensehen. — Inv.-Nr. 1957/68.

Pommershofer Wald, Kr. Sulzbach-Rosenberg. Vorgeschichtliche Scherben von der Bronze- bis Hallstattzeit aus dem großen Bauernloch brachte M. Moser. Es handelt sich dabei vermutlich um die Überbleibsel älterer, nicht amtlicher Grabungen. — Inv.-Nr. 1957/99.

Regensburg. Am südlichen Stadtrand wird knapp unterhalb der Napoleonshöhe westlich der Straße nach Unterisling fleißig gebaut. Wir erhielten vom Bau Humboldstr. 1—5 stein- und eisenzeitliche Funde (VO 97, 1956, 458. 464). In diesem Jahr traf der Bagger beim Ausheben des Grabens für den Wasserleitungsanschluß für Haus Nr. 17 auf eine frühbronzezeitliche Hockerbestattung. Bedauerlicherweise ließ der Greifer nicht mehr viel ungestörtes Beobachtungsmaterial zurück und richtete an den Beigaben böse Schäden an, jedoch verdanken wir es allein dem verständigen Eingreifen des Bauführers J. Schmiedmeister, daß dem seelenlosen Wühlen des Baggers noch soviel entrissen wurde. Von der Grabausstattung konnten folgende weibliche Trachtbestandteile aus Bronze geborgen werden (Abb. 2): Ein Halsring, eine Rudernadel mit heruntergezogener Schleife, deren Ende den Hals des Schaftes spiralig umwindet, mehrere Blechhütchen und Drahtspiralröhrchen, vermutlich ein Gewandbesatz, außerdem eine Tätowiernadel. Dieses Grab ist das erste, das nach dem Krieg in unserem Arbeitsgebiet entdeckt wurde, zugleich das erste seiner Art und seines Alters im Stadtgebiet überhaupt. Die nächsten altersgleichen Gräber kennen wir von Harting, Sengkofen, Aufhausen und in einiger Menge aus Straubing. — Inv.-Nr. 1957/66.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0350-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Adertshausen, Kr. Parsberg. In der Pfaffenhänghöhle sammelten F. Leja und M. Moser Funde der Urnenfelder-, Hallstatt-, Latènezeit und des frühen Mittelalters auf, darunter auch 2 Spinnwirtel. — Inv.-Nr. 1957/102.

Alteglofsheim, Kr. Regensburg-Süd. Flur Eglofsheimer Äcker siehe unter Jungsteinzeit.

Bischofsreuth, Gem. Gaissach, Kr. Sulzbach-Rosenberg. In einem recht kleinen und unbedeutenden Felsloch fanden F. Leja und M. Moser einige Tongefäßscherben. — Inv.-Nr. 1957/107.

Brunn, Kr. Neumarkt. Am Fuß des Wachtberges wurde beim Neubau der Straße nach Sulzbach-Rosenberg unmittelbar nördlich der Einmündung des Weges vom Bärnhof eine Kulturschicht angeschnitten, die reichlich Scherben ergab. Ein Teil gelangte in Privatbesitz. — Inv.-Nr. 1957/40.

Essing, Kr. Kelheim. Siehe bei Bronzezeit.

Gersricht, Gem. Illschwang, Kr. Sulzbach-Rosenberg. Südwestlich vom Ort befindet sich eine urnenfelderzeitliche Siedlung. Aufgeackertes Scherbenmaterial sammelten F. Leja und M. Moser. — Inv.-Nr. 1957/104.

Großenfalz, Kr. Sulzbach-Rosenberg. Bei der Felsgruppe 435 fand M. Moser Tongefäßscherben. — Inv.-Nr. 1957/9.

Grünthal, Kr. Regensburg-Nord. Bei einer Begehung der in VO 97, 1956, 459 und 471 genannten Fundstelle beim Sandhof wurden überall im Bereich der beiden großen Sandgruben oberflächlich zerstreut liegende Scherben aufgesammelt, die auf eine recht ausgedehnte vorgeschichtliche Ansiedlung hinweisen. Außerdem fand sich am Rand der westlichen Grube, wo in einem schmalen Streifen der Humus abgeräumt war, eine Gruppe von 4 Gefäßen (Abb. 3): 1. bauchiges Gefäß mit sorgfältig abgeschlagenem Hals; 2. Amphore mit engem, steilen Trichterhals; 3. rohgearbeiteter Krug; 4. Henkeltasse. Das halslose Gefäß stand umgekehrt mit der Standfläche nach oben und barg die aufrecht stehende Tasse in sich. Dicht daneben lag auf der Seite der Krug und daneben, bzw. teilweise darauf die Amphore ebenfalls umgekehrt mit dem abgelösten, aber in sich ganz unversehrten Trichterrand nach unten. Spuren einer Grabgrube, von Leichenbrand oder Scheiterhaufenrückständen zeigten sich nicht, freilich konnte eine nähere Untersuchung nicht stattfinden.

Offensichtlich gehört das Grab, denn um den Teil eines solchen muß es sich handeln, zeitlich und kulturell in den Rahmen des bekannten Urnengräberfeldes Kelheim und zwar in den älteren Teil von dessen Hauptgruppe, also in den früheren Teil der Stufe Hall-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0351-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

statt B. Ein Vergleich mit dem Kelheimer Fundmaterial (Materialhefte zur Bayer. Vorgeschichte Heft 1, Kallmünz 1952, H. Müller-Karpe, Das Urnenfeld von Kelheim) zeigt indessen, daß diese Zuweisung nur allgemeine Gültigkeit hat. Unsere Anordnung der Gefäße scheint in Kelheim nicht vorzukommen, der säuberlich abgeschlagene Hals begegnet dort unter den 263 Gräbern nur ausnahmsweise und bei den wenigen Fällen ist nicht immer sicher, ob es sich nicht um spätere Beschädigungen handelt. Enghalsgefäße mit 2 gegenständigen Henkeln sind in Kelheim eine erklärte Seltenheit und zudem pflegen dort die Hälse wesentlich weiter auszuladen. Selbst bei dem einfachen und rohen Krug macht sich ein auffallender Unterschied geltend. Hier setzt der Henkel etwas unter dem Rand an und biegt sich gleich abwärts, dort geht er immer aus dem Rand hervor und erhebt sich oft noch etwas über diesen. Ergebnis der Betrachtung: Das neue Grab der jüngeren Urnenfelderkultur gehört zu einer eigenen, formlich von den Kelheimer Gräbern unterschiedenen Gruppe. Außerdem ist es durch seine Lage im Urgebirge in einem westlichen Seitental des Regen bemerkenswert. — Inv.-Nr. 1957/7.

Langenerling, Kr. Regensburg-Süd. Siehe unter Hallstattzeit.

Moosham, Kr. Regensburg-Süd. Fundstellen am Langenerlinger Bach siehe unter Hallstattzeit.

Flur Figurenbreite siehe bei Jungsteinzeit.

Parsberg. Zwischen Ort und Laaber erhebt sich der Buchenberg, seine besonders zum Tal mit schroffen Felsen abbrechende Kuppe umzieht ein Ringwall. Im Innenraum wurden einige Tonscherben aufgesammelt. — Inv.-Nr. 1957/31.

Pommershofer Wald, Kr. Sulzbach-Rosenberg. Siehe unter Bronzezeit.

Riekofen, Kr. Regensburg. Ein recht seltenes, in unseren Sammlungen einmaliges Gerät schenkte Kl. Brise: Einen schweren Tüllenmeisel (Abb. 1) aus Bronze, gut erhalten und mit schöner Patina. Er fand ihn nördlich vom Bruckhof als Einzelstück auf dem Feld. Natürlich ist es möglich, daß das Werkzeug als Einzelstück in den Boden gelangte, doch scheint es wahrscheinlicher, es sei mit anderen Dingen zusammen niedergelegt worden. An einen zufälligen Verlust wollen wir nicht denken, sondern glauben in jedem Fall an ein „Depot", eine absichtliche Niederlegung. — Inv.-Nr. 1957/67.

Rogging, Kr. Regensburg-Süd. Beim Wegebau, der im Anschluß an die Flurbereinigung durchgeführt wurde, fand J. Tausche aus Aufhausen auf einem Höhenrücken etwa 250 m westlich vom nördlichen Ortsausgang Gefäßreste, die auf eine Ansiedlung hinweisen. — Inv.-Nr. 1957/111.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0352-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Rosenberg, Kr. Sulzbach-Rosenberg. Auf dem Schloßberg befand sich eine Ansiedlung, von der bei Baumaßnahmen und anderen Gelegenheiten immer wieder Kulturreste anfallen. Tonscherben sammelten F. Leja und M. Moser. — Inv.-Nr. 1957/103.

Taimering, Kr. Regensburg-Süd. Keramische Reste vom Neubau Käss siehe unter Jungsteinzeit.

V. Eisenzeit

a) Hallstattzeit (800—450 v. Chr.)

Adertshausen, Kr. Parsberg. Siehe unter Urnenfelderzeit.

Fischbach, Kr. Burglengenfeld. Östlich vom Ort in einem weiten Trokkental betreibt der Bauunternehmer H. Küffner auf dem Feld Fl. Nr. 144 eine Sandgrube. Dort wurden im Frühsommer Menschenknochen und Tonscherben in Verbindung mit Kalksteinen, die hier im Sand ganz ungewöhnlich sind, bemerkt. Eine kurze Bergungsgrabung und eine im Herbst angeschlossene abschließende Untersuchung ergab, daß hier eine Grabanlage sehr seicht unter der Ackeroberfläche lag. Sie war daher schon weitgehend verschleift und zerrissen. Immerhin ließen sich noch 3 Körper- und 1 Brandgrab feststellen, die teilweise mindestens ursprünglich von Steinen kistenartig umstellt und auch von Steinen überdeckt waren. Ein Skelett war völlig verwühlt, ein zweites zeigte gestreckte Haltung und das dritte extreme Hockstellung. Die Reste der ehemaligen Steinbedeckung deuteten auf einen runden Abschluß der kleinen Gräbergruppe hin und lassen vermuten, daß wir den Rest eines einstigen Hügelgrabes vor uns haben. Der Sand, die Bindung der Steineinbauten, hielt den äußeren Einflüssen nicht stand und floß auseinander. Dadurch verloren auch die Kalksteine Halt und Zusammenhang und gelangten immer wieder an die Oberfläche, wo sie bis in neueste Zeit von den Grundbesitzern als dem Feldbau hinderlich „wagenweise" abgelesen und ausgerissen wurden. Nach den keramischen Beigaben gehören die Bestattungen in die späte Hallstattzeit.

Bei der abschließenden Grabung wurde das umgebende Gelände besonders scharf geprüft, zumal der Grundbesitzer von mehreren Steinnestern sprach. Dabei fiel unmittelbar daneben eine sehr flache, dem unbefangenen Auge kaum sichtbare Erhebung auf. Sie wurde anschließend ebenfalls untersucht, da in kurzer Zeit der Sandabbau auch bis dorthin vorgedrungen sein würde. Es ergab sich, daß tatsächlich eine zweite Grabanlage darin steckte, die ebenfalls schon stark beschädigt war. Knochen und Keramik, alles war in kleine Teile zerbrochen und nur noch wenig davon vorhanden. Glücklicherweise aber fanden sich noch 4 Bronzeschmuckstücke, Gewandnadeln,

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0353-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

sogen. Fibeln, die das Grab in die erste Stufe der Latènezeit datieren. Dieses zweite Grab ist also etwas jünger als die erste Gräbergruppe. Nicht nur sind die Formen der Beigaben andere, auch die Grabausstattung war, soviel läßt sich selbst an dem bescheidenen Rest noch sehen, anders. Am wichtigsten aber war, daß noch ein Teil eines einst kreisrunden Steinkranzes vorhanden war und daraus mit großer Wahrscheinlichkeit auf einen ehemals vorhandenen Hügel geschlossen werden kann (Abb. 4).

Diese Beobachtung ist von weitreichender Bedeutung. Sie ist ein erster Beitrag zum Problem der seit langem umstrittenen „Steindeckengräber". Die Kenntnis dieser Grabform stammt aus einer Zeit und von Leuten, deren Hauptaugenmerk auf die Gewinnung von Funden gerichtet war. So fehlen uns heute brauchbare Beobachtungen und Unterlagen für die Beurteilung des Phänomens der Steindeckengräber. Man verstand darunter Grabanlagen unter ebener Oberfläche in Verbindung mit einer Decke aus Steinen. Es entstand der Eindruck, als ob es eine eigene Gruppe solcher Gräber gäbe, die sich auffallenderweise auf Talböden beschränkte, während gleich ausgestattete Gräber auf den umgebenden Höhen immer unter Hügeln lagen. Der Verdacht lag nahe, daß hier ein Beobachtungsfehler vorliegt, jedoch war es bisher nicht möglich, mit exakten Unterlagen die schwebenden Fragen zu klären. Ein Anfang dazu ist mit den Fischbacher Gräbern gemacht, denn sie waren sehr wahrscheinlich Hügel und sind erst durch Verwitterung, Erosion und Ackerbau zu Flachgräbern geworden.

Die beiden Gräber sind nur ein Teil eines kleinen Friedhofes, der noch weitere Gräber umfaßte, denn während die Ausgrabungen im Gange waren, stießen Bauern auf einem benachbarten Feld beim Anlegen einer Rübenmiete auf Steine, schwarze Erde, Scherben und menschliche Knochen, alles untrügliche Anzeichen auf eine dritte Grabanlage. — Inv.-Nr. 1957/44-46. 48. 112. 113.

Fronau, Gem. Eitlbrunn, Kr. Regensburg-Nord. Weitere Funde aus der Tongrube der Ziegelwerke Puchner & Co., Regenstauf. Vgl. VO 96, 1955, 500; 97, 1956, 463. — Inv.-Nr. 1957/26.

Langenerling, Kr. Regensburg-Süd. In Fortsetzung der unter Moosham beschriebenen Geländebegehung wurden östlich vom Ort zwei bescheidene Fundpunkte ermittelt.

1. Etwa 300 m südwestlich 349,2 einige vorgeschichtliche Scherben, vielleicht der Urnenfelderkultur, und 2 Silices.
2. Vom anschließenden Flurstück, etwa 1300 m östlich der Kirche ein Silexkratzer und einige Scherben vermutlich der Hallstattkultur. — Inv.-Nr. 1957/19. 20.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0354-5
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Moosham, Kr. Regensburg-Süd. Der Raum zwischen Moosham und Langenerling erschien auf den vorgeschichtlichen Fundkarten als leerer Fleck. Einem ersten Versuch, Spuren vorgeschichtlicher Besiedlung zu finden, war nur geringer Erfolg beschieden (VO 97, 1956, 472), der dann durch Funde von Gutspächter Heigl in Aukofen verbessert wurde. Eine erneute Begehung von Moosham aus erbrachte den erwarteten Nachweis lebhafter vorgeschichtlicher Besiedelung. Der Weg führte vom Bahnhof Moosham zum Langenerlinger Bach und dann an dessen linkem Ufer entlang bis Langenerling. Im einzelnen wurde gefunden:

1. Zwischen den Fluren Schindgrube und Platte 750 m südsüdostwärts der Kirche eine vorgeschichtliche Scherbe und eine Silexklinge. Zeitstellung unbekannt.
2. Einige Scherben von der Flur Platte, Zeitstellung unbekannt, einer vielleicht spiralkeramisch.
3. Auf dem an Flur Platte ostwärts anschließendem Hang zum Langenerlinger Bach Siedlungsstelle mit reichlich Tonscherben der Bronze- und Urnenfelderzeit, auch zwei Feuersteinsplitter.
4. Bachaufwärts schließt die Flur Figurenbreite an. Diese Fundstelle ist unter Jungsteinzeit erwähnt.
5. Südlich anschließend, 325 m ostnordöstlich 348,2 eine kleinere Fläche mit vorgeschichtlichen Scherben, einige vielleicht der Hallstattkultur, dabei auch ein Spinnwirtel.
6. Etwa 150—200 m südlich von voriger Fundstelle einige Silices, dabei eine an den Kanten beidseitig retuschierte Spitze aus Plattenhornstein. Scherben der Hallstattkultur. Ein Bruchstück eines Bandhenkels vielleicht römisch. In der Nähe dieser und der nächsten Fundstelle liegt der Staengbrunnen, von dem die VO 96, 1955, 494 erwähnte schöne Steinaxt stammt. Für sie gilt übrigens auch, was oben bei Schwabelweis über Wasserfunde gesagt ist.
7. Eine kleine Strecke ostwärts, etwa 500 m westlich 340,3 einige unbestimmte, aber vorgeschichtliche Scherben, vielleicht der Bronze- bis Hallstattzeit, und drei Silexsplitter.
8. Weiter in südöstlicher Richtung am Bach entlang etwa 1900 m südöstlich der Kirche Moosham auf sanft gegen Nordost fallendem Hang, 100—200 m vom Bach entfernt eine Siedlungsstelle mit reichlich ausgeackerten Kulturresten vorwiegend der Urnenfelder-, jedoch auch der Hallstatt- und spiralkeramischen Kultur.
9. 10. Zwei weitere Fundpunkte liegen bereits auf Langenerlinger Flur. Siehe dort. — Inv.-Nr. 1957/12-18.

Rothenbruck, Kr. Eschenbach. Unweit der Ziegelhütte fand M. Moser 2 Scherben eines Näpfchens. — Inv.-Nr. 1957/8.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0355-1
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

Wellucker Wald, Kr. Eschenbach. Auf einem unbefugt angegrabenen Hügelgrab an der Bundesstr. 85 fand M. Moser menschliche Skeletteile und Tonscherben. — Inv.-Nr. 1957/100.

b) Latènezeit (= Keltenzeit 450—Chr. Geb.)

Adertshausen, Kr. Parsberg. Siehe bei Urnenfelderzeit.

Fischbach, Kr. Burglengenfeld. Grab der frühen Latènezeit siehe bei Hallstattzeit.

Taimering, Kr. Regensburg-Süd. Beim Grundaushub für den Neubau Käss am nordwestlichen Ortsrand wurde eine Bestattung der Latènezeit unerkannt zerstört. Der Schüler R. Loderbauer konnte noch einen geknöpfelten Bronzearmring und menschliche Unterarmknochen retten. — Inv.-Nr. 1957/33.

Wellucker Wald, Kr. Eschenbach. In der Waldabteilung Grundschlag befindet sich eine Höhle, das Windloch. Der Höhlenboden ist stark durchwühlt und Scherben liegen darauf herum. F. Leja und M. Moser haben sie aufgelesen, soweit sie sich zeitlich bestimmen lassen, gehören sie in die Latènezeit. — Inv.-Nr. 1957/101.

VI. Römische Kaiserzeit (Chr. Geb. bis 5. Jahrh.)

Eining, Kr. Kelheim. Lesescherben von verschiedenen Grundstücken bei dem Militärlager Abusina verdanken wir der Freundlichkeit von Schulleiter M. Schosser in Eining. — Inv.-Nr. 1957/49. 51.

Großprüfening, Gem. Regensburg. J. Zirngibl und J. Weig brachten mehrfach Lesefunde von dem römisch besiedelten Gelände „Röhrl- und Schanzacker" nordöstlich der Mariaorter Eisenbahnbrücke beiderseits des Brunnweges. — Inv.-Nr. 1957/22.

Kumpfmühl, Gem. Regensburg. Bei der Verbreiterung der Kumpfmühlerstraße zwischen Friedenstraße und Theresienkirche, insbesondere bei der Anlage einer Tankstelle kamen einige Scherben von Ton- und Glasgefäßen zutage. — Inv.-Nr. 1957/43.

Moosham, Kr. Regensburg-Süd. Fundstelle am Langenerlinger Bach siehe unter Hallstattzeit.

Regensburg. Beim Obelisken in der Karl-Anselm-Allee, unweit vom Bahnhof einerseits und der römischen porta decumana, dem mittelalterlichen Peterstor andererseits, schuf das Stadtgartenamt zwei Springbrunnen. Bei den Erdarbeiten für Zu- und Ableitung des Wassers fanden sich eine Menge keramischer Reste. Daraus ließ sich ein großes eiförmiges Gefäß mit engem, niederen Zylinderhals zusammensetzen. — Inv. Nr. 1957/65.

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0356-7
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

VII./VIII. Merowingerzeit und später
(seit dem 6. Jahrhundert)

Gmünd, Kr. Regensburg-Süd. Bei der Kiesentnahme auf einem Acker südlich vom Ort wurden merowingische Reihengräber zerstört. Als einziges Zeugnis konnte noch ein Hiebschwert (Sax) gerettet werden. Es handelt sich um den ersten Fund dieser Art aus der Gemeinde und zugleich um den Beleg, daß die Entstehung des Ortes bis in das 7. Jh., also weit über die erste schriftliche Erwähnung zurückgeht. — Inv.-Nr. 1957/2.

Lauterhofen, Kr. Neumarkt. In der Berichtszeit konnte die Untersuchung des Reihengräberfeldes in den Geissäckern (vgl. VO 94, 1953, 217; 95, 1954, 289) wieder aufgenommen und fortgeführt werden. Insgesamt sind jetzt 39 Gräber bekannt und ist die Westgrenze des Friedhofes festgestellt. Eine Fortführung der Grabungen, die beabsichtigt ist, läßt wesentliche archäologische und hinsichtlich der Frühgeschichte von Lauterhofen historische Erkenntnisse erwarten. Etwa $^1/_3$ der Bestattungen führt Beigaben. — Inv.-Nr. 1957/115-125.

Neumarkt. Als Geschenk des Heimatmuseums Neuburg/Donau erhielten wir eine 16 Glasperlen umfassende Kette, die etwa 1908 an der Stadtmauer gefunden worden ist. Leider ist über die Fundumstände Näheres nicht bekannt, sie kann aber nur einem Grab entstammen und ist ein wichtiger Beleg für die bairische Besiedlung des Ortes im 6./7. Jh. (Vgl. B. Vorg. fr. 7, 1928, 37). — Inv.-Nr. 1958/1.

Neidstein, Kr. Sulzbach-Rosenberg. In einer Grotte sammelte M. Moser Tonscherben des Mittelalters auf, vielleicht ist der eine oder andere auch vorgeschichtlich ev. bronzezeitlich. — Inv.-Nr. 1957/106.

Saal, Kr. Kelheim. Seit Jahren scheint ein frühbairisches Reihengräberfeld der langsamen Zerstörung anheimzufallen. Erst jetzt wurden durch die Aufmerksamkeit der Lehrerin A. Heiss in Saal und durch Vermittlung des Kreisheimatpflegers A. Listl in Abensberg einige wenige Fundstücke und damit überhaupt erst das Vorhandensein des Gräberfeldes bekannt. Eine eiserne Lanzenspitze, ein Hiebschwert und zwei bunte Glasperlen erhielt als Leihgabe das Heimatmuseum Abensberg. — Inv.-Nr. 1957/37.

Taimering, Kr. Regensburg-Süd. Die vorgeschichtlich so reich belegte Ortsflur (vgl. Der Zwiebelturm 6, 1951, 241-245) hat bisher noch keine Hinweise auf frühe baierische Besiedelung ergeben, obwohl nach den Umständen als selbstverständlich angenommen werden muß, daß dieser günstige Platz bei der Landnahme der Bajuwaren mit zu den ersten gehört hat, die in Besitz genommen wurden. Neuerdings tauchte unter Funden von den Anwesen Plischke und Fleischmann (VO 96, 1955, 495) auch die Scherbe eines merowingischen Doppel-

Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0357-3
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg

konus auf. Sie ist der erste archäologische Nachweis für die bairische Gründung des Ortes im 6. Jahrhundert. Leider gelang es nicht, das wichtige Belegstück durch einen Erwerb für die Forschung zu sichern. Es konnte lediglich ein Gipsabdruck genommen werden. — Inv.-Nr. 1957/28.

IX. Zeitstellung unbekannt

Eschenbach, Kr. Hersbruck. Eine vorgeschichtliche Scherbe vom Rand eines Tongefäßes fand M. Moser „gegenüber der Eisenbahn am Berghang". — Inv.-Nr. 1957/105.

Hauzenstein, Kr. Regensburg-Nord. Zeitlich unbestimmbare, vorgeschichtliche Scherben wurden von den Feldern südlich 455,6 aufgesammelt. Die Fundstelle liegt in unmittelbarer Nachbarschaft zu einer kleinen Grabhügelgruppe der Hallstattkultur (VO 92, 1951, 220) und der Gedanke ist naheliegend, in den verstreuten Scherben die Spuren der zum Grabfeld gehörenden Ansiedelung zu sehen. 200—250 m ostnordostwärts liegt die VO 97, 1957, 471 f. verzeichnete Fundstelle. — Inv.-Nr. 1957/21.

Illschwang, Kr. Sulzbach-Rosenberg. In der Höhle „Schwarzer Mann" fand M. Moser eine vorgeschichtliche Scherbe. — Inv.-Nr. 1957/108.

Lina, Gem. Oberulrain, Kr. Kelheim. Gelegentlich der Untersuchung eines beigabenloses Skelettes im Anwesen Zott wurden östlich vom Ort einige vorgeschichtliche Tonscherben aufgesammelt. — Inv.-Nr. 1957/24. 25.

Moosham, Kr. Regensburg-Süd. Vorgeschichtliche Tonscherben wurden bei einer Geländebegehung südlich des Weges Alteglofsheim-Moosham östlich 349,1 aufgesammelt. — Inv.-Nr. 1957/11.

Parsberg. Am Nordabhang des Buchenberges, der zum Laabertal fällt, befindet sich am Fuß aufragender Felswände eine bescheidene, kleine Höhle. Vor ihren Eingang konnten einige vorgeschichtliche Tonscherben aufgefunden werden. — Inv.-Nr. 1957/42.

Sinzing, Kr. Regensburg-Nord. In einem kleinen Felsloch fand der Schüler J. Weig einige vorgeschichtliche, vermutlich metallzeitliche Tongefäßscherben. — Inv.-Nr. 1958/4.

Weltenburg-Thaldorf, Kr. Kelheim. Bei einem Besuch des Frauenberges (Arzberg) wurde nördlich der Straße Weltenburg-Kelheim bei km 4,300 ein Silexsplitter gefunden. Das bescheidene Stück ist zweifellos ein Hinweis auf eine vermutlich steinzeitliche Ansiedlung oder einen Lagerplatz. — Inv.-Nr. 1957/27.

Univ.-Bibliothek Regensburg
Phil.-Theol. Hochschule Bibliothek Regensburg
Universitätsbibliothek Regensburg
urn:nbn:de:bvb:355-ubr02229-0358-9
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg